PRESERVATION
MICROFILM
AVAILABLE

21. 255

Bk W16

Die deutſche Proſa

von

Mosheim bis auf unſere Tage.

Dritter Theil.

Von Joſeph von Eichendorff bis auf unſere Tage.

Die deutſche Proſa

von

Mosheim bis auf unſere Tage.

Eine Muſterſammlung herausgegeben von

Guſtav Schwab.

Zweite vermehrte Auflage

in drei Theilen,

beſorgt von

Karl Klüpfel.

Dritter Theil.

Von Joſeph von Eichendorff bis auf unſere Tage.

Stuttgart, 1860.

Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh.

Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

PT
1305
S35
3

Inhalt des dritten Bandes.

Viertes Buch.

Von Joseph von Eichendorff bis auf unsere Tage.

	Seite
Literarhistorische Nachweisungen	3
J. v. Eichendorff. Aus dem Leben eines Taugenichts	31
Neander. I. Die rechte und falsche Art der Schriftauslegung	45
II. Wilberforce	50
J. K. Passavant. Die Willensfreiheit	55
Klumpp. Das evangelische Missionswesen	60
Fallmerayer. Der immergrüne Buschwald von Kolchis	70
Waagen. Petrus Paulus Rubens	77
Martius. I. Der brasilianische Urwald	83
II. Der Aequator	86
Fr. v. Gagern. Brief eines kleinstaatlichen Diplomaten an seines Gleichen	90
Leopold Ranke. I. Anfänge Luthers	102
II. Persönliche Stellung des Cardinals Richelieu	111
Ullmann. Deutsche Theologie	121
Immermann. Der Hofschulze mit seinem Gesinde	127
Stöber. Wessen Licht brennt länger?	134
J. v. Radowitz. Denkschrift über die vom deutschen Bunde zu ergreifenden Maßregeln	142
Willibald Alexis. Der Göthakanal und der Trollhätta	148
Jeremias Gotthelf. Verlobung am Brunnen	154

	Seite
Wolfgang Menzel. I. Jean Paul	163
II. Erwachen des deutſchen Volksgeiſtes. Oeſterreichs Erhebung im Jahre 1808	170
Schnaaſe. I. Brügge	175
II. Ueber den religiöſen Ausdruck der Gemälde	179
Leo. Die Italiener	184
Tholuck. Das in Gott verborgene Leben	198
Robert v. Mohl. Lord Wellesley	205
Heinrich Heine. Grubenfahrt im Harz	220
Philipp Wackernagel. I. Poeſie und Proſa	226
II. Die Lieder Luthers	233
Hermann Hauff. Volkstracht und Modetracht	237
Hase. Geburt und Wiedergeburt des Heiligen	245
Fechner-Miſes. Der Tod	252
P. A. Pfizer. Stellung Oeſterreichs und Preußens zu dem übrigen Deutſchland	256
Grüneiſen. Das Münſter zu Ulm	264
Wilhelm Hauff. Märchen als Almanach	268
Juſtus v. Liebig. Ueber das Studium der Naturwiſſenſchaften	274
Schleiden. Die Palmen	288
Roſenkranz. Das Epos des Volkes	295
Gervinus. I. Herders größtes Verdienſt	299
II. Charakter der Geſchichte des neunzehnten Jahrhunderts	305
Wilhelm Wackernagel. Die Cathedrale von Sevilla	310
Stifter. Die Waldwanderung	325
G. Pfizer. Luthers Welt- und Lebensanſicht	334
Mundt. Die Reform der deutſchen Sprache im vorigen Jahrhundert	341
Glaubrecht. Die Zopfzeit	349
Kugler. Allgemeiner Charakter des gothiſchen Styles	358
Droyſen. Luther in Worms und ſein Werk	370
Gutzkow. Der Gaſthof zum Pelikan	379
Duncker. Wiſſenſchaft und Kunſt der Griechen vor den Perſerkriegen	392
Auerbach. Der Gang zum erſten Tanz	396
Freytag. Die erſte Begegnung	402
Hackländer. Alhambra	410
Ottilie Wildermuth. Ein Stadtſchreiber	428
Marie Nathuſius. I. Die Verlobung	436
II. Wahre Liebe	444
Theodor Mommſen. Julius Cäſars Charakter	445
Heinrich v. Sybel. Entwicklung der Habsburgiſchen Weltherrſchaft	455
Löher. Nizza und Umgegend	465

Seite

Häuffer. Die Schlacht von Marengo 471
Höfer. I. Die See 480
II. Der Wald 483
Helmholtz. Die künftige Temperatur unseres Planetensystems und das Weltende 487
Riehl. Der Wald 492
Paul Johann Heyse. Der Kreisrichter 499

Viertes Buch.

Von Joseph von Eichendorff bis auf unsere Tage.

Joseph Freiherr von Eichendorff, geb. den 10. Dec. 1788 auf dem Landgute Lubowitz bei Ratibor in Oberschlesien, stud. 1805 bis 1808 in Halle und Heidelberg die Rechte, lebt hierauf in Paris und Wien; tritt 1813 als freiwilliger Jäger in die preuß. Armee ein und nimmt bis 1815 an den Befreiungskriegen Theil; geht nach dem Frieden in den Civildienst, wird 1821 Regierungsrath in Danzig; macht sich zugleich als Dichter bekannt und schreibt 1824 den allerliebsten Roman „Aus dem Leben eines Taugenichts" (4. Aufl. 1856), dem eine Reihe anderer lyrischer, dramatischer und novellistischer Erzeugnisse folgt; wird 1841 Geh. Reg.Rath im Ministerium der geistlichen Angelegenheiten, scheidet aber 1843 aus dem Staatsdienste aus; schreibt 1847 über „die religiöse und ethische Bedeutung der neueren romantischen Poesie in Deutschland" und „über den deutschen Roman im 18. Jahrh. in seinem Verhältniß zum Christenthum" und endlich seine „Gesch. der poetischen Literatur Deutschlands" 2 Bde. Paderborn 1856, worin er die Literatur vom Standpunkt des Romantikers und Katholiken beurtheilt. Stirbt am 26. November 1857 zu Neisse in Schlesien auf dem Gute seines Schwiegersohnes. Einer der geistvollsten Romantiker.

Johann August Wilhelm Neander, geb. den 16. Jan. 1789 zu Göttingen (von jüdischen Eltern), erzogen in Hamburg und unterrichtet auf dem Johanneum unter Gurlitt, tritt zum christlichen Glauben über und stud. Theol. zu Halle und Göttingen 1806 ff.; wird Privatdocent zu Heidelberg 1811; außerordentl. Prof. der Theol. das. 1812; schreibt seinen „Julian" 1812; wird Prof. zu Berlin 1813; giebt den „h. Bernhard" heraus 1813; schreibt über die „geoffenb. Systeme" 1818; über den „h. Chrysostomus" 1821 und 1832 ff.; den „Antignosticus" 1826; die „Denkwürdigkeiten aus der Gesch. des Christenthums" 1822 ff.; sein Hauptwerk „die Geschichte der christl. Religion und Kirche" 1825 ff.; nimmt sich in der Straußischen Angelegenheit laut und entschieden der Lehrfreiheit an 1835; schreibt sein „Leben Jesu" 1836 ff.; seine Vorlesungen erstreckten sich über alle Zweige der histor. Theologie sowie Exegese und Dogmatik Sein Wahlspruch pectus facit theologum

charakterisirt ihn als Gottesgelehrten. Besonders beredt in Darstellung des Urchristenthums. Gestorben zu Berlin den 14. Juli 1850.

Johann Karl Passavant, geb. den 22. April 1790 in Frankfurt a. M., studirt in Heidelberg 1807 ff.; später in Tübingen 1809 f., wo Autenrieth und Kielmeyer seine Lehrer waren. Er bringt dann drei Jahre in Wien zu 1810 ff.; macht mehrjährige Reisen und hält sich dabei in Rom, Paris und München auf 1813 ff. In dieser Stadt lebt er im Umgange mit Jacobi, Schelling und Fr. Baader; von 1817 an in Frankfurt als Arzt und Schriftsteller thätig; 1821 giebt er sein Werk über den Magnetismus und das Hellsehen heraus, das 1837 in zweiter Auflage in einer mehr wissenschaftlichen Form erscheint; 1835 läßt er die Schrift über die Freiheit des Willens folgen. Eine Reihe von Jahren hindurch hält er Vorlesungen über Psychologie und Anthropologie und nimmt an der Begründung und Ausbildung mehrerer wissenschaftl. Institute seiner Vaterstadt thätigen Antheil. Die materialistische Richtung der Naturwissenschaft regt ihn zu seiner letzten Arbeit, einer Betrachtung über „das Gewissen" an, die 1857 in 2 Auflagen erscheint. Gestorben den 14. April 1857. Aus s. Nachlaß erscheint eine „Sammlung vermischter Aufsätze" 1857, und als Vorläufer seiner sämmtl. Werke: „Gedenkblätter" 1860. Als geistvoller Arzt und Forscher bestrebt, durch die Geheimnisse der Natur zum lebendigen Gott hindurchzudringen; vorsichtige und besonnene Darstellung.

Friedrich Wilhelm Klumpp, geb. d. 30. April 1790 zu Reichenbach im Würtemb., Sohn eines Wundarztes, gebildet auf dem Stuttg. Gymnasium und den theologischen Seminarien des Landes, frühzeitig für den Erzieherberuf entschieden, Präceptor zu Vaihingen und Leonberg 1815 ff.; Professor am Stuttgarter Gymnasium 1821; am obern Gymnasium das. 1833; leitet die Stuttgarter Turngesellschaft 1821 ff.; Oberstudienrath 1851; hebt das christliche Princip und die phys. Erziehung gegen die hyperklassische hervor in dem gegen Thierschs gleichnamige Schrift gerichteten Buche: „die gelehrten Schulen nach den Grundsätzen des wahren Humanismus" 1830 ff.; vielfach in diesem Kampf angefochten und unterstützt, gründet er auf seine Principien die Erziehungsanstalt zu Stetten unweit Stuttgart 1831, läßt aber nach der Erfahrung mancher Jahre wieder eine breitere classische Basis beim Unterrichtsplane zu.

Philipp Jakob Fallmerayer, geb. den 10. December 1791 zu Tschötsch bei Brixen in Tirol, Sohn eines armen Landmanns, erhält seine wissenschaftliche Bildung in der Domschule zu Brixen und später bei den Benedictinern zu St. Peter in Salzburg;

ſtudirt in Landshut Rechtswiſſenſchaft, Geſchichte und Philologie. Im Sommer 1813 tritt er in das bairiſche Militär ein, macht als Lieutenant die Feldzüge in Deutſchland und Frankreich mit, bleibt mit der Occupationsarmee in Frankreich, lebt längere Zeit auf einem Landgut bei Orleans. Nach der Rückkehr macht er in ſeiner Garniſon zu Landau eifrige Sprachſtudien, lernt türkiſch und neugriechiſch, wird 1826 Profeſſor am Lyceum zu Landshut, ſchreibt eine „Geſchichte der Halbinſel Morea im Mittelalter“ 2 Bde. 1830—36, worin er zuerſt ſeine Anſicht über die ſlaviſche Abſtammung der heutigen Griechen darlegt; die „Geſchichte des Kaiſerthums Trapezunt“ 1832; reiſt im Sommer deſſelben Jahres mit dem Grafen Oſtermann-Tolſtoy in den Orient; nach mehrjähriger Abweſenheit zurückgekehrt, findet er ſeine Stelle in Landshut beſetzt, wird dafür zum Mitglied der Akademie in München ernannt, kann aber die gewünſchte Erlaubniß zu Vorleſungen an der Univerſität nicht erlangen, geht daher wieder auf Reiſen, lebt längere Zeit im ſüdlichen Frankreich und in Genf, unternimmt 1840 eine zweite Reiſe in den Orient, die er in den „Fragmenten aus dem Orient“ 2 Bde. 1845 beſchreibt. Eine dritte Reiſe nach Kleinaſien, Syrien u. ſ. w. beginnt er 1843, kehrt aber 1848 auf die Kunde von den Bewegungen in Deutſchland zurück, wird Profeſſor an der Univerſität in München; ins Frankfurter Parlament gewählt, wo er ſich zur Linken hält; wegen Theilnahme am Stuttgarter Rumpfparlament ſeiner Profeſſur enthoben, lebt er eine Zeit lang in der Schweiz, ſeit 1850 wieder in München. An Geiſt u. vielſeitigem Wiſſen reicher Schriftſteller; unruhiger und abſpringender Stil.

Guſtav Friedrich Waagen, geb. den 11. Febr. 1794 zu Hamburg, von Stamm ein Schleſier, ſtudirt vor und nach dem Feldzuge von 1813, den er als Freiwilliger mitmacht, in Berlin Philologie und Kunſt; promovirt daſ., geht nach München, macht dort Studien über die altdeutſchen Gemälde und ſchreibt über die Mumien und ägyptiſchen Alterthümer in der Sammlung der Akademie der Wiſſenſchaften 1820, wird ordentliches Mitglied der letztern 1821, verfaßt ſeine claſſiſche Schrift über „Hubert und Johann van Eyk“ 1822, erörtert an verſchiedenen Orten einige Punkte der Kunſtgeſchichte 1824 ff.; iſt ſeit der Eröffnung des Muſeums in Berlin Direktor der dort. Königl. Gemäldegallerie um 1830; in Fehde mit Hirt 1832; bereist die verſchiedenſten Gegenden Europas und gibt die „Künſtler und Kunſtwerke in England u. Paris“ heraus 1837 ff.; wird 1844 zum Profeſſor an der Berliner Univerſität für das Fach der Kunſtgeſchichte ernannt; veröffentlicht unter

dem Titel: „Künstler und Kunstwerke in Deutschland“ 2 Bde. Leipzig 1843—45 eine kritische Beschreibung der Kunstdenkmäler in Franken, Schwaben und dem Erzgebirge; und 1854 unter dem Titel The treasures of art in Great-Britain eine bedeutende Erweiterung seines obengenannten Werkes über englische Künstler. Einer der gründlichsten Kunstrichter und Kunstgeschichtsforscher.

Karl Philipp Friedrich von Martius, geb. d. 17. Apr. 1794 zu Erlangen, wo sein Vater Hofapotheker war; studirt in seiner Vaterstadt; wird 1816 Dr. der Medicin und Adjunkt der kgl. bair. Akademie; macht mit J. B. v. Spix eine wissensch. Reise nach Brasilien 1817—1820; wird nach seiner Rückkehr Professor, Mitdirector und Conservator des botan. Gartens in München u. in den Adelstand erhoben; beschreibt seine Reise mit Spix 1823—1828; Mitgl. der Akad. der Wissensch.; gibt seine nova gen. et spec. plantt. Brasill. heraus 1814—1832 sowie Icones plantarum cryptogamicarum München 1828—34; Genera et species palmarum München 1823 bis 1845 in Verbindung mit verschiedenen anderen Botanikern; Flora Brasiliensis seit 1840 bis jetzt 24 Hefte. Einer der bedeutendsten Botaniker seiner Zeit. Klarer und dichterischer Darsteller.

Friedrich Balduin Freiherr von Gagern, den 24. October 1794 zu Weilburg in Nassau geboren, von seinem Vater, dem bekannten Staatsmanne Hans Christoph Ernst v. Gagern, frühzeitig auf thätige Theilnahme am Staatsleben hingewiesen, wird für die militärische Laufbahn bestimmt, erhält seine mathematische Vorbildung in Paris, bezieht Herbst 1810 die Universität Göttingen, wo er neben fleißigen Studien als guter Deutscher häufige Duelle mit königlichen Neuwestfalen ausficht, weßhalb er Frühjahr 1812 das Consilium abeundi erhält, tritt in das österreichische Militär ein, macht im Sommer 1813 den Feldzug und die Schlacht bei Leipzig mit, nimmt November desselben Jahres seine Entlassung, um nach dem Wunsche des Vaters diesem in den niederländischen Dienst zu folgen, macht als Generalstabsoffizier den Feldzug von 1815 mit, wird bei Quatrebas verwundet, zieht mit dem siegreichen Heere nach Paris; studirt im Sommer 1816 in Heidelberg, wird, in seinen niederländischen Militärdienst zurückgekehrt, zu Landesvermessungsarbeiten verwendet, bringt dazwischen längere Urlaubszeiten bei seinem Vater in Darmstadt zu, verlebt das Jahr 1824—25 in Frankfurt als Mitglied der Bundesmilitärcommission, nimmt lebendigen Antheil an den deutschen Fragen, schreibt 1823 eine ungedruckte Denkschrift über „die Nothwendigkeit und die Mittel, die politische Einheit Deutschlands herzu-

stellen", worin er die Einigung Deutschlands unter Preußens Führung als den einzig möglichen Weg zur nationalen Einheit bezeichnet; macht 1831 als Chef des holländischen Generalstabs den Feldzug gegen die belgische Revolution mit, wird 1838 Oberst eines Dragonerregiments, begleitet 1839 den Prinzen Alexander von Oranien nach Petersburg, wird 1844 als militärischer Visitator der holländischen Colonien nach Ostindien geschickt, kehrt 1847 von dort zurück, eilt im März 1848 auf die Kunde von der Bewegung nach Deutschland, übernimmt im April den Oberbefehl über die badischen Truppen gegen die Aufständischen und wird von einer Schaar unter Heckers Führung am 20. April bei Kandern meuchlings erschossen. — Ein Mann von seltener militärischer und staatsmännischer Begabung, gediegenem Charakter und warmer Vaterlandsliebe. Vrgl. Das Leben des Generals Friedrich v. Gagern, von Heinrich von Gagern, 3 Bde. Leipzig u. Heidelberg, 1856—57, 3. Bd. literar. Nachlaß.

Leopold Ranke, geb. den 21. Dez. 1795 zu Wiehe in Thüringen, fürs Schulfach gebildet, Oberlehrer am Gymnasium zu Frankfurt an der Oder 1818, erregt Aufmerksamkeit durch den ersten Band seiner „Geschichte der roman. und german. Völkerschaften von 1494—1535", und besonders durch deren Beilage: „Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber", Berlin 1824; wird außerordentl. Professor an der Universität Berlin 1825; macht das 15te, 16te und 17te Jahrhundert zum Gegenstand der genauesten Quellenforschungen, deren Resultate er in folgenden Werken niederlegt: „Fürsten und Völker im 15ten und 16ten Jahrhundert" Bd. 1, 1827 und Bd. 2—4: „Die römischen Päbste", 1834—36; „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation", 6 Bde. 1839—47; „Französische Geschichte", 4 Bde. 1852—56; „Englische Geschichte" 1er Bd. 1859; gibt 1831—1836 eine „historisch-politische Zeitschrift"; 1837 die von seinen Schülern bearbeiteten „Jahrbücher des deutschen Reiches" heraus; „Neun Bücher preuß. Geschichte" 3 Bde. 1847—48; veranlaßt den König Maximilian II. von Bayern im Frühjahr 1858 zu Gründung einer Akademie für deutsche Geschichte, die im Herbst 1859, reich dotirt, mit einer Reihe wichtiger Aufgaben ins Leben tritt. In Quellenkritik und Kunst der Darstellung der erste der jetzt lebenden Historiker, besonders stark in Hervorhebung weltgeschichtlicher Beziehungen und in geistreicher Charakterschilderung, Historienmaler in vollem Sinne des Wortes.

Karl Ullmann, geboren den 15. März 1796 zu Epfenbach in der Pfalz, besucht die Schulen zu Mosbach und Heidelberg, studirt

Theologie zu Heidelberg 1812, Tübingen 1813 ff. und wieder zu Heidelberg; reist nach Norddeutschland 1819, wird Privatdocent in Heidelberg 1819, außerordentl. Professor der Theologie das. 1821, macht sich als gründlicher Theolog der positiven Seite durch viele, bes. histor. theolog. Schriften bekannt, darunter „über Gregor von Nazianz" 1825; „über die Sündlosigkeit Jesu" 1828; wird D. der Theologie zu Heidelberg 1829 und nach Niemeyers Tode ord. Professor der Theologie zu Halle 1829, wo er seine erste Gattin, eine Tochter der Dichterin Sophie Mereau, an der Cholera verliert 1831; nimmt sich der theolog. Lehrfreiheit an 1830 ff.; schreibt seinen „Johann Wessel" 1834; kehrt als Kirchenrath und ord. Prof. nach Heidelberg zurück 1836 und wirkt hier mit seinen Freunden Umbreit und Rothe; nimmt für das positive Christenthum Partei gegen Strauß 1836 ff.; gibt seine „Reformatoren vor der Reformation" heraus 1841 ff.; „Das Wesen des Christenthums" 1846, 4te Aufl. 1855; wird 1853 Prälat und Mitglied des evangelischen Kirchenraths in Karlsruhe und 1857 Director desselben. Tiefgemüthliche und auch der Form nach meisterliche, dem Laien wie dem Gelehrten gleich zusagende Darstellung.

Karl Immermann, geb. den 24. April 1796 zu Magdeburg, vom Vater preußisch und streng erzogen, in früher Jugend der Poesie zugekehrt, stud. die Rechte zu Halle 1813 ff.; zieht als Freiwilliger ins Feld 1815, kämpft, nach Halle zurückgekehrt, gegen die „Burschentyrannei" 1817, und seine Schrift wird dafür auf der Wartburg verbrannt. Wird Referendär in Magdeburg 1818, später Auditeur in Münster; tritt mit „Gedichten" 1822 und dem „Papierfenster eines Eremiten" 1822 hervor, dichtet frühzeitig und später, mit Dädalusfittigen Shakspearen nachfliegend, Trauer- und Lustspiele, von welchen er aber nur das „Trauerspiel in Tyrol", 1827 umgearbeitet, seinen gesammelten Schriften (1834—1839) einverleibt. Er geräth in Streit mit Platen 1827; wird Landgerichtsrath in Düsseldorf 1827, wo er im Umgang mit Schadow u. a. jungen Künstlern von einem deutschen Theater träumt und es, von Stadt und Hof unterstützt, von seinem Amt auf ein Jahr entbunden, verwirklicht; es blüht unter seiner Direktion, unter Mendelssohn als Musikdirektor, Uechtritz, Schnaase, Grabbe als Dramaturgen — eine kurze Zeit, geht dann in Nacht über und versinkt. In seiner zweiten Periode sammelt er seine Gedichte neu 1830; dichtet das Märchen „Tulifäntchen" 1831, die Trilogie „Alexis" 1832; die dram. Mythe „Merlin" 1832; schreibt das „Reisejournal" 1833; die Zeitromane „Epigonen", 1836 u. „Münch-

hausen" 1838 f.; und endet mit den unvollendeten Bekenntnissen in den „Memorabilien"; gest. zu Düsseldorf den 25. Aug. 1840. Die Großmuth des Königes Friedrich Wilhelm IV. gewährt der Wittwe eine Pension. — (Dramat. Dichter) Reicher, gesinnungsstolzer Geist; Gedanke und Stil klar und fest, hier und da anspruchsvoll.

Karl Stöber, geb. den 30. Nov. 1796 zu Pappenheim an der Altmühl; stud. 1814—1818 in Erlangen Theologie, ist Lehrer an der latein. Schule seiner Vaterstadt 1819—1834; wird zweiter Pfarrer in Weißenburg am Sand und bleibt das. bis 1842, wo er als erster Pfarrer in seine Vaterstadt zurückkehren darf, aber das Dekanat und die Distrikts-Schulinspection übernehmen muß. Ritter des Verdienstordens vom heil. Michael 1860. Veröffentlicht seit 1840, zuerst in den „Jugendblättern", eine Reihe anmuthiger und sinniger Erzählungen für Jung und Alt, deren christlicher Grundzug ihnen besonderen Werth verleiht.

Joseph von Radowitz, geb. den 6. Februar 1797 zu Blankenberg im Harz, wo sein aus Ungarn stammender Vater damals lebte; bis zu seinem 14. Jahr von der protestantischen Mutter protestantisch erzogen, wird er von dem katholischen Vater zu seiner Confession zurückgeführt, in Paris und der westfälischen Kriegsschule zum militärischen Beruf ausgebildet; tritt 1813 in die westfälische Artillerie ein, wird bei Leipzig verwundet und gefangen, nimmt kurhessische Dienste und macht die Feldzüge in Frankreich mit. Nach dem Frieden wird er bei der Kadettenschule von Kassel angestellt und später Lehrer des jetzigen Churfürsten, scheidet aber bald aus dem hessischen Dienst aus und tritt 1823 als Hauptmann in den kgl. preußischen Generalstab ein, wird 1828 Major und 1830 Chef des Generalstabs der Artillerie; wird als geistreicher Mann von vielseitiger Bildung von dem Kronprinzen, dem jetzigen König, Friedrich Wilhelm IV., aufgesucht und vorgezogen; so bildet sich bald zwischen beiden ein Verhältniß intimster Freundschaft, das bis zu Radowitz Tode dauert. R. wird 1836 als preußischer Militärbevollmächtigter zur Bundesversammlung nach Frankfurt geschickt, 1842 zum Gesandten in Karlsruhe ernannt, gibt 1846 anonym seine „Gespräche aus der Gegenwart über Kirche und Staat" heraus, wird 1847 mit einer Sendung nach Wien betraut, um dort Verhandlungen über die Reform des Bundestags anzuknüpfen, 1848 in die deutsche Nationalversammlung gewählt, wo er als Führer der äußersten Rechten wirkt und als Redner sich auszeichnet, versucht, nach Auflösung der Nationalversammlung statt des gescheiterten deutschen Reiches eine Einigung Deutschlands mit

Ausschluß Oesterreichs unter Preußens Führung durchzusetzen, die sogenannte Union, die er sowohl in den Berliner Kammern, als bei dem nach Erfurt berufenen Parlament vertritt und zu deren Durchführung er den 27. September 1850 das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten übernimmt. Da ihm aber nicht gestattet wird, sein Programm nöthigenfalls mit Waffengewalt gegen Oesterreich ins Werk zu setzen, so legt er das Ministerium am 2. Nov. nieder, zieht sich von der Politik zurück, gibt seine „Neue Gespräche aus der Gegenwart" 2 Bde. Erfurt u. Leipzig 1851 und seine „Gesammelte Schriften" 5 Bde. Berlin 1852—53 heraus. R. stirbt nach langwieriger Krankheit den 25. Dec. 1853 zu Berlin. Ein Mann von Geist und reicher Bildung, der es in der Politik ehrlich meinte, aber durchgreifender Thatkraft entbehrte. Als Schriftsteller von ausgezeichneter Correctheit und Eleganz des Stils. Vgl. Emil Frensdorf, „Joseph v. Radowitz" 1850 und Fr. Bloemer, „Zur Gesch. der Bestrebungen der preuß. Regierung für eine politische Reform Deutschlands u. s. w." Berlin 1860.

Georg Wilhelm Heinrich Häring, gen. **Willibald Alexis,** geboren den 28. Juni 1797 zu Breslau, aus einer bretagnischen Flüchtlingsfamilie Hareng, nach des Vaters, Kanzleidirektors zu Breslau, Tode, in Berlin auf dem werderschen Gymnas. erzogen, zieht er als Freiwilliger ins Feld 1815, studirt zu Berlin und Breslau die Rechtswissenschaft und Geschichte 1817 ff.; wird Kammergerichtsreferendär; verläßt den Staatsdienst; dichtet; redigirt das Berliner Conversf. Blatt mit Fr. Förster; schreibt ein romantisches Epos 1820; neckt die Welt durch die Vexirromane „Walladmor" 1823 f. u. „Schloß Avalon" 1827, beide in Walter Scotts Manier täuschend gearbeitet; dichtet Novellen seit 1817; gesammelt 1830 ff.; schreibt seine „Herbstreise durch Skandinavien" und „Wanderungen im Süden" 1828; redig. den „Freimüthigen" 1830 ff.; dichtet seinen vaterländischen Roman „Cabanis" 1832 u. A.; macht besonders Glück mit seinen der neueren preuß. Geschichte entnommenen Romanen: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht", Berlin 1852 und „Isegrimm" 1854. Glückliche Erfindung, belebte Darstellung, meisterliche Beschreibung.

Albert Bitzius, pseudonym **Jeremias Gotthelf,** geboren den 4. Oktober 1797 zu Murten im Canton Freiburg, wo sein Vater deutscher Pfarrer war, bezieht 1814 die Akademie zu Bern, die er als Candidat der Theologie 1821 verläßt, geht nach Göttingen und studirt dort unter Planck und Heeren eifrig, wird Vicar bei seinem Vater und nach dessen Tode auf verschiedenen anderen

Pfarreien, 1832 Pfarrer in Lützelflüh im Emmenthal, gibt 1836 seine erste Schrift, den „Bauernspiegel oder Lebensgeschichte des Jeremias Gotthelf“ heraus, 1838—39 „Leiden und Freuden eines Schulmeisters“ 4 Bde., wodurch er hauptsächlich seinen schriftstellerischen Ruf begründet. „Uli der Knecht“ 1841 gilt als seine beste Arbeit, an diese schließt sich als ebenbürtige Fortsetzung „Uli der Pächter“ 1849; zu den besten gehören ferner „Anna Bäbi Jowäger“ 1843—44; „Jacobs des Handwerksgesellen Wanderungen“ 1847; „Käthi die Großmutter“ 1848. Gestorben den 22. Okt. 1854. Derber Realismus voll Naturkraft, Muster in Detailschilderung des inneren Seelenlebens; Jakob Grimm rühmt von ihm, daß in Sprachgewalt und Ausdruck ihm wenig moderne Schriftsteller gleichkommen. Seine „Gesammelten Schriften“ 24 Bde. Berlin 1854—59. Vgl. E. Manuel, „A. Bitzius, sein Leben und seine Schriften“. Berlin 1857.

Wolfgang Menzel, geb. den 21. Juni 1798 zu Waldenburg in Schlesien, nach seines Vaters, eines Arztes, Tode auf einem Landgut von Hauslehrern erzogen; in der Elisabethenschule zu Breslau unterrichtet 1814 ff.; stud. in Jena und Bonn Philosophie 1818 ff.; wird Dr. der Philosophie, geht nach der Schweiz 1820, wird erster Lehrer an der Stadtschule zu Aarau; tritt mit den „Streckversen“, voll Witz und Poesie, auf 1823; polemisirt in den „europäischen Blättern“ 1824 ff., schreibt die „Geschichte der Deutschen“ 1825 ff., 5. Aufl. 1856; siedelt sich als Bürger in Stuttgart an, wird Redacteur des Literaturblattes 1825; verantwortlicher 1829; wird durch seine kühne, vielumfassende Kritik eine literarische Macht, eifert in heftiger Polemik gegen den Götheculus und erhebt Schiller, gibt die „Moosrosen“ heraus 1826, dichtet dramatische Mährchen, schreibt „die deutsche Literatur“ 1828, 2. verm. Aufl. 1836, wird 1830 zum Abgeordneten der würtembergischen Ständeversammlung gewählt und stellt sich in die Reihen der Opposition 1830—38, bekämpft zuerst das junge Deutschland und besonders seinen ehemaligen Mitarbeiter Gutzkow 1835—36, schreibt den „Geist der Geschichte“, wird 1848 in die würtembergische constituirende Versammlung gewählt, gibt sein Literaturblatt auf, erneuert es aber 1852 im eigenen Verlag, schreibt 1851 den Roman „Furore“, 1853 „Geschichte Europas von 1789—1815“; 1854 „die christliche Symbolik“, 1855 über „Odin“; 1856—57 „die Naturkunde in christlichem Geiste aufgefaßt“; 1857 „Geschichte der letzten 40 Jahre, 1816—1856“, 1859 „Geschichte der deutschen Dichtung“, 1860 „Weltgeschichte der letzten 120 Jahre“. Unermüdlich reg-

samer, vielseitiger und kampflustiger Geist; seine bald scharfe, bald blühende Darstellung bewahrt eine unverwüstliche Jugendfrische.

Karl Schnaase, geb. den 7. Sept. 1798 zu Danzig, widmet sich 1816 bis 1819 zu Heidelberg der Rechtswissenschaft u. daneben mit großem Eifer der Philosophie und Kunstgeschichte, lebt 1819—24 in verschiedenen jur. Anfangsstellungen, geht 1825 nach Italien, um Kunst zu studiren, wird 1826 Assessor in Königsberg, 1829 Oberlandsgerichtsrath in Marienwerder, bald darauf Staatsprocurator in Düsseldorf, schreibt 1834 die „Niederländ. Briefe", ein Muster geschichtsphilosophischer Kunstbetrachtung, gibt seit 1843 eine „Geschichte der bildenden Künste" heraus, deren Verdienst hauptsächlich in philosoph. Auffassung der geschichtl. Entwicklung der Kunst besteht, bis jetzt 5 Bde.; wird 1845 Obertribunalrath in Berlin. Einer der ersten Kunsthistoriker vom feinsten Verständniß und umfassender Kenntniß der kulturgeschichtl. Momente.

Heinrich Leo, geboren den 19. März 1799 zu Rudolstadt, wo sein Vater Garnisonsprediger war, besucht das dort. Gymnas.; studirt anfänglich Medicin zu Breslau 1816, geht 1817 nach Berlin, wo Jahn und die Burschenschaft großen Einfluß auf ihn gewinnen, stud. Philologie und Geschichte, geht 1813 nach Göttingen, macht dort mittelalterl. Quellenstudien und beginnt sich von seinen burschenschaftlichen Anschauungen zu entfernen, geht 1821 wieder nach Berlin und wird eifriger Zuhörer und Anhänger Hegels, reist 1823 von der Fürstin von Schwarzburg-Sondershausen unterstützt nach Italien, wird 1826 außerordentl. Professor ohne Besoldung in Berlin, verläßt 1827 seine Stelle krank und verstimmt und pflegt in Jena seine Gesundheit; wird 1828 außerordentl. Professor in Halle, gibt seine noch ganz rationalistischen „Vorlesungen über die Geschichte des jüdischen Staates" heraus, schreibt 1829—32 „die Geschichte der italienischen Staaten", sein bestes Werk, ein „Handbuch der Geschichte des Mittelalters"; „12 Bücher niederländ. Geschichten", worin er bei der Geschichte des niederl. Aufstandes den herrschenden Ansichten schroff entgegentritt; beginnt 1835 sein „Lehrbuch der Universalgeschichte" und stellt sich mit Entschiedenheit auf den Standpunkt des positiv christl. Offenbarungsglaubens, polemisirt in der Reformationsgeschichte gegen Luthers Werk als eine That subject. Willkür, bricht 1838 durch ein Manifest gegen die Hegelinge mit der hegelschen Schule, wendet sich allmählich ganz der Reaction zu und wird einer der eifrigsten Führer der s. g. Kreuzzeitungspartei. In allen seinen Wandlungen ein Geist von eigenthümlicher Naturkraft, originell, gedankenreich, tumultuarisch

in Auffassung und Darstellung. Seine Hauptstärke die Geschichte des Mittelalters; sein Stil voll Unruhe und stolzer Herausforderung.

Friedrich August Gotttreu Tholuck, geb. den 30. März 1799 zu Breslau, wird, zum Gewerbe seines Vaters bestimmt, Goldschmiedslehrling 1811; kehrt aufs Gymnas. zurück und hält dort eine Abschiedsrede zu Gunsten des Mohammedanismus; stud. auf der Universität seiner Vaterstadt und in Berlin oriental. Literatur 1816 ff.; wird durch Neander bekehrt und der christl. Theologie zugewandt; hält nach De Wettes Abgang Vorlesungen über das A. T. 1819 ff.; bereist England und Holland 1825; wird ord. Prof. der Theol. zu Halle an Knapps Stelle 1826; Gesandtschaftsprediger in Rom 1828; wird, nach Halle zurückgekehrt 1829, in den Halleschen Orthodoxenstreit verwickelt 1830; polemisirt gegen Strauß 1837 ff.; oriental.-histor. und theol. Forscher, Verfasser zahlreicher Schriften im Gebiete der Dogmatik und Exegese, die zum Theil durch ihre Darstellung, wie die „Stunden der Andacht" — die „Predigten" u. a., der schönen Literatur angehören. Von seinen neueren Schriften besonders beachtenswerth als Beitrag zur Sittengeschichte: „Das akademische Leben des 17ten Jahrhunderts" 2 Thle. Halle 1853—54. Gläubiger Theolog von vermittelnder Richtung und allgemeiner Bildung, lebendigem Geist und reicher Phantasie.

Robert von Mohl, geb. den 17. August 1799 zu Stuttgart, wo sein Vater höhere Staatsämter bekleidete, stud. 1817—21 die Rechtswissenschaft zu Tübingen und Heidelberg, geht einige Jahre auf Reisen, wird 1824 außerord. Professor der Rechte in Tübingen, tritt 1827 als ordentl. Professor in die staatswirthschaftl. Facultät über, übernimmt 1836 das Amt des Oberbibliothekars, kommt 1845 mit der Regierung in Conflict bei Bewerbung um die Stelle eines Abgeordneten durch ein Schreiben an seine Wähler, worin er sehr scharfen Tadel gegen die Verwaltung des Ministeriums Schlayer ausspricht, wird in Folge davon als Regierungsrath nach Ulm versetzt, tritt dieses Amt nicht an, nimmt vielmehr seine Entlassung aus dem würtemb. Staatsdienste, wird 1847 an Zachariäs Stelle als Prof. des Staatsrechts nach Heidelberg berufen, 1848 in die Nationalversammlung gewählt, am 25. Sept. zum Reichsminister der Justiz ernannt, gibt mit seinen Collegen am 17. Mai 1849 dieses Amt auf u. kehrt auf sein Katheder nach Heidelberg zurück. Seine Hauptwerke sind: „Staatsrecht des Königreichs Würtemberg" 1829, 2. Aufl. 1846, „Polizeiwissenschaft", 3 Bde. 1832—34, „Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften", 3 Bde. 1855—58, „Encyklopädie der Staatswissenschaften" 1859, „Staatsrecht, Völkerrecht

und Politik" 1ter Theil 1860. Vertreter der Universität Heidelberg in der ersten badischen Kammer. Einer der ersten Staatsgelehrten der Gegenwart, von freisinnig conservativer Richtung. Der Stil anziehend von verständiger Klarheit und kecker Frische.

Heinrich Heine, geb. d. 12. Dec. 1799 in Düsseldorf von jüdischen Eltern, studirt zu Bonn, Berlin und Göttingen, wo er Dr. Jur. wird; tritt zur christl. Kirche über um 1819; electrisirt die Freunde der Poesie durch seine lyrischen Gedichte 1822; läßt die Reisebilder folgen 1826 ff.; das Buch der Lieder 1827 (zehnmal aufgelegt und hundertfach nachgeahmt); lebt abwechselnd in Hamburg, Berlin, München und seit der Julirevolution in Paris; besingt die Zerrissenheit des Herzens und predigt das Recht des Fleisches, verhilft dem Witz und dem Religionsspotte zur Herrschaft in der jungen Literatur; schreibt den „Salon" 1835 ff.; schmäht die schwäbische Schule im Schwabenspiegel 1838; greift seinen alten Freund Börne an 1840; giebt 1851 einen dritten Band Gedichte heraus mit einem Nachwort, worin er sich mit frivolem Hohne als vom Atheismus bekehrt anrühmt. Gest. zu Paris d. 17. Febr. 1856. (Großer Lyriker.) Unsauberer Geist, übrigens glänzender und durch die durchgebildetste Dialektik des Stils sich einschmeichelnder Prosaist.

Karl Eduard Philipp Wackernagel, geb. den 28. Juni 1800 in Berlin, älterer Bruder Wilhelm Wackernagels, stud. in Halle, Breslau, Berlin Natur- und Sprachwissenschaft 1817 ff., geht später freiwillig als Lehrer an das von Karl von Raumer u. A. gegründete Erziehungsinstitut nach Nürnberg; nach dessen Auflösung wieder zurück nach Berlin; soll mit Unterstützung des Ministeriums Altenstein eine naturwissenschaftl. Reise nach England, Schweden, Norwegen ꝛc. unternehmen, als der Plan durch seine Anstellung an der städtischen Gewerbeschule in Berlin und seine darauf folgende Verheirathung vereitelt wird, 1830 ff.; gibt 1832 seine „Auswahl deutscher Gedichte" (vierte Aufl. 1845) und 1837 die „Deutsche Prosa" heraus, beides grundlegende Arbeiten für viele ähnliche späteren; geht 1838 als Lehrer an das Klumppische Erziehungsinstitut in Stetten in Württemberg; gibt 1840 sein für die Hymnologie epochemachendes Werk: „Das deutsche Kirchenlied" heraus; 1843 das seitdem viel verbreitete „Deutsche Lesebuch" in drei Theilen für jüngere Schüler nebst einem vierten für Lehrer; 1844 die „Lieder P. Gerhardts", denen später die von „Joh. Heermann" folgen; geht 1845 an die Realschule in Wiesbaden; 1847 als Director des Realgymnas. nach Elberfeld; 1849 erscheint von ihm die Liedersammlung „Trösteinsamkeit" und seitdem

weitere hymnologische Arbeiten. Ausgezeichneter und bahnbrechender Forscher auf diesem Gebiete, wie auf dem der deutschen Sprache.

Hermann Hauff, geb. den 22. Aug. 1800 zu Stuttgart, wo sein Vater Regierungssecretär war; nach dessen Tode 1803 wird er in Tübingen bei seinem Großvater, O.Trib.Rath Elsäßer, erzogen, in dessen reicher Bibliothek er in seinen freien Stunden schwelgt. Er stud. in Tüb. Medicin, besteht sein Examen ausgezeichnet, geht nach Paris und Berlin, läßt sich 1823 in dem Städtchen Schwaigern als Arzt nieder, geht 1825 nach Stuttgart, widmet sich literarischen Arbeiten, übernimmt mit seinem Bruder Wilhelm 1823 die Redaction des Morgenblattes, die er seitdem führt; gibt 1840 „Skizzen aus dem Leben und der Natur" heraus, 1841 „Moden und Trachten"; betheiligt sich seit 1833 bei der Herausgabe der „Reise- und Länderbeschreibungen der älteren und neuesten Zeit" und gibt seit 1859 Alexander v. Humboldts Reisen in die Aequinoctialgegenden in deutscher Bearbeitung heraus; wird 1848 als zweiter Bibliothekar mit dem Titel Professor bei der kgl. öffentl. Bibliothek in Stuttgart angestellt. Geistreicher Beobachter und Kritiker deutscher Culturzustände; feiner und durchsichtiger Stil.

Karl August Hase, geb. den 25. August 1800 zu Steinbach in Sachsen, studiert seit 1819 in Leipzig, Erlangen und Tübingen Theologie, habilitirt sich 1823 an letzterer Universität, wird aber wegen Theilnahme an hochverrätherischen Verbindungen 1825 in Untersuchung gezogen und mehrere Monate auf der Festung Asperg gefangen gehalten, jedoch mit weiterer Strafe verschont, entlassen und nach Sachsen verwiesen, wo er 1828 in Leipzig wieder als Privatdocent auftritt und 1829 zum außerord. Professor ernannt wird. In demselben Jahr erhält er einen Ruf nach Jena, wo er seitdem als Lehrer der Dogmatik und Kirchengeschichte und als einer der beliebtesten theologischen Schriftsteller wirkt. Von seinen Schriften verdienen besonders Beachtung: „Des alten Pfarrers Testament" 1824, als Ausdruck seiner persönlichen religiösen Weltanschauung; „Gnosis oder evang. Glaubenslehre für die Gebildeten in der Gemeine" 3 Bde. Leipzig 1827—29, „Kirchengeschichte" 1834, 8te Auflage 1858; „Neue Propheten" 1851, „Franz von Assisi" 1856, „das geistliche Schauspiel" 1859. Ein geistreicher Theologe von rationalistisch ästhetischer Richtung, und ungemeiner Gabe eleganter, gedrängter Darstellung.

Gustav Theodor Fechner, geb. den 19. April 1801 zu Groß-Sährchen bei Muskau in der Niederlausitz, nach dem frühen Tode seines Vaters, eines Predigers, seit 1806 in Wurzen, Kants,

Sorau und auf der Kreuzschule zu Dresden erzogen, stud. vom 16. Jahr an Medicin zu Leipzig 1817 ff.; wird Docent der Naturwissenschaften, ord. Prof. der Physik 1834; außer seinen Fachschriften und Repertorien wird er bekannt und beliebt durch witzigen und phantast. Humor, unter dem Namen Dr. Mises, in den Schriften „Stapelia mixta" 1821, „Beweis, daß der Mond aus Jodine bestehe" 1828, „Panegyrikus der jetz. Med. u. Naturgesch." 1822; „vergleichende Anatomie der Engel" 1825; „Schutzmittel gegen die Cholera" 1832 und in ernsterer Richtung, im „Büchlein vom Leben nach dem Tode" 1836; Redacteur des Hauslexikons 1834 ff.; seit 1839 durch ein Augenleiden an der Beschäftigung mit positiver Wissenschaft gehindert, widmet er sich der Naturphilosophie, schreibt „Nanna oder über das Seelenleben der Pflanzen" 1848; „Zend Aveſta oder über die Dinge des Jenseits" 3 Thle. 1851; über Atomenlehre 1855; eine humor. Polemik gegen Schleiden mit einer geistreichen Vertheidigung der teleologischen Weltansicht u. d. T. „Professor Schleiden und der Mond" 1855. Ein Mann von Geist u. Humor, vielseitigem Wissen u. großem philosophischem Scharfsinn.

Paul Achaz Pfizer, geb. den 12. September 1801 zu Stuttgart, Sohn und Neffe ausgezeichneter Juristen im höheren Staatsdienste, besucht das Gymnasium seiner Vaterstadt 1807—1819; stud. die Rechte, neben Philosophie und Aesthetik 1819 ff.; wird Secretär bei dem Justizministerium 1823; Oberjustizassessor zu Tübingen 1827; überrascht in seinem „Briefwechsel zweier Deutschen" 1831, 2. Aufl. 1832 mit den Ergebnissen vieljährigen, geistigen und gemüthlichen Ringens im Gebiete des inneren Lebens, der Philosophie, schönen Literatur und Politik — durch Tiefe und Gesinnung, und spricht hier den Gedanken, die Einheit Deutschlands durch die Hegemonie Preußens zu verwirklichen, zuerst klar und bestimmt aus, gibt, von seinen Vorgesetzten deßhalb zur Verantwortung gezogen, seine amtliche Stellung auf, wird 1833 von der Stadt Tübingen in die Abgeordnetenkammer gewählt und ist bis 1838 einer der ersten Oppositionsredner; Dr. der Rechte 1835, ist Verfasser mehrerer publicistischen Schriften, zuletzt der „Gedanken über Recht, Staat und Kirche" 2 Bde. 1842; wird im Jahr 1848 zur Theilnahme am württemb. Märzministerium berufen und übernimmt das Ministerium des Kultus, wird bald darauf in die deutsche Nationalversammlung gewählt, sieht sich aber im August desselben Jahres durch anhaltendes körperliches Leiden genöthigt, beide Stellen niederzulegen, schreibt 1851 über Deutschlands Aussichten, tritt 1852 als Rath bei dem Gerichtshof in Tübingen wieder in den

Staatsdienst ein, verläßt ihn aber 1858 wegen körperlicher Leiden. Lebt in Tübingen. Hoher Geist, auf Charakter gegründet. Reiner Stil, voll sittlichen Adels.

Karl Grüneisen, geb. den 17. Jan. 1802 zu Stuttgart, (wo sein im Jahre 1831 als Oberreg.Rath verstorbener Vater der Mitbegründer des Morgenblattes war), erhält seine Vorbildung auf dem Gymnas. seiner Vaterstadt bis 1819; stud. zu Tübingen Philos. und Theol. 1819 ff.; reist nach Rom und Neapel und gibt, den schwäbischen Dichtern mit Herz und Geist zugesellt, gesammelte „Lieder" heraus 1823; geht nach Berlin, wo ihn Schleiermacher fesselt, Hitzig sich innig mit ihm befreundet, Rahel ihn auszeichnet, 1824; nach der Heimath zurückgekehrt, wird er Hofkaplan und Feldprediger der Garden 1825; Schulinspektor von Stuttg. 1831; Hofprediger, O.Consist.Rath, Feldprobst in Verbindung mit andern Wirkungskreisen 1835; die Leipziger theol. Fakultät verleiht ihm die Doktorwürde 1836, der König von Würtemberg den Orden der w. Krone 1840; er ist ein Hauptbeförderer des neuen würtemb. Gesangbuchs 1838—1842; liefert im Kunstblatt und Morgenblatt Beiträge zur Kunstkritik und Kunstgeschichte, insbesondere in ihrem Verhältnisse zur Religion; schreibt seine Monographie über „Niclas Manuel" 1837; gibt ein Votum „über Gesangbuchsreform" 1839; illustrirt mit Professor Mauch den Ulmer Münster 1840. Ehrenmitglied der Akademie der Künste in Berlin 1845; Ritter des preuß. rothen Adlerordens 1846; Oberhofprediger 1846. Einer der gründlichsten und geschmackvollsten Beurtheiler der Kunst, für die der Sinn ihm von der Poesie erschlossen worden.

Wilhelm Hauff, geb. den 29. Nov. 1802 zu Stuttgart, nach des Vaters, eines Regierungssekretärs, Tode, in der Mutter Hause zu Tübingen erzogen; stud. in der Klosterschule zu Blaubeuren 1816 ff.; Philosophie und Theologie zu Tübingen 1820 ff.; wird Hauslehrer 1824; schreibt seine ersten „Märchen" 1826; „Memoiren des Satans" 1826; den „Mann im Monde" unter Claurens Namen, dessen Manier verspottend —; „Novellen" 1826 f., befestigt seinen Ruf durch den Roman „Lichtenstein" 1826; schreibt seine „Controverspredigt" gegen Clauren; reist nach Paris und Norddeutschland 1827, dichtet seine „Phantasien im Bremer Rathskeller" 1827; stirbt zu Stuttg. den 18. Nov. 1827. Seine „Werke" vielfach aufgelegt; leichte Erfindung, ungezwungene u. lebendige Darstellung.

Justus Freiherr von Liebig, zu Darmstadt geboren den 12. Mai 1803. Zuerst ein Jahr lang Apothekerlehrling, stud. er von 1819 bis 1822 in Bonn und Erlangen, geht hierauf zu weiterer Aus-

bildung nach Paris, wo er bis 1824 verweilt, zieht durch seine Arbeit über Knallsäure die Aufmerksamkeit A. v. Humboldts auf sich und wird 1824 außerord., 1826 ord. Professor der Chemie in Gießen, das er durch seine Thätigkeit zu einem Centralpunkt des chemischen Studiums erhebt; beginnt 1836 mit Poggendorf das Wörterbuch der Chemie; veröffentlicht 1840 „die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur"; 1842 „die Thierchemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie", schreibt für die Augsb. Allg. Ztg. „chemische Briefe", die 1844 besonders gedruckt, 1859 in 4ter Auflage wiederholt werden; wird von dem Großherzog von Hessen 1845 in den erblichen Freiherrnstand erhoben; 1852 nach München berufen und 1860 Präsident der Akademie daselbst. Einer der ersten Chemiker der Gegenwart, von ausgezeichneter Gabe der Darstellung.

Matthäus Jakob Schleiden, geb. den 5. April 1804 zu Hamburg, wo sein Vater Arzt war; stud. zu Heidelberg Rechtswissenschaft; kehrt als Doctor der Rechte 1827 nach Hamburg zurück, um Advocat zu werden, wird aber bald dieses Berufes überdrüßig; geht 1833 nach Göttingen, um Medicin zu studiren, legt sich jedoch hauptsächlich auf Physiologie und Botanik, schreibt für Zeitschriften mehrere gute Abhandlungen in diesen Fächern; wird 1839 außerord. Professor der Botanik in Jena, 1843 Doctor der Medicin in Tübingen, legt in den „Grundzügen der wissenschaftlichen Botanik" 2 Bde. 1842—43, 3. Aufl. 1850, seine von den bisherigen Theorieen sehr abweichenden Ansichten über Pflanzenphysiologie dar, geräth darüber in Polemik mit anderen Gelehrten, gibt 1848 populäre Vorlesungen über „die Pflanze und ihr Leben" heraus (5. Aufl. 1858), 1855 andere Vorträge u. d. T. „Studien"; 1858 unter dem Namen „Ernst" eine Sammlung Gedichte. Unter den populären Schriftstellern über Naturwissenschaft einer der geistreichsten.

Johann Karl Friedrich Rosenkranz, geb. den 23. April 1805 zu Magdeburg, wo sein Vater als Reg.Beamter lebte, erhält die erste Bildung in seiner Vaterstadt; stud. zu Berlin unter Hegel, darauf zu Halle und, von Daub entschieden speculativ influenzirt, zu Heidelberg 1824 ff.; wird Privatdocent in Halle 1828; außerord. Prof. daselbst 1829; ord. Prof. der Philos. zu Königsberg 1833. Schreibt über altdeutsche Poesie 1829; die vom Standpunkte des absol. Geistes geistvoll abgefaßte „Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter" 1830; und das „Handbuch einer allgemeinen Geschichte der deutschen Poesie" 1832 f.; gesammelte Aufsätze und Kritiken „zur Geschichte der deutschen Literatur" 1836; wendet

die hegelischen Principien weiter an in der „Naturreligion“ 1831; der „Encyklopädie der theologischen Wissenschaften“ 1831; in der „Kritik der schleiermacherischen Glaubenslehre“ 1836; der „Psychologie“ 1837; den „Erinnerungen an Daub“ 1837; besorgt die Herausgabe von Kants Werken mit, 1838 ff.; dichtet „das Centrum der Speculation“ 1840 u. a. m.; kehrt zur Persönlichkeit Gottes zurück 1841; schreibt 1844 Hegels Leben, wird 1848 als vortragender Rath in das Kultusministerium nach Berlin berufen, aber 25. Juni 1849 auf sein Ansuchen in seine Professur nach Königsberg zurückversetzt; schreibt 1848 „die Pädagogik als System“, 1853 die „Aesthetik des Häßlichen“ u. A. Als Aesthetiker trotz seines Systems faßlich und populär geistreich; vom leichtesten Stil.

Georg Gottfried Gervinus, geb. den 20. Mai 1805 zu Darmstadt, wird zur Kaufmannschaft bestimmt und auf dem Gymnas. seiner Vaterstadt unterrichtet; tritt in die Lehre 1819, und ins Comptoir 1823; vom Drange zur Wissenschaft geführt, studiert er zu Heidelberg, wird durch Schlosser der Geschichte zugewandt 1826 ff.; verläßt die Universität mit klassischer Bildung; wird Lehrer an einer Erziehungsanstalt zu Frankfurt; veröffentlicht seine „Geschichte der Angelsachsen“ 1830, die „histor. Schriften“ 1 Bd. 1833; wird Privatdocent zu Heidelberg 1834; versucht „deutsche Jahrbücher“ 1835; schreibt „über Göthes Briefwechsel“ 1836; reist nach Italien; wird außerord. Professor zu Heidelberg 1835; beginnt die „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen“, welche voll Gelehrsamkeit, Geist und Energie, die Poesie bald mit Wahrheit, bald mit Willkür unter den histor. Standpunkt bringt (1835 bis 1841, 4te umgearb. Aufl. 1853); wird ord. Prof. der Geschichte und Literatur zu Göttingen 1836; schreibt seine „Grundzüge der Historik“ 1837; als einer der Sieben am 14. Dec. 1837 seines Amtes entsetzt, muß er binnen drei Tagen das Land räumen; reicht eine Separatklage ein; reist, von einer jungen Gattin begleitet, nach Italien 1838; lebt in Heidelberg seit 1839; wird 1844 Honorarprofessor an der Universität daselbst und hält mit großem Beifall Vorlesungen; gründet im Sommer 1847 mit Häusser und Matthy u. A. die deutsche Zeitung, die er bis August 1848 leitet, wird im Jahr 1848 von den Hansestädten als Vertrauensmann zum Bundestag geschickt und von einem sächsisch-preußischen Wahlbezirk in die Nationalversammlung gewählt, aus welcher er aber schon im August wegen körperlichen Unwohlseins und Verstimmung über den Gang der Dinge austritt; reist nach Italien, macht von dort zurückgekehrt hin und wieder in der Presse seine Ansichten geltend,

wendet sich aber bald von der politischen Thätigkeit ganz ab, um auf Shakspeare seine Studien zu richten, deren Früchte er in 4 Bänden veröffentlicht, Leipzig 1849—50; schreibt 1853 eine „Einleitung in die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts", die durch ihre demokratische Färbung großes Aufsehen macht und ihm einen Preßproceß zuzieht, in welchem er jedoch freigesprochen wird, läßt 1855 und ff. die Darstellung der „Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts" folgen, die nun bis zum vierten Band gediehen ist und eine ungewöhnliche Verbreitung erlangt hat. Umfassender Geist von entschiedenem Charakter und fester politischer Ueberzeugung. Unruhiger von Reflexion durchdrungener Stil. Vgl. über ihn (Herm. Baumgarten) „Gervinus und seine politischen Ueberzeugungen. Ein biographischer Beitrag." Leipzig 1853.

Karl Heinrich Wilhelm Wackernagel, geb. den 23. April 1806 zu Berlin, stud. das. in den Jahren 1824—27 hauptsächlich altdeutsche Philologie, lebt seinen Studien in Berlin und Breslau, gibt 1831 eine „Geschichte des deutschen Hexameters" heraus, kann als ehemaliger Burschenschäftler in Preußen keine Anstellung finden, folgt deshalb 1833 einem Rufe nach Basel, wo er 1835 als ord. Professor der deutschen Literatur und Sprache angestellt, 1837 durch Ehrengeschenk Bürger und 1854 Mitglied des großen Rathes wird. Seine bekannteste literarische Arbeit ist sein „Deutsches Lesebuch" 2 Bde., Basel 1835—36, 2. Aufl. in 3 Bdn. 1839—43. An dieses Werk schließt sich eine leider noch unvollendete Literaturgeschichte an, Basel 1848—55. Als Früchte einer Reise gibt er 1851 und 1854 populäre Vorlesungen über Pompeji und Sevilla heraus; 1855 eine Schrift über Glasmalerei. (Dichter.) Einer der bedeutendsten Germanisten, sowohl durch Gelehrsamkeit als Gesinnung hervorragend. Stil künstlerisch geglättet.

Adalbert Stifter, geb. den 23. Okt. 1806 zu Oberplan in Böhmen als der Sohn eines Leinenwebers, erhält seine Bildung in der Benedictinerabtei Kremsmünster, stud. von 1826 an in Wien die Rechtswissenschaft, daneben aber auch Geschichte und Naturwissenschaften; wird nach Vollendung seiner Studien Hauslehrer bei Fürst Metternich und unterrichtet dessen Sohn Richard in Mathematik und Naturwissenschaften. Wird 1849 Schulrath in Linz. Nachdem er in verschiedenen Zeitschriften Erzählungen und Gedichte veröffentlicht hat, läßt er dieselben gesammelt erscheinen u. d. T. „Studien", 6 Bde., Pesth 1844—51 und „Bunte Steine", Pesth 1852. Zarter und lebensvoller Schilderer der Natur und der Menschen.

Gustav Pfizer, geb. d. 29. Jul. 1807 zu Stuttgart, jüngerer Bruder von Paul P., erhält seine Jugendbildung auf dem Gymn. seiner Vaterstadt bis 1821, im Seminar zu Blaubeuren 1821 ff., stud. Philos. und Theol. auf der Univ. Tübingen 1825 ff.; lebt in Stuttgart 1830 ff.; wird Repetent am theol. Seminar zu Tüb. 1832 ff.; reist nach Rom und Neapel 1834; privatisirt in Stuttgart 1835, verheirathet seit 1836. Als tiefreflectirender Lyriker aufgetreten in seinen „Gedichten" von 1831 u. 1834; als Uebersetzer von Bulwer 1833 ff.; poet. Uebersetzer von Byron 1835 ff.; als Biograph mit dem „Leben Martin Luthers" 1836; Redacteur des poet. Theils im Morgenblatt an G. Schwabs Stelle 1838 ff.; Verf. gründlicher Kritiken in der Allg. Zeitung und der Deutschen Vierteljahrsschrift; übersetzt das Nibelungenlied 1842. Schreibt 1846 die Geschichte Alexanders des Großen und die Geschichte der Griechen, beides für die Jugend; wird 1846 Prof. der Philos. und Geschichte am oberen Gymnasium zu Stuttgart. (Lyriker und Epiker.) Klassisch und modern gründlichgebildeter, vielseitiger Geist.

Theodor Mundt, geb. den 19. Sept. 1807 zu Potsdam, studirt Philologie und Philosophie zu Berlin; hält sich in Leipzig auf 1832, und geht, dem jungen Deutschland beigezählt und dadurch gehemmt, auf Reisen; läßt sich, mit der unter dem Namen L. Mühlbach bekannten Schriftstellerin 1839 verheirathet, in Berlin nieder. Nach kritischen und novellist. Vorspielen 1832 f., schreibt er die „Briefe und Zeitabenteuer eines Salzschreibers" 1833; die „Madonna" 1835, welche confiscirt wird, gibt mit Varnhagen „Knebels Nachlaß" heraus 1835 f., setzt seiner unglücklichen Freundin Charlotte Stieglitz ein „Denkmal", gibt das Journal „Zodiakus" heraus 1835 ff.; schreibt die „Kunst der deutschen Prosa" 1837, die „Dioskuren für Kunst und Wissenschaft" 1836 f.; sammelt seine „Charaktere und Situationen" 1837, gibt seine „Spaziergänge" und Reisen heraus 1838 ff.; eröffnet den „Freihafen" 1838 ff., den „Pilot" 1840; liefert ein Zeitgemälde im „Thomas Müntzer" 1841. Schreibt 1842 eine „Geschichte der Literatur der Gegenwart", 2. umgearb. Auflage 1853; 1844 eine „Geschichte der Gesellschaft", wird 1848 Professor der Geschichte und Literatur in Breslau, 1850 Universitätsbibliothekar in Berlin, schreibt 1854 eine „Geschichte der Stände", 1857 Pariser Kaiserskizzen, 1858 neue Skizzen und „Graf Mirabeau," 1859 u. 60 „Italienische Zustände". Ein Schriftsteller von umfassender Belesenheit und Bildung, Geist und wissenschaftlichem Streben, aber unzulänglicher Gestaltungskraft.

Rudolf Oeser, (pseudonym **Otto Glaubrecht**) ist geboren den 31. Oktober 1807 zu Gießen, als der Sohn eines Hofgerichtsraths. Nach genossenem Schulunterricht in seiner Vaterstadt studiert er Theologie in Heidelberg bis 1830, und fungirt später als Hauslehrer und Pfarr-Assistent, bis er 1835 die Pfarrei Lindheim im Hessischen erhält, auf der er bis zu seinem Tode (13. October 1859) bleibt. Schon als Knabe zu prosaischen und poetischen Productionen disponirt, läßt er 1842 seine erste Volkserzählung „Anna die Blutegelhändlerin" erscheinen, der bald eine Reihe größerer und kleinerer Schilderungen zunächst aus dem heimischen Volksleben sich anreihen — sämmtlich getragen von ausgeprägt nationaler und christlicher Gesinnung.

Franz Theodor Kugler, geb. den 18. Januar 1808 zu Stettin, Sohn eines durch Talente und Bildung hervorragenden wohlhabenden Kaufmanns, erzogen unter mannigfaltiger geistiger Anregung, zeigt frühe Anlage zur Musik, bildenden Kunst und Poesie; entschließt sich, da die Wahl eines künstlerischen Berufs bedenklich scheint, Philologie zu studiren, beginnt damit 1826 in Berlin, geht später nach Heidelberg, wendet sich eine Zeitlang der Architektur zu, mit der Absicht, in dieser eine praktische Laufbahn zu machen, gibt 1830 sein Skizzenbuch, die Lieder mit Compositionen und Radirungen heraus, setzt sich endlich die Kunstgeschichte als Lebensaufgabe, welcher er sich mit ausdauerndem Fleiße widmet, habilitirt sich 1833 als Privatdocent in Berlin, heirathet die schöne Tochter des Criminaldirectors Hitzig, wird 1835 Professor an der Akademie der Künste, reist nach Italien, gibt als Frucht dieser Reise eine „Geschichte der Malerei" heraus (Berlin 1837), 1842 sein „Handbuch der Kunstgeschichte" (3. Aufl. 1856—60, von Lübke fortgesetzt); wird 1849 vortragender Rath im Cultministerium für die Kunstangelegenheiten; schreibt auch zwischen 1848 u. 51 mehrere Bühnenstücke und die Geschichte Friedrichs d. Gr.; beginnt 1854 eine Geschichte der Baukunst und stirbt am 18. März 1858 plötzlich an einem Schlaganfall. Reicher umfassender Geist, der zum erstenmale das Gesammtgebiet der Kunstgeschichte bewältigte; seine Arbeiten darin zeichnen sich durch Gewissenhaftigkeit der Forschung, Klarheit und Anschaulichkeit der Darstellung aus.

Johann Gust. Droysen, geb. den 6. Juli 1808 zu Treptow in Pommern als der Sohn eines Geistlichen. Studirt seit 1826 in Berlin, wird 1829 Lehrer am Gymnasium zum grauen Kloster, habilitirt sich 1833 als Privatdocent und wird 1835 außer-

ordentlicher Professor, nachdem er sich durch seine Uebersetzung des Aeschylus und die Geschichte Alexanders des Großen, als geschmackvoller Philolog und Historiker bekannt gemacht hat. Uebersetzt den Aristophanes 1835—38, schreibt eine Geschichte des Hellenismus, 2 Bde., Hamburg 1836—43, wird 1840 als ordentlicher Professor nach Kiel berufen, hält dort „Vorlesungen über die Geschichte der Freiheitskriege" die 1846 in zwei Bänden gedruckt erschienen, nimmt eifrigen Antheil an der deutschen Bewegung in den Herzogthümern, wird 1848 von der provisorischen Regierung der Herzogthümer nach Frankfurt geschickt, um den Schutz des Bundestages anzurufen, wird später zum Abgeordneten in das Parlament gewählt, wo er ein eifriger Anhänger der erbkaiserlichen Partei ist und bei dem Verfassungsausschuß das Protokoll führt. Schreibt 1850 mit Samwer „die Geschichte der dänischen Politik"; folgt 1851 einem Rufe nach Jena, schreibt das Leben des Feldmarschalls Grafen York, 3 Bde., Berlin 1851—52; beginnt 1855 eine ausführliche Geschichte der preußischen Politik und wird 1859 als Professor der Geschichte nach Berlin berufen. Einer unserer bedeutendsten Historiker aus der Schule Rankes; seine Hauptstärke ist die geistvolle Vergegenwärtigung einzelner historischer Momente.

Karl Gutzkow, geb. den 17. März 1811 zu Berlin, Sohn eines Offizianten im Kriegsministerium, stud. in Berlin Philosophie und Theologie, gewinnt 1830 eine Preisaufgabe, erregt als 19jährig durch seinen glänzenden Stil in den „Briefen eines Narren an eine Närrin" Aufsehen, geht 1833 nach Stuttgart und wird Mitarbeiter an Menzels Literaturblatt, schreibt Erzählungen, den Roman „Maha Guru" 1833; „Novellen" 1834; „öffentliche Charaktere" in die Allg. Zeitung, gesammelt 1835; das Drama „Nero"; wirft sich durch die Vorrede zu Schleiermachers „Briefen über Schlegels Lucinde" und den Roman „Wally" in die Opposition gegen den Offenbarungsglauben, und wird nach Menzels öffentlicher Rüge im Lit.Blatt, und nach der großen Aufregung, welche jenes Buch hervorgebracht, durch das badische Hofgericht „wegen der durch die Presse begangenen verächtlichen Darstellung des Glaubens der christl. Religionsgesellschaften" zu dreimonatlicher Haft verurtheilt, die er in Mannheim abbüßt 1836; polemisirt gegen Menzel und für Göthe 1836; verheirathet sich zu Frankfurt a. M., schreibt den Roman „Seraphine" 1838, unter Bulwers Namen „die Zeitgenossen" 1837; verpflanzt Beurmanns „Telegraphen" nach Hamburg 1838; sammelt krit. Aufsätze 1838;

ſchreibt in der Kölner Angelegenheit gegen Görres 1838; in verſöhnlichem Sinne den Aufſatz „Vergangenheit und Gegenwart“; den komiſchen Roman „Blaſedow und ſeine Söhne“ und die auf dem Theater günſtig aufgenommenen Dramen „Richard Savage“, „Werner oder Welt und Herz“ 1840, „ein weißes Blatt“ 1842, „Zopf und Schwert“ 1843, „das Vorbild des Tartüffe“ 1843, „Uriel Acoſta“ 1846; wird 1847 Dramaturg des Hoftheaters in Dresden, gibt 1848 dieſes Amt auf, ſchreibt 1850—52 den neunbändigen Roman „die Ritter vom Geiſt,“ gibt ſeit 1852 eine belletriſtiſche Wochenſchrift heraus u. d. T. „Unterhaltungen am häuslichen Heerd“ und ſeit 1859 einen neuen großen Roman „der Zauberer von Rom“. Lebt in Dresden. Einſt das Haupt des jungen Deutſchlands, hat er ſpäter ſein Talent auf dem Gebiete des Dramas und des Romans bewährt.

Max Wolfgang Duncker, Sohn des bekannten Buchhändlers in Berlin, geb. den 15. Oktbr. 1811, ſtudirt in Berlin und Bonn von 1830—34, wird am 2. Mai 1834 Doktor phil.; bald nachher wegen Theilnahme an burſchenſchaftlichen Verbindungen zur Unterſuchung gezogen und zu 6 Jahren Feſtungsſtrafe verurtheilt, wird er nach halbjähriger milder Haft auf dem alten Schloße Könik begnadigt, findet aber bei beabſichtigter Habilitirung als Univerſitätslehrer große Schwierigkeiten, ſo daß er erſt im Frühjahr 1839 in Halle als Privatdocent auftreten kann, genügt ſeiner Militärpflicht als Freiwilliger, und leiſtet als Landwehrlieutenant bei einem Reiterregiment ſeine Dienſte, bleibt aus eigenem Intereſſe am Kriegsweſen bis zum Jahr 1852 dabei, heirathet 1843 und wird außerordentl. Prof. in Halle, 1848 in die deutſche Nationalverſammlung gewählt, in welcher er zum rechten Centrum hält u. 1849 in die zweite preuß. Kammer, wo er in Gemeinſchaft mit den Altliberalen muthig gegen die Reaction kämpft, geht im Sommer 1850 nach Kiel u. Rendsburg, um für die Sache Schleswig-Holſteins zu wirken, ſchreibt u. d. T. „vier Monate auswärtiger Politik“ 1851 eine ſcharfe Kritik des Miniſteriums Manteuffel, beginnt 1852 ſeine „Geſchichte des Alterthums“ (4 Bde. 1851 ff., bis jetzt 1. u. 2. in 2. Aufl. 1856), wird 1857 als ordentl. Prof. der polit. Geſchichte nach Tübingen berufen, wo er als gefeierter Lehrer mit größtem Beifall und ſeltener Wirkung über neuere Geſchichte lieſt. Im Frühjahr 1859 wird er als vortragender Rath in das Miniſterium Hohenzollern nach Berlin gezogen. Hiſtoriker von vorherrſchend politiſcher Richtung und entſchiedenem Charakter.

Berthold Auerbach, geb. den 12. Febr. 1812 zu Nordstetten im würtembergischen Schwarzwald, ursprünglich zum Studium der jüdischen Theologie bestimmt, erhält seine wissenschaftliche Bildung auf dem Gymnasium in Stuttgart, dann auf den Universitäten Tübingen, München und Heidelberg, wird nach Beendigung der Studienjahre in eine Untersuchung wegen Theilnahme an der Burschenschaft verwickelt, muß 1835 einige Monate auf der Festung Hohenasperg gefangen sitzen; schreibt 1836 seine erste Schrift „das Judenthum und die neueste Literatur", tritt 1838 mit seinem ersten Roman „Spinoza" auf, schreibt 1839 seinen zweiten „Dichter u. Kaufmann", übersetzt 1841 Spinoza's Werke, hat durchschlagenden Erfolg mit seinen „Schwarzwälder Dorfgeschichten", 2 Bde., 1843, welchen 1853 u. 1854 ein dritter und vierter Band folgen. Durch die Volkskalender „der Gevattersmann" 1843—1848 will er auf die politische und sociale Bildung der Bürger wirken; in „Schrift und Volk" 1846 erörtert er die Erfordernisse einer ächten Volksschrift, in der Novelle „Neues Leben" sucht er die Eindrücke, welche die Bewegung des Jahres 1848 auf ihn gemacht, darzustellen, die Erzählungen des „Gevattersmann" sammelt er mit vielen neuen vermehrt in dem „Schatzkästlein" 1856; in dem „Barfüßele" 1857 führt er eine neue „Dorfgeschichte" auf; 1858—60 gibt er einen illustrirten „Volkskalender" heraus. — Lebt seit vielen Jahren in Dresden. Hat das Genre der Dorfgeschichte in die deutsche Literatur eingeführt, indem er den vorgefundenen realistischen Stoff poetisch gestaltet.

Gustav Freytag, geb. den 13. Juli 1816 zu Kreuzburg in Schlesien, stud. in den Jahren 1833—38 in Breslau und Berlin hauptsächlich deutsche Philologie, habilitirt sich 1839 zu Breslau als Privatdocent für deutsche Sprache und Literatur, lehrt mit unzweifelhaftem Erfolge, gibt 1843 aber doch die akademische Laufbahn auf, widmet sich der schriftstellerischen Thätigkeit, schreibt Dramen; 1846 „die Valentine", 1848 „Graf Waldemar", 1854 „die Journalisten", die großen Beifall finden, übernimmt 1848 mit Julian Schmidt die Redaktion der Grenzboten, gewinnt mit dem Roman „Soll und Haben" 1855 den größten Erfolg, den seit langer Zeit ein deutscher Schriftsteller gehabt hat; dichtet 1859 das Drama „die Fabier", und gibt die anziehenden „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" heraus. Lebt mit seiner Familie den Winter über in Leipzig, im Sommer auf seinem Landsitz bei Gotha.

Fried. Wilh. Hackländer, geb. den 1. Nov. 1816 zu Burtscheid bei Aachen, beginnt nach mangelhafter Schulbildung seine

Laufbahn als Lehrling in einer Modewaarenhandlung, die er aber bald verläßt, um in das Militär einzutreten, wird Artillerist, besteht aber das erforderliche Examen nicht mit dem gewünschten Erfolg und kehrt, da er sich überdieß bei einer militärischen Uebung an der rechten Hand schwer verletzt, wieder zum Kaufmannsstand zurück, verläßt ihn abermals, nachdem drei Handlungshäuser, in welchen er gedient, fallirt hatten; geht auf gut Glück nach Stuttgart, schreibt dort für das Morgenblatt „Bilder aus dem Soldatenleben", die Aufsehen erregen, wird 1840 von dem Oberstallmeister von Taubenheim, der für den König von Württemberg Pferde zu kaufen in den Orient reist, als Secretär mitgenommen, beschreibt diese Reise u. d. T. „Daguerreotypen aus dem Orient" 1842, wird Herbst 1843 Secretär des Kronprinzen von Württemberg, begleitet diesen auf mehreren Reisen nach Italien u. Rußland, wird 1849 mit vollem Gehalt entlassen, geht nach Italien und begleitet Radetzky als Journalist in den italienischen Feldzug, später in gleicher Eigenschaft den Prinzen von Preußen in Baden, beschreibt diese Feldzüge u. d. T. „Soldatenleben im Kriege", schreibt im Feuilleton der Köln. Zeitung seinen ersten und besten Roman „Namenlose Geschichten" 1850; später „Eugen Stillfried," „Europäisches Sclavenleben" 1854, „der neue Don Quixote" 1859, „Tannhäuser" 1860, macht eine Reise nach Spanien, die er 1853 beschreibt, gründet 1855 mit Ed. Höfer die Zeitschrift „Hausblätter", 1859 die Stuttgarter illustrirte Zeitung. Wird in demselben Jahre Vorstand der Hofgartendirection. Talentvoller und fruchtbarer Erzähler, mit der Gabe lebendigster Darstellung.

Ottilie Wildermuth, geb. Rooschütz, geb. den 23. Febr. 1817 zu Rottenburg am Neckar, wo ihr Vater damals Kriminalrath war, bringt, da jener 1819 als Oberamtsrichter nach Marbach versetzt wird, ihre Jugend in der Geburtsstadt Fr. Schillers zu, besucht nur die dortige Elementarschule, liest aber mit Heißhunger, was sie erreichen kann. Heirathet 1843 Dr. Wildermuth, Professor der Mathematik und franz. Sprache am Gymnasium zu Tübingen, schreibt 1847 zunächst ohne Absicht der Veröffentlichung die „Genrebilder aus einer kleinen Stadt", läßt sie später im Morgenblatt abdrucken, gibt sie mit Neuem vermehrt u. d. T. „Bilder und Geschichten aus dem schwäbischen Leben" 1852 heraus, läßt 1854 eine neue ähnliche Sammlung folgen, 1855 u. 57 „Bilder aus dem Frauenleben" und mehrere andere Erzählungen, voll Gemüth und Leben, alle mit den ansprechendsten Schilderungen, vornehmlich aus der schwäbischen Heimath.

Marie Nathusius, geb. den 10. März 1817 zu Magdeburg, Tochter des dortigen Predigers Scheele, nachherigen Superintendenten in Calbe an der Saale. Marie wächst in letzterem Städtchen auf und besucht die Elementarschule daselbst; heirathet 1841 den Rittergutsbesitzer Philipp Nathusius in Neuhaldensleben, mit dem sie nach Italien und der Schweiz reist. Dichtet zunächst zu ihrem Vergnügen; 1846 veröffentlicht ein literarischer Freund eine kleine Sammlung ihrer Gedichte unter dem Titel „Bilder aus der Kinderwelt"; in demselben Jahre wird sie durch den Tod eines Kindes in die tiefere christliche Erfahrung geführt, welche ihren Schriften das ihnen eigenthümliche Gepräge gibt; 1849 verläßt sie mit ihrem Mann, der die Redaktion des Volksblattes für Stadt und Land übernimmt, den bisherigen Wohnort, reist mit ihm nach Frankreich und England, übersiedelt nach Neinstedt bei Quedlinburg, schreibt Erzählungen für das Volksblatt, die vielen Beifall finden, wird in größeren Kreisen bekannt durch das „Tagebuch eines armen Fräuleins". 1853, dem mehrere andere ähnliche Stücke folgen, und gibt 1857 ihr reifstes und schönstes Product, den größeren Roman „Elisabeth" heraus, der binnen 14 Monaten fünf Auflagen erlebt. Stirbt von 7 Kindern weg, am 22. Dec. 1857.

Theodor Mommsen, geb. den 30. Nov. 1817 zu Gerding in Schleswig, Sohn eines Predigers, stud. von 1838—43 die Rechtswissenschaft zu Kiel, bereist von 1844—47 mit Unterstützung der Berliner Akademie Frankreich und Italien, um römische Inschriften zu sammeln, redig. 1848 eine Zeit lang die schleswigholsteinische Zeitung, wird Herbst 1848 als a. o. Professor der Rechtswissenschaft nach Leipzig berufen, 1850 wegen seiner Theilnahme an den politischen Bewegungen des Jahres 1849 abgesetzt, 1852 nach Zürich berufen, 1854 nach Breslau und 1858 nach Berlin, wo er Mitglied der Akademie wird. Nachdem er sich durch eine Reihe wissenschaftlicher Arbeiten, namentlich durch Sammlungen altrömischer Inschriften und rechtsgeschichtliche Forschungen, einen bedeutenden Ruf als Gelehrter erworben, schreibt er für das größere Publikum eine „Römische Geschichte", 3 Bde. 1854—56, 2. Aufl. 1857, welche durch Glanz der Darstellung, kühne Kritik und neue Auffassung großes Aufsehen erregt.

Heinrich v. Sybel, geb. den 2. Dez. 1817 zu Düsseldorf, wo sein Vater damals Regierungsrath war, stud. in Berlin in den Jahren 1834—38, habilitirt sich, nachdem er eine Geschichte des ersten Kreuzzugs geschrieben, 1841 als Privatdocent in Bonn, schreibt

1844 über Entstehung des deutschen Königthums, wird in demselben Jahre a. o. Professor, 1845 nach Marburg berufen, macht von dort aus umfassende Studien für die Geschichte der Revolutionszeit in den Archiven von Paris, Haag und London, gibt 1853 u. 54 die 2 ersten Bände der „Geschichte der Revolutionszeit" von 1789—1795 heraus, und tritt damit in die erste Reihe deutscher Historiker ein, wird 1856 nach München berufen, beginnt 1859 die Herausgabe einer „historischen Zeitschrift", veröffentlicht eine neue Aufl. seiner Revolutionsgeschichte, hält im März 1860 unter großem Beifalle Vorträge im Liebigschen Laboratorium über die Revolutionszeit von 1789—1815, die unter dem Titel „Die Erhebung Europas gegen Napoleon I." gedruckt sind. Hat die französische Revolution zuerst in ihrem europäischen Zusammenhang aufgefaßt, und betrachtet die Geschichte mit dem scharfen Blick eines von bestimmter Ueberzeugung geleiteten Politikers.

Franz Löher, geb. zu Paderborn den 15. Oktober 1818; stud. die Rechtswissenschaft in Halle, Freiburg, Berlin und München, macht schon während seiner Studienzeit häufige Reisen; lebt als Referendär geistig angeregt in seiner Vaterstadt, schreibt 1846 über „die Fürsten und Städte zur Zeit der Hohenstaufen", tritt in demselben Jahre eine Reise nach Nordamerika an, von welcher er im Dec. 1847 zurückkehrt, nachdem er schon in Cincinnati die Ergebnisse seiner Beobachtungen u. Forschungen in einer größeren Schrift „Geschichte und Zustände der Deutschen in Amerika" veröffentlicht hatte; 1848 gründet und redigirt er die westfälische Zeitung und vertritt in derselben mit Entschiedenheit die Sache der nationalen Einigung; wird Frühjahr 1849 als Abgeordneter seiner Vaterstadt in die zweite Kammer gewählt und ein hervorragendes Mitglied der gemäßigten Linken; nimmt sich, nach Hause zurückgekehrt, der städtischen Angelegenheiten an, wird zum Bürgermeister gewählt, aber von der Regierung nicht bestätigt; legt sich auf schriftstellerische Arbeiten, schreibt ein „Preußisches Landrecht", dichtet den „General Spork" 1854; habilitirt sich 1853 als Privatdocent in Göttingen, wird 1855 von König Max nach München in dessen persönlichen literarisch-wissenschaftlichen Dienst berufen und zum Professor an der Universität ernannt. Seine neuesten Arbeiten sind „Land und Leute in der alten und neuen Welt" 3 Bde. Göttingen 1854—58, 2. Aufl. 1860; „König Konrad I." und „Herzog Heinrich von Sachsen" in den Abhandlungen der Münchener Akademie.

Ludwig Häuffer, geb. den 26. Okt. 1818 zu Kleeburg im Unterelsaß, übersiedelt nach dem frühen Tode seines Vaters, eines Geist-

lichen, mit seiner Mutter nach Mannheim, stud. seit 1835 in Heidelberg und Jena Philologie und Geschichte, zu letzterer besonders von Schlosser angeregt; habilitirt sich Herbst 1840 zu Heidelberg als Privatdocent, schreibt die „Geschichte der rheinischen Pfalz" 2 Bde. 1845; wird außerord. Professor, betheiligt sich 1847 bei Gründung und Redaction der deutschen Zeitung; wird 1848 in die zweite badische Kammer, 1850 in das Erfurter Unionsparlament gewählt, 1849 ordentl. Professor, schreibt 1851 „Denkwürdigkeiten der badischen Revolution" und „deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen" 4 Bände 1854—57, die 1859 und 1860 in 2ter Auflage erscheint. Schriftsteller und Universitätslehrer von großer populärer Wirkung. Behandelt die Geschichte mit warmer nationaler Gesinnung und sittlicher Auffassung. Stil frisch und gesund.

Edmund Höfer, geb. den 15. Okt. 1819 zu Greifswalde, wo sein Vater Senator und Stadtgerichtsdirektor war. Seine frühe Liebe zur Natur wird sowohl durch häufige Ausflüge mit den Eltern in die ländliche Nachbarschaft, als auch durch größere Reisen in das mittlere Deutschland genährt; auch zeigt er eine unstillbare Lust zur Lectüre und großen Drang zu poetischen Productionen. Er studirt seit 1839 zu Greifswalde, Heidelberg und Berlin Geschichte und Philosophie, absolvirt 1842, sucht sich zur weiteren Laufbahn vorzubereiten, geräth aber seiner Neigung nachgebend in belletristische Schriftstellerei, schreibt 1844 die Geschichte „Anno zweiundzwanzig", die im Morgenblatt Aufnahme findet und eine fortgesetzte Thätigkeit für dieses Blatt zur Folge hat. Eine Sammlung Geschichten erscheint zuerst 1852, es folgen mehrere ähnliche, so besonders „Schwanwieck" 1856; ein Band „Gedichte" 1853, 2. Aufl. 1856; Höfer übersiedelt 1854 nach Stuttgart, gründet mit Hackländer die „Hausblätter", deren Redaction er noch führt; eine größere Novelle „Norien" erscheint 1858; seine neueste Arbeit „Auf deutscher Erde" 2 Bde. 1860. Lebt in Stuttgart. Geistreicher, origineller Erzähler mit eben so viel Sinn für Natur- als Charakter-Schilderung.

Hermann Ludwig Friedrich Helmholtz, geb. den 31. August 1821 zu Potsdam, zuerst Militärarzt, Gehilfe am anatom. Museum zu Berlin 1848, außerord. Professor der Physiologie zu Königsberg 1849, ord. 1852, zu Bonn 1855, nach Heidelberg berufen 1858. Veröffentlicht in Zeitschriften und Geschäftsschriften eine Reihe werthvoller Forschungen und legt in populären Vorträgen geistreiche philosophische Auffassungen nieder, die er auch

ausgezeichnet darzustellen weiß. Siehe besonders die Schrift „Ueber die Wechselwirkung der Naturkräfte und die darauf bezüglichen Ermittlungen der Physik", Königsberg 1854. Einer der ersten Physiologen der Gegenwart.

Wilhelm Heinrich Riehl, geb. den 6. Mai 1823 zu Biebrich am Rhein, wo sein Vater Schloßverwalter war, stud. nach einer vorherrschend musikalischen Jugendbildung in Marburg und Tübingen Theologie, in Bonn Geschichte und Staatswissenschaft, betheiligt sich seit 1845 bei verschiedenen Zeitungsredaktionen; redig. 1848 bis 1851 die nassauische Landeszeitung und leitet zugleich den musikalischen Theil des Hoftheaters in Wiesbaden, arbeitet 1851 bis 1853 bei der Redaction der Allg. Zeitung und wird 1854 Professor der Staatswissenschaften in München, macht durch seine geistreichen Schriften über „die bürgerliche Gesellschaft" Stuttgart 1851, „Land und Leute" 1853 und „die Familie" 1855 Aufsehen, gibt die „Musikalischen Charakterköpfe" 1853 und 1859 u. d. T. „Hausmusik" 1856 eine Sammlung Liedercompositionen heraus; ferner 1857 „die Pfälzer, ein deutsches Volksbild", redigirt auch die unter dem Titel „Bavaria" im Auftrage des Königs Maximilian II. herausgegebene statistisch-topographische Beschreibung des Königreichs Baiern. Geistreicher Culturhistoriker, vom ästhetischen Standpunkt aus. Feinste Beobachtungsgabe.

Paul Johann Heyse, geb. in Berlin am 15. März 1830, Sohn des als Sprachforscher verdienten Professors Karl Heyse, studirt von 1847 bis 1850 in Berlin und Bonn Philologie, promovirt 1852; reist, um seine Studien in romanischer Literatur fortzusetzen, nach Italien, gibt als deren Frucht 1856 „Romanische Inedita auf italienischen Bibliotheken gesammelt" heraus. Im Begriffe sich in Berlin als Privatdocent zu habilitiren, folgt er 1854 einem Rufe des Königs Maximilian II. nach München, heirathet die Tochter Franz Kuglers; gibt 1855 eine Sammlung „Novellen", 1858 „Neue Novellen" heraus, 1856 die Braut von Cypern und 1858 das Epos „Thekla" und gewinnt 1858 bei der dramatischen Concurrenz in München mit den „Sabinerinnen" den Preis. (Dichter) Einer der besten Prosaisten der Gegenwart, von seltener Eleganz und Correctheit der Sprache.

Joseph Freiherr v. Eichendorff.

Aus dem Leben eines Taugenichts.

(1824.)

Dicht am herrschaftlichen Garten ging die Landstraße vorüber, nur durch eine hohe Mauer von derselben geschieden. Ein gar sauberes Zollhäuschen mit rothem Ziegeldach war da erbaut, und hinter demselben ein kleines, buntumzäuntes Blumengärtchen, das durch eine Lücke in der Mauer des Schloßgartens hindurch an den schattigsten und verborgensten Theil des letzteren stieß. Dort war eben der Zolleinnehmer gestorben, der das Alles sonst bewohnte. Da kam eines Morgens frühzeitig, da ich noch im tiefsten Schlafe lag, der Schreiber vom Schlosse zu mir und rief mich schleunigst zum Herrn Amtmann. Ich zog mich geschwind an und schlenderte hinter dem lustigen Schreiber her, der unterwegs bald da, bald dort eine Blume abbrach und vorn an den Rock steckte, bald mit seinem Spazierstöckchen künstlich in der Luft herumfocht und allerlei zu mir in den Wind hinein parlirte, wovon ich aber nichts verstand, weil mir die Augen und Ohren noch voller Schlaf lagen. Als ich in die Kanzlei trat, wo es noch gar nicht recht Tag war, sah der Amtmann hinter einem ungeheuren Dintenfasse und Stößen von Papier und Büchern und einer ansehnlichen Perücke, wie die Eule aus ihrem Nest, auf mich und hob an: „Wie heißt er? Woher ist er? Kann er schreiben, lesen und rechnen?“ Da ich das bejahte, versetzte er: „Na, die gnädige Herrschaft hat Ihm, in Betrachtung Seiner guten Aufführung und be-

ſondern Meriten, die ledige Einnehmerſtelle zugedacht." — Ich überdachte in der Geſchwindigkeit für mich meine bisherige Aufführung und Manieren und ich mußte geſtehen, ich fand am Ende ſelber, daß der Amtmann Recht hatte. — Und ſo war ich denn wirklich Zolleinnehmer, ehe ich mich's verſah.

Ich bezog nun ſogleich meine neue Wohnung und war in kurzer Zeit eingerichtet. Ich hatte noch mehrere Geräthſchaften gefunden, die der ſelige Einnehmer ſeinem Nachfolger hinterlaſſen, unter andern einen prächtigen rothen Schlafrock mit gelben Punkten, grüne Pantoffeln, eine Schlafmütze und einige Pfeifen mit langen Röhren. Das Alles hatte ich mir ſchon einmal gewünſcht, als ich noch zu Hauſe war, wo ich immer unſern Pfarrer ſo bequem herumgehen ſah. Den ganzen Tag (zu thun hatte ich weiter nichts) ſaß ich daher auf dem Bänkchen vor meinem Hauſe in Schlafrock und Schlafmütze, rauchte Tabak aus dem längſten Rohre, das ich von dem ſeligen Einnehmer vorgefunden hatte, und ſah zu, wie die Leute auf der Landſtraße hin- und hergingen, fuhren und ritten. Ich wünſchte nur immer, daß auch einmal ein Paar Leute aus meinem Dorfe, die immer ſagten, aus mir würde mein Lebtage nichts, hier vorüber kommen und mich ſo ſehen möchten. — Der Schlafrock ſtand mir ſchön zu Geſichte, und überhaupt das Alles behagte mir ſehr gut. So ſaß ich denn da und dachte mir mancherlei hin und her, wie Aller Anfang ſchwer iſt, wie das vornehmere Leben doch eigentlich recht bequem ſei, und faßte heimlich den Entſchluß, nunmehr alles Reiſen zu laſſen, auch Geld zu ſparen wie die Andern, und es mit der Zeit gewiß zu etwas Großem in der Welt zu bringen. Inzwiſchen vergaß ich über meinen Entſchlüſſen, Sorgen und Geſchäften die allerſchönſte Frau keineswegs. Die Kartoffeln und anderes Gemüſe, das ich in meinem kleinen Gärtchen fand, warf ich hinaus und bebaute es ganz mit den auserleſenſten Blumen, worüber mich der Portier vom Schloße mit der großen kurfürſtlichen Naſe, der, ſeitdem ich hier wohnte, oft zu mir kam und mein intimer

Freund geworden war, bedenklich von der Seite ansah, und mich für einen hielt, den sein plötzliches Glück verrückt gemacht hätte. Ich aber ließ mich das nicht anfechten, denn nicht weit von mir im herrschaftlichen Garten hörte ich seine Stimmen sprechen, unter denen ich die meiner schönen Frau zu erkennen meinte, obgleich ich wegen des dichten Gebüsches Niemand sehen konnte. Da band ich denn alle Tage einen Strauß von den schönsten Blumen, die ich hatte, stieg jeden Abend, wenn es dunkel wurde, über die Mauer, und legte ihn auf einen steinernen Tisch hin, der dort inmitten einer Laube stand; und jeden Abend, wenn ich den neuen Strauß brachte, war der alte von dem Tische fort.

Eines Abends war die Herrschaft auf die Jagd geritten; die Sonne ging eben unter und bedeckte das ganze Land mit Glanz und Schimmer, die Donau schlängelte sich prächtig wie von lauter Gold und Feuer in die weite Ferne, von allen Bergen bis tief ins Land hinein sangen und jauchzten die Winzer. Ich saß mit dem Portier auf dem Bänkchen vor meinem Hause, und freute mich in der lauen Luft, wie der lustige Tag so langsam vor uns verdunkelte und verhallte. Da ließen sich auf einmal die Hörner der zurückkehrenden Jäger von fern vernehmen, die von den Bergen gegenüber einander von Zeit zu Zeit lieblich Antwort gaben. Ich war recht im innersten Herzen vergnügt und sprang auf und rief wie bezaubert und verzückt vor Luft: „Nein, das ist mir doch ein Metier, die edle Jägerei!“ Der Portier aber klopfte sich ruhig die Pfeife aus und sagte: „Das denkt Ihr Euch just so. Ich habe es auch mitgemacht, man verdient sich kaum die Sohlen, die man sich abläuft; und Husten und Schnupfen wird man erst gar nicht los, das kommt von den ewig nassen Füßen.“ — Ich weiß nicht, mich packte da ein närrischer Zorn, daß ich ordentlich am ganzen Leibe zitterte. Mir war auf einmal der ganze Kerl mit seinem langweiligen Mantel, die ewigen Füße, sein Tabacksschnupfen, die große Nase und Alles abscheulich. — Ich faßte ihn, wie außer

mir, bei der Bruſt und ſagte: „Portier, jetzt ſchert Ihr Euch nach Hauſe, oder ich prügle Euch hier ſogleich durch!“ Den Portier überfiel bei dieſen Worten ſeine alte Meinung, ich wäre verrückt geworden. Er ſah mich bedenklich und mit heimlicher Furcht an, machte ſich ohne ein Wort zu ſprechen, von mir los und ging, immer noch unheimlich nach mir zurückblickend, mit langen Schritten nach dem Schloße, wo er athemlos ausſagte, ich ſei nun wirklich raſend geworden. Ich aber mußte am Ende laut auflachen und war herzlich froh, den ſuperklugen Geſellen los zu ſein, denn es war gerade die Zeit, wo ich den Blumenſtrauß immer in die Laube zu legen pflegte. Ich ſprang auch heute ſchnell über die Mauer und ging eben auf das ſteinerne Tiſchchen los, als ich in einiger Entfernung Pferdetritte vernahm. Entſpringen konnt' ich nicht mehr, denn ſchon kam meine ſchöne gnädige Frau ſelber, in einem grünen Jagdhabit und mit nickenden Federn auf dem Hute, langſam und, wie es ſchien, in tiefen Gedanken die Allee herabgeritten. Es war mir nicht anders zu Muthe, als da ich ſonſt in den alten Büchern bei meinem Vater von der ſchönen Magelone geleſen, wie ſie ſo zwiſchen den immer näher ſchallenden Waldhornsklängen und wechſelnden Abendlichtern unter den hohen Bäumen hervor kam, — ich konnte nicht vom Fleck. Sie aber erſchrack heftig, als ſie mich auf einmal gewahr wurde, und hielt faſt unwillkührlich ſtill. Ich war wie betrunken vor Angſt, Herzklopfen und großer Freude, und da ich bemerkte, daß ſie wirklich meinen Blumenſtrauß von geſtern an der Bruſt hatte, konnte ich mich nicht länger halten, ſondern ſagte ganz verwirrt: „Schönſte gnädige Frau, nehmt auch noch dieſen Blumenſtrauß von mir, und alle Blumen aus meinem Garten und Alles, was ich habe. Ach, könnt ich nur für Euch in's Feuer ſpringen!“ — Sie hatte mich gleich Anfangs ſo ernſthaft und faſt böſe angeblickt, daß es mir durch Mark und Bein ging, dann aber hielt ſie, ſo lang ich redete, die Augen tief niedergeſchlagen. Soeben ließen ſich einige Reiter und Stimmen im Gebüſch hören. Da ergriff

sie schnell den Strauß aus meiner Hand und war bald, ohne ein Wort zu sagen, am andern Ende des Bogenganges verschwunden.

Seit diesem Abend hatte ich weder Ruh' noch Rast mehr. Es war mir beständig zu Muthe, wie sonst immer, wenn der Frühling anfangen sollte, so unruhig und fröhlich, ohne daß ich wußte, warum, als stünde mir ein großes Glück oder sonst etwas Außerordentliches bevor. Besonders das fatale Rechnen wollte mir nun erst gar nicht mehr von der Hand, und ich hatte, wenn der Sonnenschein durch den Kastanienbaum vor dem Fenster grüngolden auf die Ziffern fiel, und so fix vom Transport bis zum Latus und wieder hinauf und hinabaddirte, gar seltsame Gedanken dabei, so daß ich manchmal verwirrt wurde, und wahrhaftig nicht bis drei zählen konnte. Denn die acht kam mir immer vor wie meine dicke, enggeschnürte Dame mit dem breiten Kopfputz, die böse sieben war gar wie ein ewig rückwärtszeigender Wegweiser oder Galgen. — Am meisten Spaß machte mir noch die neun, die sich mir so oft, eh ich mich's versah, lustig als sechs auf den Kopf stellte, während die zwei wie ein Fragezeichen so pfiffig drein sah, als wollte sie mich fragen: Wo soll das am Ende noch hinaus mit dir, du arme Null? Ohne sie, diese schlanke Eins und Alles, bleibst du doch ewig Nichts! Auch das Sitzen draußen vor der Thür wollte mir nicht mehr behagen. Ich nahm mir, um es bequemer zu haben, einen Schemel mit heraus und streckte die Füße darauf, ich flickte ein altes Parasol vom Einnehmer, und steckte es gegen die Sonne wie ein chinesisches Lusthaus über mich. Aber es half nichts. Es schien mir, wie ich so saß und rauchte und spekulirte, als würden mir allmählig die Beine immer länger vor Langeweile, und die Nase wüchse mir vom Nichtsthun, wenn ich so stundenlang an ihr heruntersah. — Und wenn denn manchmal noch vor Tagesanbruch eine Extrapost vorbei kam, und ich trat halb verschlafen in die kühle Luft hinaus, und ein niedliches Gesichtchen, von dem man in der Däm-

merung nur die funkelnden Augen sah, bog sich neugierig zum Wagen hervor und bot mir freundlich einen guten Morgen, in den Dörfern aber ringsumher krähten die Hähne so frisch über die leise wogenden Kornfelder herüber, und zwischen den Morgenstreifen hoch am Himmel schweiften schon einzelne zu früh erwachte Lerchen, und der Postillon nahm dann sein Posthorn und fuhr weiter und blies und blies — da stand ich lange und sah dem Wagen nach, und es war mir nicht anders, als müßt' ich nur sogleich mit fort, weit, weit in die Welt. —

Meine Blumensträuße legte ich indeß immer noch, so bald die Sonne unterging, auf den steinernen Tisch in der dunkeln Laube. Aber das war es eben, damit war es nun aus seit jenem Abend. — Kein Mensch kümmerte sich darum: so oft ich des Morgens frühzeitig nachsah, lagen die Blumen noch immer da wie gestern, und sahen mich mit ihren verwelkten, niederhängenden Köpfen und darauf stehenden Thautropfen ordentlich betrübt an, als ob sie weinten. — Das verdroß mich sehr. Ich band gar keinen Strauß mehr. In meinem Garten mochte nun auch das Unkraut treiben, wie es wollte, und die Blumen ließ ich ruhig stehen und wachsen, bis der Wind die Blätter verwehte. War mir's doch eben so wild und bunt und verstört im Herzen. In diesen kritischen Zeitläuften geschah es denn, daß einmal, als ich eben zu Hause im Fenster liege und verdrießlich in die leere Luft hinaussehe, die Kammerjungfer vom Schlosse über die Straße daher getrippelt kommt. Sie lenkte, da sie mich erblickte, schnell zu mir ein und blieb am Fenster stehen. — „Der gnädige Herr ist gestern von seiner Reise zurückgekommen," sagte sie eilfertig. „So?" entgegnete ich verwundert — denn ich hatte mich schon seit einigen Wochen um nichts bekümmert, und wußte nicht einmal, daß der Herr auf Reisen war, — „da wird seine Tochter, die junge gnädige Frau, auch große Freude gehabt haben." — Die Kammerjungfer sah mich kurios von oben bis unten an, so daß ich mich ordentlich selber besinnen mußte, ob ich was Dummes gesagt

hätte. — „Er weiß aber auch gar nichts,“ sagte sie endlich und rümpfte das kleine Näschen. „Nun,“ fuhr sie fort, „es soll heute Abend dem Herrn zu Ehren Tanz im Schlosse sein und Maskerade. Seine gnädige Frau wird auch maskirt sein, als Gärtnerin — versteht Er auch recht — als Gärtnerin. Nun hat die gnädige Frau gesehen, daß Er besonders schöne Blumen hat in Seinem Garten!“ — Das ist seltsam, dachte ich bei mir selbst, man sieht doch jetzt fast keine Blume mehr vor Unkraut. — Sie aber fuhr fort: „Da nun die gnädige Frau schöne Blumen zu ihrem Anzuge braucht, aber ganz frische, die eben vom Beete kommen, so soll Er ihr welche bringen und damit heute Abend, wenn's dunkel geworden ist, unter dem großen Birnbaum im Schloßgarten warten, da wird sie dann kommen und die Blumen abholen.“

Ich war ganz verblüfft vor Freude über diese Nachricht, und lief in meiner Entzückung vom Fenster zu der Kammerjungfer hinaus. —

„Pfui, der garstige Schlafrock!“ rief sie aus, da sie mich auf einmal in meinem Aufzuge im Freien sah. Das ärgerte mich, ich wollte auch nicht dahinter bleiben in der Galanterie, und machte einige artige Kapriolen, um sie zu erhaschen und zu küssen. Aber unglücklicher Weise verwickelte sich mir dabei der Schlafrock, der mir viel zu lang war, unter den Füßen, und ich fiel der Länge nach auf die Erde. Als ich mich wieder zusammenraffte, war die Kammerjungfer schon weit fort, und ich hörte sie noch von Ferne lachen, daß sie sich die Seiten halten mußte.

Nun aber hatt' ich was zu sinnen und mich zu freuen. Sie dachte ja noch immer an mich und meine Blumen! Ich ging in mein Gärtchen und riß hastig alles Unkraut von den Beeten, und warf es hoch über meinen Kopf weg in die schimmernde Luft, als zög' ich alle Uebel und Melancholie mit der Wurzel heraus. Die Rosen waren nun wieder wie ihr Mund, die himmelblauen Winden wie ihre Augen, die schneeweiße Lilie

mit ihrem schwermüthig gesenkten Köpfchen sah ganz aus wie sie. Ich legte alle sorgfältig in einem Körbchen zusammen. Es war ein stiller, schöner Abend und kein Wölkchen am Himmel. Einzelne Sterne traten schon am Firmamente hervor, von weitem rauschte die Donau über die Felder herüber, in den hohen Bäumen im herrschaftlichen Garten neben mir sangen unzählige Vögel lustig durcheinander. Ach, ich war so glücklich!

Als endlich die Nacht hereinbrach, nahm ich mein Körbchen an den Arm und machte mich auf den Weg nach dem großen Garten. In dem Körbchen lag Alles so bunt und anmuthig durcheinander, weiß, roth, blau und duftig, daß mir ordentlich das Herz lachte, wenn ich hineinsah.

Ich ging voller fröhlicher Gedanken bei dem schönen Mondschein durch die stillen, reinlich mit Sand bestreuten Gänge über die kleinen weißen Brücken, unter denen die Schwäne eingeschlafen auf dem Wasser saßen, an den zierlichen Lauben und Lusthäusern vorüber. Den großen Birnbaum hatte ich gar bald aufgefunden, denn es war derselbe, unter dem ich sonst, als ich noch Gärtnerbursche war, an schwülen Nachmittagen gelegen.

Hier war es so einsam dunkel. Nur eine hohe Espe zitterte und flüsterte mit ihren silbernen Blättern in einem fort. Vom Schloße schallte manchmal die Tanzmusik herüber. Auch Menschenstimmen hörte ich zuweilen im Garten, die kamen oft ganz nahe an mich heran, dann wurde es auf einmal wieder ganz still.

Mir klopfte das Herz. Es war mir schauerlich und seltsam zu Muthe, als wenn ich Jemand bestehlen wollte. Ich stand lange Zeit stockstill an den Baum gelehnt und lauschte nach allen Seiten, da aber immer Niemand kam, konnt ich es nicht länger aushalten. Ich hing mein Körbchen an den Arm und kletterte schnell auf den Birnbaum hinauf, um wieder im Freien Luft zu schöpfen.

Da droben schallte mir die Tanzmusik erst recht über die Wipfel entgegen. Ich übersah den ganzen Garten und gerade

in die hell erleuchteten Fenster des Schlosses hinein. Dort drehten sich die Kronleuchter langsam wie Kränze von Sternen, unzählige geputzte Herren und Damen, wie in einem Schattenspiele, wogten und walzten und wirrten da bunt und unkenntlich durcheinander, manchmal legten sich welche ins Fenster und sahen hinunter in den Garten. Draußen vor dem Schlosse aber waren der Rasen, die Sträucher und die Bäume von den vielen Lichtern aus dem Saale wie vergoldet, so daß ordentlich die Blumen und die Vögel aufzuwachen schienen. Weiterhin um mich herum und hinter mir lag der Garten so schwarz und still.

Da tanzt sie nun, dacht' ich in dem Baume droben bei mir selber, und hat gewiß lange dich und deine Blumen wieder vergessen. Alles ist so fröhlich, um dich kümmert sich kein Mensch. — Und so geht es mir überall und immer. Jeder hat sein Plätzchen auf der Erde ausgesteckt, hat seinen warmen Ofen, seine Tasse Kaffee, seine Frau, sein Glas Wein zum Abend, und ist so recht zufrieden; selbst dem Portier ist ganz wohl in seiner langen Haut. — Mir ist's nirgends recht. Es ist, als wäre ich eben überall zu spät gekommen, als hätte die ganze Welt gar nicht auf mich gerechnet. —

Wie ich eben so philosophire, höre ich auf einmal unten im Grase etwas einherrascheln. Zwei feine Stimmen sprachen ganz nahe und leise miteinander. Bald darauf bogen sich die Zweige in dem Gesträuch auseinander, und die Kammerjungfer steckte ihr kleines Gesichtchen, sich nach allen Seiten umsehend, zwischen der Laube hindurch. Der Mondschein funkelte recht auf ihren pfiffigen Augen, wie sie hervorguckten. Ich hielt den Athem an mich und blickte unverwandt hinunter. Es dauerte auch nicht lange, so trat wirklich die Gärtnerin, ganz so wie mir sie die Kammerjungfer gestern beschrieben hatte, zwischen den Bäumen heraus. Mein Herz klopfte mir zum Zerspringen. Sie aber hatte eine Larve vor und sah sich, wie mir schien, verwundert auf dem Platze um. — Da wollt's mir vorkommen,

als wäre sie gar nicht recht schlank und niedlich. — Endlich trat sie ganz nahe an den Baum und nahm die Larve ab. — Es war wahrhaftig die andere ältere gnädige Frau!

Wie froh war ich nun, als ich mich vom ersten Schreck erholt hatte, daß ich mich hier oben in Sicherheit befand. Wie in aller Welt, dachte ich, kommt die nur jetzt hierher? wenn nun die liebe schöne gnädige Frau die Blumen abholt, — das wird eine schöne Geschichte werden! Ich hätte am Ende weinen mögen vor Aerger über den ganzen Spektakel.

Indem hub die verkappte Gärtnerin unten an: „Es ist so stickend heiß droben im Saale, ich mußte gehen, mich ein wenig abzukühlen, in der freien schönen Natur.“ Dabei fächelte sie sich mit der Larve in einem fort und blies die Luft von sich. Bei dem hellen Mondschein konnt ich deutlich erkennen, wie ihr die Flechsen am Halse ordentlich aufgeschwollen waren; sie sah ganz erbost aus und ziegelroth im Gesicht. Die Kammerjungfer suchte unterdeß hinter allen Hecken herum, als hätte sie eine Stecknadel verloren. —

„Ich brauche so nothwendig noch frische Blumen zu meiner Maske,“ fuhr die Gärtnerin von neuem fort, „wo er auch stecken mag!“ — Die Kammerjungfer suchte und kicherte dabei immer fort in sich selbst hinein. — „Sagtest du etwas, Rosette?“ fragte die Gärtnerin spitzig. — „Ich sage, was ich immer gesagt habe,“ erwiederte die Kammerjungfer und machte ein ganz ernsthaftes, treuherziges Gesicht, „der ganze Einnehmer ist und bleibt ein Lümmel, er liegt gewiß irgendwo hinter einem Strauche und schläft.“

Mir zuckte es in allen meinen Gliedern, herunter zu springen und meine Reputation zu retten. — Da hörte man auf einmal ein großes Pauken und Musiciren und Lärmen vom Schlosse her. Nun hielt sich die Gärtnerin nicht länger. „Da bringen die Menschen,“ fuhr sie verdrießlich auf, „dem Herrn das Vivat. Komm, man wird uns vermissen!“ — Und hiermit steckte sie die Larve schnell vor und ging wüthend mit der

Kammerjungfer nach dem Schloße zu fort. Die Bäume und Sträucher wiesen kurios, wie mit langen Nasen und Fingern, hinter ihr drein, der Mondschein tanzte noch fix, wie über eine Klaviatur, über ihre breite Taille auf und nieder, und so nahm sie, so recht wie ich auf dem Theater manchmal die Sängerinnen gesehen, unter Trompeten und Pauken schnell ihren Abzug.

Ich aber wußte in meinem Baume droben eigentlich gar nicht recht, wie mir geschehen, und richtete nunmehr meine Augen unverwandt auf das Schloß hin; denn ein Kreis hoher Windlichter unten an den Stufen des Einganges warf dort einen seltsamen Schein über die blitzenden Fenster und weit in den Garten hinein. Es war die Dienerschaft, die soeben ihrer jungen Herrschaft ein Ständchen brachte. Mitten unter ihnen stand der prächtig aufgeputzte Portier, wie ein Staatsminister, vor einem Notenpulte, und arbeitete sich emsig an einem Fagot ab.

Wie ich mich soeben zurecht setzte, um der schönen Serenade zuzuhören, gingen auf einmal oben auf dem Balkon des Schlosses die Flügelthüren auf. Ein hoher Herr, schön und stattlich in Uniform und mit vielen funkelnden Sternen, trat auf den Balkon heraus, und an seiner Hand — die schöne junge gnädige Frau, in ganz weißem Kleide, wie eine Lilie in der Nacht, oder wie wenn der Mond über das klare Firmament zöge. Ich konnte keinen Blick von dem Platze verwenden, und Garten, Bäume und Felder gingen unter vor meinen Sinnen, wie sie so wundersam beleuchtet von den Fackeln hoch und schlank dastand, und bald anmuthig mit dem schönen Offizier sprach, bald wieder freundlich zu den Musikanten herunternickte. Die Leute unten waren außer sich vor Freude, und ich hielt mich am Ende auch nicht mehr und schrie immer aus Leibeskräften Vivat mit. —

Als sie aber bald darauf wieder von dem Balkon verschwand, unten eine Fackel nach der andern verlöschte, und die Notenpulte weggeräumt wurden, und nun der Garten rings-

umher auch wieder finster wurde und rauschte wie vorher — da merkt' ich erst Alles — da fiel es mir auf einmal auf's Herz, daß mich wohl eigentlich nur die Tante mit den Blumen bestellt hatte, daß die Schöne gar nicht an mich dachte und lange verheirathet ist, und daß ich selber ein großer Narr war.

Alles das versenkte mich recht in einen Abgrund von Nachsinnen. Ich wickelte mich, gleich einem Igel, in die Stacheln meiner eigenen Gedanken zusammen: vom Schlosse schallte die Tanzmusik nur noch seltner herüber, die Wolken wanderten einsam über den dunklen Garten weg. Und so saß ich auf dem Baume droben, wie die Nachteule, in den Ruinen meines Glücks die ganze Nacht hindurch.

Die kühle Morgenluft weckte mich endlich aus meinen Träumereien. Ich erstaunte ordentlich, wie ich so auf einmal um mich her blickte. Musik und Tanz war lange vorbei, im Schloße und rings um das Schloß herum auf dem Rasenplatze und den steinernen Stufen und Säulen sah Alles so still, kühl und feierlich aus; nur der Springbrunnen vor dem Eingange plätscherte einsam in einem fort. Hin und her in den Zweigen neben mir erwachten schon die Vögel, schüttelten ihre bunten Federn und sahen, die kleinen Flügel dehnend, neugierig und verwundert ihren seltsamen Schlafkameraden an. Fröhlich schweifende Morgenstrahlen funkelten über den Garten weg auf meine Brust.

Da richtete ich mich in meinem Baume auf, und sah seit langer Zeit zum ersten Male wieder so recht weit in das Land hinaus, wie da schon einzelne Schiffe auf der Donau zwischen den Weinbergen herabfuhren, und die noch leeren Landstraßen wie Brücken über das schimmernde Land sich fern über die Berge und Thäler hinaus schwangen. Ich weiß nicht, wie es kam — aber mich packte da auf einmal wieder meine ehemalige Reiselust, alle die alte Wehmuth und Freude und große Erwartung. Mir fiel dabei zugleich ein, wie nun die schöne

Frau droben auf dem Schloße zwischen Blumen und unter seidnen Decken schlummerte, und ein Engel bei ihr auf dem Bette säße in der Morgenstille. — Nein, rief ich aus, fort muß ich von hier, und immer fort, so weit als der Himmel blau ist! Und hiemit nahm ich mein Körbchen, und warf es hoch in die Luft, so daß es recht lieblich anzusehen war, wie die Blumen zwischen den Zweigen und auf dem grünen Rasen unten bunt umherlagen. Dann stieg ich selber schnell herunter und ging durch den stillen Garten auf meine Wohnung zu. Gar oft blieb ich da noch stehen auf manchem Plätzchen, wo ich sie sonst wohl einmal gesehen, oder im Schatten liegend an sie gedacht hatte.

In und um mein Häuschen sah Alles noch so aus, wie ich es verlassen hatte. Das Gärtchen war geplündert und wüst, im Zimmer drinn lag noch das große Rechnungsbuch aufgeschlagen, meine Geige, die ich schon fast ganz vergessen hatte, hing verstaubt an der Wand. Ein Morgenstrahl aber aus dem gegenüberstehenden Fenster fuhr gerade blitzend über die Saiten. Das gab einen rechten Klang in meinem Herzen. Ja, sagt' ich, komm nur her, du getreues Instrument! Unser Reich ist nicht von dieser Welt! —

Und so nahm ich die Geige von der Wand, ließ Rechnungsbuch, Schlafrock, Pantoffeln, Pfeifen und Parasol liegen und wanderte, arm wie ich gekommen war, aus meinem Häuschen und auf der glänzenden Landstraße von dannen.

Ich blickte noch oft zurück; mir war gar seltsam zu Muthe, so traurig und doch auch wieder so überaus fröhlich, wie ein Vogel, der aus seinem Käfig ausreißt. Und als ich schon eine weite Strecke gegangen war, nahm ich draußen im Freien meine Geige vor und sang:

Den lieben Gott laß ich nur walten;
Der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld
Und Erd' und Himmel thut erhalten,
Hat auch mein Sach' auf's Best' bestellt!

Das Schloß, der Garten und die Thürme von Wien waren schon hinter mir im Morgenduft versunken, über mir jubilirten unzählige Lerchen hoch in der Luft; so zog ich zwischen den grünen Bergen und an lustigen Städten und Dörfern vorbei gen Italien hinunter.

Neander.

I. Die rechte und falsche Art der Schriftauslegung.

(1824.)

Die Geschichte der Kirche zu allen Zeiten läßt uns einen zwiefachen Abweg erkennen, auf dem sich die Menschen von dem rechten Verständnisse des göttlichen Wortes, welches ihnen zur Leuchte und Richtschnur des Lebens dienen sollte, entfernten, indem sie nämlich entweder über dem Menschlichen das Göttliche vergaßen, oder, allein auf das Göttliche hinblickend, das Menschliche entbehren zu können glaubten. Was das Erstere betrifft, so bestand der Irrthum darin, daß die Menschen meinten, die von Gott eingegebene Schrift ohne den Geist dessen, der sie eingegeben, verstehen zu können, da wir doch nur durch den Geist aus Gott verstehen können, was uns von Gott in seinem Worte gegeben ist, — von welchem Geiste der natürliche Mensch Nichts vernimmt, den aber der Vater im Himmel seinen Kindern giebt, wenn sie ihn im Namen Jesu bitten. Ohne diesen Geist, der allein lebendig macht, mußte ihnen in dem Buche des Lebens selbst Alles todt erscheinen; wo lauter Licht ist, mußten sie nur Finsterniß finden; denn wenn das Licht, das in uns ist, Finsterniß ist, so wird uns Alles lauter Finsterniß. Das Licht in den Geschöpfen aber ist immer nur Finsterniß, wenn es getrennt ist von dem ewigen Urquell des Lichtes, der in der Finsterniß schien und noch immerdar scheint, zu dem wir, wenn wir durch aufrichtige Selbstprüfung unsere Finsterniß erkannt haben, uns mit kindlichem Gebet hinwenden

müſſen, um durch ihn erleuchtet zu werden, daß er hinwegnehme die Decke von unſerm Herzen und unſern Geiſtesaugen, und des Herrn Klarheit in ſeinem Worte ſich uns ſpiegeln möge.

Der andere Abweg beſtand darin, wenn die Menſchen meinten in dem Vertrauen, daß der Geiſt Gottes ohne ihr Zuthun den tiefen Sinn der Schrift ihnen aufſchließen werde, die menſchlichen Mittel zum rechten Verſtändniſſe der Schrift ganz vernachläſſigen zu können. Die menſchlichen Mittel ſagen wir; denn wir haben in der Schrift göttliche Dinge, welche uns der Geiſt Gottes geoffenbaret hat, aber geoffenbart durch Menſchen, wenn gleich erleuchtete und geheiligte Menſchen, die zu dem Menſchen ſprechen in menſchlicher Redeweiſe, von deren Verkündigung durch das Wort der Schrift daſſelbe insbeſondere geſagt werden muß, was Paulus von ihrer ganzen Wirkſamkeit ſagt, daß ſie den Schatz der göttlichen Dinge mittheilten in dem irdiſchen Gefäße der ſchwachen menſchlichen Sprache, auf daß die überſchwängliche Kraft Gottes, als ſolche, ſich deſto mächtiger offenbare in dem ſchwachen menſchlichen Gefäße, welches ſie zu tragen und zu verbreiten beſtimmt war. Es iſt die Art der Waltung Gottes, daß er nicht immer und überall in die Augen fallende Wunder thut, ſondern öfter durch natürliche Mittel in der natürlichen Ordnung die Kräfte der zukünftigen Welt wirken läßt.

Die in die Augen fallenden einzelnen Wunderzeichen, die aus dem gewöhnlichen Naturlauf heraustretenden Erſcheinungen, in welchen ſich dieſelbe ſchöpferiſche Allmacht Gottes offenbart, welche den Naturlauf geordnet hat, und ihn immerfort trägt und erhält, ja von neuem ſchafft durch das allmächtige, allgegenwärtige Wort — dieſe als einzelne Wunder ſich offenbarenden außerordentlichen Erſcheinungen ſollten eben dazu dienen, das größte Wunder, das Ziel von allen Wundern, vorzubereiten oder zu begleiten, wodurch die ganze natürliche Ordnung zum Organ für die Aufnahme, Entwickelung und Fortbildung göttlicher Lebenskräfte aus einer höhern Weltordnung gemacht

werden sollte. Der fleischliche Sinn staunt das in die Augen fallende Wunder an, ohne auf die wahre ihn überall umgebende Quelle aufmerksam zu sein, aus der alles Wunder fließt, und auf den Zweck der Wunder, zu dieser Quelle hinzuweisen; und indem er nur an den Augenschein sich hält, wie er fleischlich ist, nur nach dem Fleischlichen richtet, verkennt er dieselbe unsichtbare Kraft Gottes, wo sie, statt so äußerlich dem sinnlichen Auge wahrnehmbar hervor zu treten, mehr im Verborgenen wirkt; wie jene fleischlich gesinnten Juden, welche von dem Herrn stets nur neue Wunderzeichen verlangten, ihn selbst, das größte unter allen Wundern, weil er als Menschensohn sein göttliches Wesen unter der Knechtsgestalt verhüllte, durch ihre Wundersucht zum Stein des Anstoßes sich machten. Der geistliche Sinn aber erkennt nicht minder die Kraft Gottes, wo sie in der gewöhnlichen Ordnung wirkt; ja vielmehr erkennt er die herrlichste Offenbarung derselben darin, daß die menschliche Natur gewürdigt worden, das Gefäß für solche himmlische Herrlichkeiten zu sein; er sieht mit dem gläubigen Nathanael den Himmel offen, wie er sich durch Christum, den Verherrlichten, der menschlichen Natur in menschlicher Form mittheilt; er erkennt gerade dieß als das Werk Christi, daß die menschliche Natur in ihrem gesetzmäßigen Entwicklungsgange verherrlicht ist zu dem Tempel Gottes, in dem er wohnt und wirkt; daß Gott nicht mehr durch Engel, sondern durch Menschenzungen zu den Menschen redet; daß die Menschen zu Boten und Werkzeugen des Höchsten gemacht worden, wie denn auch kein Engel vom Himmel ein anderes Evangelium verkündigen könnte, als Paulus in menschlicher Sprache. Und so preist derjenige, welchem dieses zum Bewußtsein kommt, seinen Gott, daß er das irdische Gefäß menschlicher Sprache gewürdigt hat, seine überschwängliche Kraft darin zu fassen.

Theilt uns nun die heilige Schrift die göttlichen Dinge in menschlicher Redeweise mit, so dürfen wir auch die gewöhnlichen Mittel zum Verständnisse menschlicher Redeweise nicht vernach-

läſſigen. Wir müſſen die verſchiedenen Bedeutungen derſelben Wörter, die verſchiedenen Beziehungen und Anwendungen derſelben Begriffe wohl unterſcheiden. Wir müſſen genau beachten, in welchem Zuſammenhange, in welcher Beziehung, bei welcher Veranlaſſung Etwas geſagt iſt. Die Nichtbeachtung dieſer einfachen Regel hat oft zu verſchiedenen Zeiten die größten und ſchädlichſten Mißverſtändniſſe der heiligen Schrift veranlaßt. Es gab Menſchen, welche dadurch Gott und ſein Wort recht zu verherrlichen meinten, daß ſie, ſolche Auslegungsregeln und die zur Anwendung derſelben nothwendigen Hülfsmittel verachtend, Alles allein von dem unmittelbaren Einfluſſe ſeines Geiſtes erwarteten. Aber oft würden ſolche bei genauerer Selbſtprüfung einen verborgenen, in geiſtlichem Gewande nur deſto gefährlicheren Hochmuth, der Gott verſuchte, bei ſich erkannt haben. Der Hochmuth, der unter den mannigfaltigſten Formen ſich zu verhüllen weiß, iſt der verderblichſte Feind des Menſchen. Bald überredet er den Menſchen, daß er Alles vermöge durch eigene Kraft, bald läßt er ihn die gewöhnliche Ordnung verachten und von der Erleuchtung des göttlichen Geiſtes Alles erwarten, ohne daß er ſich die Mühe zu geben brauche, die von Gott vorgeſchriebenen Wege zu gehen, und im geiſtigen wie im leiblichen Sinne unter dem Schweiße ſeines Angeſichts ſein Brod zu eſſen.

Es kann aber nicht anders geſchehen, als daß der Hochmuth, welcher Gott verſuchend Wunder verlangt, ſtatt mit Selbſtverläugnung die in der göttlichen Ordnung gegründeten und von Gott vorgeſchriebenen Wege zu gehen, ſich durch ſich ſelbſt ſtraft. Was aus dieſem Hochmuthe hervorgeht, kann, ſo gut es auch immer anfangs gemeint ſey, doch nichts Aechtes werden. Durch dieſen Hochmuth iſt der Menſch allen Selbſttäuſchungen hingegeben, die deſto gefährlicher ſind, je mannigfacher die Vermiſchung des Göttlichen und Ungöttlichen in dem innern Leben ſeyn kann. Die Menſchen meinten das göttliche Wort recht zu verherrlichen, indem ſie darauf vertrauten, daß der Gott, von dem dieſes Wort herrühre, durch die unmittel-

bare Erleuchtung seines Geistes, ohne alle Vorbereitung durch menschliche Bildung und menschliche Auslegungsmittel, ihnen den Sinn dieses Wortes aufschließen werde. Aber was geschah? Weil sie dasjenige vernachlässigt hatten, was von ihrer Seite nothwendig war, um den Geist in seiner menschlichen Hülle verstehen zu können, so konnte ihnen auch die Erleuchtung des Geistes durch das Wort nicht recht zu Theil werden. Was sie in dem Wahne ihres Hochmuthes für unmittelbare Eingebungen des göttlichen Geistes hielten, waren ihre eigenen Gedanken, die sie in die heilige Schrift hineinlegten, und das göttliche Wort, zu welchem sie nicht mit den von ihrer eigenen Willkühr unabhängigen Auslegungsregeln und in der Lossagung von sich selbst herzutraten, wurde ihnen, ohne daß sie sich selbst dessen bewußt waren, nur ein Spiegel für dasjenige, was sie nach ihrer eigenthümlichen Geistesart gern darin finden wollten. Oft meinte man die heilige Schrift recht zu verherrlichen, wenn man sich nicht bloß an das einfache Wort hielt, das nach den Gesetzen der menschlichen Sprache verstanden werden muß, sondern in jedem Buchstaben göttliche Geheimnisse suchte; indem man nicht bloß das Eine, was Noth thut, was dem Menschen zum Heil, zur Heiligung dienen soll, sondern Aufschlüsse über alle Arten menschlicher Erkenntniß darin finden wollte, Lösung aller Räthsel der unsichtbaren und sichtbaren Welt, die, bis der Glaube zum Schauen wird, Räthsel bleiben sollen, um die Selbstverleugnung im Glauben zu üben. Sie meinten so die heilige Schrift recht zu verherrlichen, indem sie Unterricht über Alles und eine noch höhere Weisheit, als die, welche in dem einfachen Evangelium, in der Lehre von Jesu, dem Gekreuzigten, dem Heilande der Welt, allen Gläubigen gegeben ist, darin finden wollten. Aber was geschah? Da sie, statt dem Worte Gottes demüthig zu folgen und nur dasjenige darin zu suchen, was dieses Wort selbst verheißt, einen fremden Zweck demselben unterschoben: so legten sie fremdartige Dinge aus ihrer eigenen Einbildung in dasselbe hinein, und, verblendet durch ihren Eigen-

dünkel, vermischten sie Göttliches und Menschliches. Sie erkannten gerade dasjenige nicht in seinem ganzen Umfange und seiner ganzen Klarheit, was allein das göttliche Wort geben will; sie ließen sich blenden durch eitele Vorspiegelungen nichtiger Scheinweisheit, und sie erkannten nicht die unerschöpflichen Schätze der wahren Weisheit in dem einfachen Worte, welches mit einfachem Sinne verstanden sein will. So geschah es, daß Alexandrinische Juden, Gnostiker, Alexandrinische Kirchenlehrer in die Schrift, welche sie für die Quelle der höchsten Weisheit ausgaben, mehr oder weniger ihre eigene Weisheit hineinlegten. Diejenigen, welche nur von einem innern Lichte in dem Verständnisse des göttlichen Wortes geleitet sein wollten, bedachten nicht die Vermischung des Lichtes und der Finsterniß, des Fleisches und des Geistes, welcher auch derjenige, in dem das Werk des Geistes begonnen hat, immerfort ausgesetzt ist. Daher es so leicht geschehen kann, daß er, wenn er nicht in steter Wachsamkeit über sich selbst und steter Selbstverleugnung dem göttlichen Meister folgt, beides mit einander verwechselt; und deßhalb ist es so wichtig und heilsam, daß dem Menschen in der heiligen Schrift eine feste Richtschnur gegeben worden, um beides stets von einander sondern zu lernen.

II. Wilberforce.

(1838.)

Wenngleich das Interesse dieses großen Mannes in den vielseitigsten Beziehungen Alles umfaßte, was mit dem geistlichen aber auch zeitlichen Wohl der Menschheit im Ganzen und Einzelnen auf irgend eine Weise zusammenhing, was mit der Entwickelung der rechten Menschenwürde in Verbindung stand; wenngleich seine Thätigkeit in allen diesen Hinsichten die vielseitigste war: so hatte er doch von dem Beginn seiner öffentlichen Laufbahn an, und vornehmlich, seitdem das christliche

Leben in ihm zur Entscheidung gekommen. Ein großes Ziel seiner Menschenliebe, welches er bis an sein Ende mit ungetheilter Aufmerksamkeit, mit rastlosem Eifer unter allen Schwierigkeiten, mit unermüdlicher Geduld bei dem Mißlingen wiederholter Versuche bis zu dem letzten Siege verfolgte. Es war wieder gut zu machen, was christliche Völker seit Jahrhunderten verschuldet hatten, die Grundsätze des Evangeliums in der Anerkennung und Förderung des Bildes Gottes und der darin gegründeten Ansprüche und Rechte [waren] in allen Menschen endlich zur siegreichen und thätigen Anerkennung zu bringen. Schon im ersten Jahre seiner öffentlichen Laufbahn, im Jahre 1785, äußerte er die Hoffnung, daß ihn Gott als Werkzeug gebrauchen möge, um das Joch der armen Geschöpfe, der Sclaven in Westindien, zu zerbrechen oder doch zu erleichtern. Mit neuem Eifer ergriff er dieses Ziel, als sein Herz von der Liebe zum Heiland und dadurch von der Liebe zu den Menschen, für deren Heil Er gestorben, erglüht war, und da er nun sich bewußt wurde, für eine Sache Gottes zu kämpfen, die er mit dem Blick des Glaubens erfaßte, und von deren endlichem Gelingen er sicher war. Das Christenthum lehrte ihn die Bedeutung der persönlichen Freiheit für die Menschenwürde, die es in Allen zu fördern erzielt, erkennen, das rechte Maß für jedes irdische Gut im Verhältniß zu dem Einen höchsten Gut finden. Auch hier zeigt sich ein ächt christlicher, vor allen Uebertreibungen gesicherter Geist. Wenn die Einen der irdischen Freiheit den Werth beilegen, welcher allein der höchsten, wahren, innern Freiheit, die der Sohn Gottes verleiht, gebührt: so fielen hingegen Andere in die Einseitigkeit, die äußerliche irdische Freiheit für etwas ganz Gleichgültiges zu erklären; sie erkannten nicht, wie das Christenthum alle menschlichen Verhältnisse so zu gestalten verlangt, daß sie eine würdige Darstellung jener innern Freiheit in der Anwendung aller Kräfte zur Verwirklichung des Bildes Gottes gewähren. Der Apostel Paulus hingegen stellt zwar als das Höchste jene innere Freiheit dar, welche auch dem

Sclaven mitten in seiner äußerlichen Knechtschaft zu Theil werden und ihn in derselben zu einem freien Mann machen kann; aber er spricht auch zu dem Sclaven: „Wenn dir von Gott die Gelegenheit, die irdische Freiheit zu erlangen, gegeben ist, so ziehe dies vor, nimm die von Gott dir gegebene Gelegenheit, dieses Gut der Menschenwürde zu erlangen, dankbar an," und er erkannte dadurch die Bedeutung derselben auch für den christlichen Standpunkt an. So sprach Wilberforce mit frommem Unwillen gegen diejenigen, welche die Sophistik zum Dienst des Eigennutzes gebrauchten und mit Verleugnung dessen, was die wahre Würde und Bestimmung des Menschen ist, sich darauf beriefen, daß ihre Sclaven doch gute Nahrung, Kleidung und Wohnung erhielten, die sie sich nicht selbst so würden verschaffen können. „Was! rief er aus im Parlament, sind dieses die einzigen Ansprüche eines vernünftigen Wesens, sind die Gefühle des Herzens nichts? Wo ist der gesellschaftliche Verkehr, wo sind die theuren Familienbande, wo das Bewußtsein der Unabhängigkeit, die Aussicht auf Ueberfluß und Ehre, wo freiwillige Dienstleistungen und dankbare Erwiederungen, wo vor Allem das Licht der religiösen Wahrheit und die Hoffnung des ewigen Lebens? Ich bin so fern davon, dem geehrten Herrn für die Fütterung, Kleidung und Wohnung, worauf er sich etwas zu Gute thut, zu danken, daß ich gegen die Art und Weise, wie er dies erwähnt hat, protestire, als eine Herabwürdigung des Menschen zum Thier und eine Verhöhnung aller höheren Eigenschaften unserer gemeinsamen Natur." Die Ueberzeugung, daß er für eine Sache Gottes kämpfe, gab ihm die Zuversicht des Gelingens, wenn seine Anträge im Parlament auch noch so oft hätten unterliegen müssen. So erklärte er im Jahre 1793: „Die Grundsätze, in welchen ich in dieser Sache handle, sind die der Religion, nicht die Antriebe der Empfindsamkeit und des persönlichen Gefühls. Diese Grundsätze kennen kein Nachgeben und keinen Aufschub; ich bin des Erfolgs gewiß, obgleich ich über den Zeitpunkt, wann es erfolgen wird, nichts

Sicheres sagen kann.“ Da er aufgefordert worden, wegen eines Staatsinteresses von seinen Anträgen eine Zeit lang abzustehen, antwortete er: „Wo es sich von einer politischen Frage handelt, scheint mir Raum dafür zu sein, Zeit und Umstände zu erwägen; unter gewissen Umständen kann es hier räthlich sein, unsere Anstrengungen zu steigern, unter andern, sie zurückzuhalten; aber in dem gegenwärtigen Fall, wo es sich davon handelt, eine wirkliche Schuld zu begehen (indem er die Beibehaltung des Sclavenhandels als eine Nationalschuld betrachtete), ist ein Mann, der Gott fürchtet, nicht frei in seinem Thun oder Lassen. Nie werde ich diese große Sache Beweggründen politischer Angemessenheit oder irgend einem persönlichen Gefühl zum Opfer bringen.“ Und sein Glaube siegte nach zwanzigjährigen beharrlichen Anstrengungen und fortgesetztem Kampf, da er endlich im Jahre 1807 es durchsetzte, daß im englischen Parlament die Abschaffung des Sclavenhandels beschlossen wurde. Ein ausgezeichneter Mann sagte in dieser Beziehung: „Wer weiß, ob, wenngleich dies der größte Segen ist, der durch irgend einen Menschen hat gestiftet werden können, nicht noch größerer Segen von dem ermunternden Beispiel ausgeht, daß die Anstrengungen der Tugend endlich mit einem so glänzenden Erfolg gekrönt werden können.“ Unter den Gegenständen des Danks gegen Gott, die er in seinem täglichen Gebet anführte, war insbesondere auch dieses, daß ihn Gott als Werkzeug zur Ausführung dieser großen Sache gebrauche. Aber immer gab er dabei Gott die Ehre, und betrachtete sich als unwürdiges Werkzeug; daher konnte ihn auch der allgemeine Ruhm, der ihn nach diesem Triumph krönte, nur demüthigen. Er blieb auch in dem großen und guten Werk hier nicht stehen, nun war es sein Ziel, durch die Verbindung der großen Mächte die allgemeine Aufhebung des Sclavenhandels zu erlangen, und die Lage derjenigen, welche sich auf den englischen Besitzungen einmal im Sclavenstande befanden, allmählig zu verbessern, endlich die gänzliche Aufhebung dieses, der Würde des Bildes Gottes

in der Menſchheit widerſprechenden Verhältniſſes herbeizuführen. Es ſtellte ſich ihm, wie er im Jahre 1796 ſchreibt, auf die Verheißung der heiligen Schrift ſich ſtützend, die große Ausſicht dar, „daß das Lob Gottes aus dem Munde aller Völker in herrlichem Einklang ertönen ſollte.“ Und im Jahre 1817 ſprach er die Hoffnung aus: „Wir, oder diejenigen, die noch einige Jahre leben, werden die Ausſichten für die Civiliſation Afrika's ſich eröffnen ſehen.“ Kurz nach ſeinem Tode wurde auch das letzte Ziel der Anſtrengungen ſeines Lebens erreicht, da der 1. Auguſt des Jahres 1834 den Sclaven auf allen engliſchen Beſitzungen die Erlangung ihrer Freiheit verkündete.

Ein ſo glorreiches Leben hatte ein würdiges Ende, da Wilberforce am 27. Juli 1833 mit der Glaubenszuverſicht, die er ſeit dem Beginn ſeines chriſtlichen Lebens bewährt, den letzten Sieg errang. Demüthig zeigte er ſich auch bis zuletzt in ſeinem Vertrauen, als ihm Jemand unter ſeinen ſchweren Leiden zurief: „Sie haben Ihre Füße auf einem Felſen,“ antwortete er: „Ich wage nicht, mit ſolcher Zuverſicht zu reden, aber ich hoffe, ich habe ſie auf einem Felſen.“ Er war einer der Helden der chriſtlichen Liebe, einer von denen, in denen ſich uns beſonders der die menſchliche Natur in allen ihren Kräften und Richtungen durchläuternde und verklärende Geiſt des Evangeliums offenbart.

J. K. Passavant.

Die Willensfreiheit.

(1835.)

Im ersten Moment des Daseyns, im reinen Urstande, ist Gott nur Schöpfer, Vater des Lebens. Im zweiten Moment, wo die bildende Kraft des freien Geschöpfs, als Abbild der schöpferischen Kraft Gottes, den Fortgang desselben bestimmt, ist Gott Vermittler zum letzten Ziele des Geschöpfs. Das Ziel des freien Geschöpfs ist aber das Einswerden seines Willens mit dem göttlichen Willen, und dadurch das Vereintwerden seines Wesens mit dem göttlichen Wesen. Hier ist Gott Vollender seines ihm ähnlich gewordenen Werkes. „Von ihm, durch ihn und zu ihm sind alle Dinge."

Die freie bildende Kraft des Geschöpfs hebt die leitende und gesetzgebende Einwirkung des Schöpfers nicht auf, und umgekehrt. Denn das geschaffene Wesen ist nur frei und gut in Bezug auf Gott. Da der Fortbestand wie der Ursprung bedingter Wesen ohne Gott undenkbar ist, so muß auch eine göttliche Einwirkung bei der Entwicklung dieser Wesen stattfinden, nur muß jeder Begriff des Zwangs bei dem Gedanken der göttlichen Leitung entfernt bleiben. Auch auf dem normalen Wege der Fortbildung bedarf das nicht gefallene Wesen einer göttlichen Vermittlung, um zu seinem Ziele zu gelangen. Der Entschluß, die Wahl ist ganz Eigenthum des freien Geistes, nur die Fähigkeit dazu ist ihm gegeben, und das Gebot, diese recht zu gebrauchen. Wer aber das Gute wählt, bestimmt sich aus sich,

ſich von dem abſolut Guten beſtimmen zu laſſen. Im Freieſten herrſcht das Gewiſſen am unbedingteſten. Wer ſich für einen beſtimmten Weg entſcheidet, beſtimmt zugleich, welche Gegenſtände auf demſelben auf ihn einwirken. Wenn ein Planet ſich eine beliebige Stelle im Sonnenſyſtem wählen könnte, ſo würde er ſich dadurch einer beſtimmten Einwirkung der Sonne ausſetzen. Der Grad der Beleuchtung, welche er durch die Sonne empfing, und die Stärke der Attraction, welche ihn zu derſelben hinzöge, wäre die Folge dieſer Wahl.

Wenn man ſich die einzelnen Weſen in der innigen Verbindung denkt, in der ſie als ſich ergänzende Glieder des Weltorganismus ein gemeinſames Leben führen, ſo wird die Einſicht klarer, daß die gute That keine bloß individuelle, dem Einzelnen allein angehörige ſeyn kann. Der göttliche Baumeiſter kennt urſprünglich allein den ganzen Plan ſeines Werks. Er ladet die Bauleute ein (gratia praeveniens), und leitet ſie beim gemeinſamen Werke (gratia cooperans). Wer jenem Plane gemäß mitbildet, der iſt ein „Mitarbeiter Gottes". Und jeder Handelnde iſt zugleich Bauſtein und Steinmetze in der Stadt Gottes, welche eint, oder im entgegengeſetzten Falle, in Babel, der Stadt der Verwirrung, welche trennt. Er conſtruirt oder deſtruirt gemeinſam. Hier liegt auch der Grund aller Solidarität.

Wenn bei der Erforſchung religiöſer Wahrheiten und beſonders in kirchlich bewegten Zeiten, wo die Extreme der Wahrheit ſo leicht mit Lebhaftigkeit ergriffen werden, z. B. in der Epoche, in welcher Auguſtin und Pelagius lebten, oder zur Zeit der Reformation, über die Macht der menſchlichen Freiheit und ihr Verhältniß zur göttlichen Einwirkung, ſich ein Streit erhob, und bald nur die göttliche Gnade, bald nur des Menſchen Verdienſt als das allein Beſtimmende für das ewige Schickſal des Menſchen angeſehen ward, ſo müſſen wir hier, wie in ſo Vielem, nur die auseinander getrennten Momente einer höhern Einheit erkennen, welche, jene Momente verknüpfend, allein die volle Wahrheit enthält. Nur das Nur iſt falſch.

Wollte man sagen, die Pflanze wüchse und gedeihe nur durch den Einfluß des Lichtes und der Wärme, so vergißt man, daß sie einen innern Trieb hat, sich zum Lichte zu erheben und sich von innen heraus zu bilden. Wollte man umgekehrt behaupten, die Pflanze wüchse nur durch ihren Bildungstrieb, so übersieht man, daß der Einfluß der Sonne ihr zum Gedeihen nöthig ist.

Wir verfolgen den normalen Entwicklungsgang freier Wesen weiter.

Die Wahlfreiheit ist nur ein Moment in diesem Entwicklungsgange, und muß als solche überwunden werden, um einem höhern Zustande Platz zu machen. Dieser ist aber die gottverwandte Freiheit, die nicht mehr in einer Wahl zwischen Gut und Böse, zwischen Liebe und Selbstsucht besteht. Diese Freiheit, welche kein vorübergehendes Moment, sondern das ewige Attribut der gottverbundenen Wesen ist, ist die sich selbstbestimmende productive Thätigkeit im Bereich des wahrhaft Seyenden, des Guten. Diese in Gott ursprünglich bestehende, von freien Geistern aber erst durch die Wahlfreiheit erworbene, vollendete Freiheit ist das Endziel dieser Geister, in dem sie wandellos vor Gott stehen.

Die Kunst kann uns ein Beispiel geben von dem Verhältniß dieser beiden Arten der Freiheit. Denken wir uns einen Dichter, der in seiner ersten Entwicklung im Schwanken war zwischen der reinen völlig angemessenen Darstellungsweise seines Gegenstandes, und einer Behandlungsart, in welcher etwa übertriebene, aber Effect machende Schilderungen vorkommen. Wie sein Talent sich höher entwickelt, und er das rechte Maaß des Schönen inniger erkannt hat, wird er keine Wahl mehr haben zwischen einem angemessenen und unangemessenen Ausdruck. Sein gesteigerter Schönheitssinn bewahrt ihn vor einer solchen Verirrung des Geschmacks. Die poetische Freiheit und Productionskraft leidet aber hierdurch gar nicht, und kann sich vielmehr nur wahrer und reicher nach allen Richtungen entfalten. Eben so

sind Maler und Tonsetzer, die sich durch keine Manier vom wahrhaft Schönen und Angemessenen ableiten lassen, die wahrhaft freien und hochbegabten Künstler. Raphael und Mozart haben in allen Richtungen künstlerisch producirt, aber die Bahn des Schönen haben sie nie verlassen.

Beiläufig bemerken wir bei diesen Beispielen, daß die Betrachtung und noch mehr die Ausübung des wahrhaft Schönen und Guten nicht bloß an sich das beste Entwicklungsmittel ist, sondern zugleich das beste Gegengift gegen den Reiz des nur scheinbar Schönen und Guten, weil die Beschäftigung mit jenen die Täuschungen der letztern verscheucht. Wer an einem wahren Kunstwerk sich erfreut, liebt kein bloßes Effectstück mehr, wer eine Wissenschaft mit Ernst bearbeitet, dem widerstrebt jede oberflächliche Behandlung. Deshalb ist eine tüchtige Thätigkeit das beste positive wie negative Erziehungsmittel.

Es läßt sich denken, daß der Uebergang vom Momente der Wahlfreiheit, der Prüfung, zu der dauernden wesentlichen Freiheit, der Vollendung, durch einen völlig entscheidenden Act des Willens auf einmal vollbracht werden könne. Eine solche reine Entwicklung gliche dem sich Oeffnen der Knospe beim Scheine der Sonne. Beim Menschen aber, dessen gemischte Natur wir später betrachten werden, hat dieser Uebergang mannigfache und bei dem Einzelnen verschiedene Stufen. Der Gewinn z. B., den Verrath und Bestechung versprechen, hat für einen Menschen, in welchem nicht alles sittliche Gefühl erloschen ist, gar keinen Reiz, sondern kann ihm nur Abscheu erregen. Derselbe Mensch ist vielleicht aber nicht sicher, durch eine Leidenschaft momentan zu einer unrechten That verleitet zu werden. Nach ernstem Kampfe gelingt es ihm wohl, daß ihn die Leidenschaft nicht mehr zur That hinreißt, aber die böse Neigung vermag noch seine Gedanken, wenigstens auf Augenblicke zu vergiften. Endlich wird jeder unwürdige und egoistische Gedanke seiner veredelten Natur so widerstreben, daß er keine Stelle mehr in seiner Seele findet.

Wenn dieser Zustand herrschend ist, was hier selten und

kaum der Fall ist, dann ist die Wahlfreiheit zwischen Gut und Böse überwunden, und die wahre gottinnige Freiheit, die keinen Rückfall möglich macht, errungen. Denn wenn nichts mehr als das Gute dem Menschen gefallen kann, so ist die Sünde für ihn todt. Sie ist gleich einem Saamenkorn, das auf einen für es unfruchtbaren Boden fällt und daher nicht aufgehen kann.

Der Urtrieb des Geschöpfs, das Bedürfniß, sich zu ergänzen, hat nun seine Befriedigung gefunden. Der Wille, der seinen Gegenstand kennt, wird zur Liebe. Die Liebe zum Vollkommnen ist die Erfüllung des freien Willens. Ist sie herrschend, so hat das Unvollkommne keinen Reiz und keinen Einfluß mehr. Mit der Wahlfreiheit hört auch das Gebot auf. Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung. Vollkommne Freiheit und vollkommne Liebe sind daher eins.

Klumpp.

Das evangelische Missionswesen.

(1841.)

Es gibt Momente in dem Entwickelungsgange der Menschheit, welche längere Zeit unbemerkt und unbeachtet ihren stillen Vorbereitungsgang durchmachen, um dann, wenn ihre Zeit gekommen, mit überraschender Gewalt hervorzutreten, und erneuernd und umgestaltend in die Weltgeschichte einzugreifen. Unter diese gehört auch das Missionswesen, das schlicht und unscheinbar in stiller Geistesmacht überall seine Fäden anknüpft und, so wenig es auch Jahrzehnte und Jahrhunderte lang beachtet worden ist, dennoch mit der unwiderstehlichen Macht der Idee fortschreitet und so lange wachsen wird, bis seine ungeheure Aufgabe gelöst ist, und man sich staunend fragen wird, wie das möglich gewesen sey?

Da hören wir sogleich die Entgegnung: so mag vielleicht ein wohlmeinender Enthusiasmus sprechen; kann aber diese Behauptung auch vor einer ruhigen und unbefangenen Prüfung bestehen? Erscheint nicht vielmehr die ganze Sache, wo nicht als verkehrt, so doch zum mindesten als fruchtlos und chimärisch? Sollte es denn nicht verkehrt seyn, so lange man mitten in christlichen Staaten selbst noch nach allen Seiten hin gegen physische Noth und moralisches Elend aller Art zu arbeiten und zu kämpfen hat, und darum die, gegenüber von der Größe des Bedürfnisses ohnedies immer noch unzulänglichen Mittel gerade aufs gewissenhafteste zu Rathe gehalten werden sollten, seine

Kräfte ins Ungemessene hinaus für ein, aufs mildeste ausgedrückt, höchst precäres Ziel fruchtlos zu zersplittern?

Sollte es nicht chimärisch seyn, von einem Unternehmen Erfolg zu erwarten, bei welchem die Mittel gegenüber von der ungeheuern Aufgabe, man darf nicht blos sagen zu klein sind, sondern eigentlich verschwinden? Ueber 600 Millionen Menschen, also mehr als das Doppelte der gesammten Christenzahl, bekehren zu wollen, und dies durch die unmächtigen Versuche eines kleinen Häufleins von meist nur unvollkommen gebildeten Missionären, welche ohne Unterstützung von Regierungen, ohne Waffenmacht, ohne großartige Geldmittel, mit allen nur denkbaren innern und äußern Hindernissen zu kämpfen haben, mit den Schwierigkeiten der Sprache, der Nationalvorurtheile und Antipathieen, mit der entsetzlichen Stumpfheit und zum Theil tiefen sittlichen Versunkenheit mancher Volksstämme, mit den Gefahren eines nachtheiligen, oft tödtlichen Klima's, mit dem Hasse der Priester und den Verfolgungen feindseliger Regierungen, und über all dies mit der Schwäche des eigenen Herzens — welch ungeheures Mißverhältniß, welch hoffnungsloses Beginnen!

Und dies Alles, ist es nicht eine völlig undankbare Mühe? Was gibt man den Völkern, die man bekehren will? Sind es nicht großentheils unverstandene Begriffe, für welche sie in dem Kreise ihrer Vorstellungen keinen Anknüpfpunkt, keinen Maßstab haben, die ihnen fremdartig bleiben müssen, weil sie mit ihrer ganzen Art zu denken, zu empfinden und zu seyn oft in direktem Widerspruch stehen, die deßwegen, wenn sie wirklich tiefern Eingang finden sollten, sogar das ganze nationelle Gepräge zerstören müßten? Hören wir die Vorwürfe aus der Südsee, die Klagen indischer Braminen und Vereine über die Gewalt, mit der man sie in ihren heiligsten Interessen, in dem von den Voreltern her ererbten Glauben antaste. Haben wir dazu auch nur ein Recht?

Und wenn ihnen so das mit ihren nationalreligiösen Ideen eng verwachsene Gute, das sie noch haben, genommen, und

dafür am Ende doch nur ein Namenchristenthum, eine auf fremdem Boden nicht gedeihende Pflanze, gegeben wird, haben wir nicht genug an den vielen Tausenden von Namenchristen unter uns, welche durch dieses äußere Bekenntniß nicht nur nicht besser sind, als jene Heiden, die wir bekehren wollen, sondern oft noch viel schlimmer, da doch jene meist der Natur noch viel näher stehen? Wollen wir diese Zahl noch vermehren und das Christenthum noch mehr herabwürdigen? —

Endlich, ist es nicht ein Eingriff in den Entwickelungsgang des Menschengeistes, welcher nur seinen eigenthümlichen, bestimmten Weg ruhig und stetig zu gehen hat, um am sichersten ans Ziel zu kommen? Wer den noch geschlossenen Kelch der Blume mit knabenhafter Neugierde oder eitler Vermessenheit öffnet, der fördert nicht ihre Entwickelung, sondern stört das stille Wirken der Natur und tödtet das noch zarte Blumenleben.

Nein! gewiß, es ist ein undankbares, ein verfehltes, ja ein verkehrtes Unternehmen; es ist ein Eingriff, ein Meistern der ewigen Weisheit, die schon ihren verborgenen Rathschluß zu vollführen weiß, ohne unsere kleinliche Nachhülfe.

Diese und ähnliche Einwendungen, wie man sie von verschiedenen Seiten und in verschiedenen Schattirungen zu hören bekommt, haben allerdings auf den ersten Anblick zum Theil etwas Scheinbares. Daß manche davon eine ruhige und unbefangene Prüfung nicht ertragen können, ergibt sich schon daraus, daß es nicht Ueberzeugung ist, die sie vorbringen läßt, sondern daß sie häufig nur als Schild dienen sollen, um sich der andringenden Macht christlicher Ideen, und namentlich der ernsten und in unser innerstes Leben eindringenden Mahnung des Evangeliums zu erwehren, und dem eitlen, selbstsüchtigen Treiben des eigenen Herzens und seiner Entfremdung von Gott einen Freibrief zu gewinnen. Dahin gehört vor Allem der erste Einwurf aus dem großen, in unserer Nähe stattfindenden Bedürfnisse. Hier handelt es sich einfach um die Frage: soll einem Volke die Quelle aller Wahrheit, Tugend und Wohlfahrt für Zeit und

Ewigkeit zugänglich gemacht werden oder nicht? — Die innerliche Aneignung kann freilich Niemanden aufgedrungen werden, und den bekehrten Heiden allerdings so wenig, als den vielen unbekehrten Christen inmitten christlicher Staaten. Diesen letztern aber stehen wenigstens alle möglichen Mittel zu Gebote, und die Erkenntniß der christlichen Wahrheit, so wie der Gehorsam gegen das christliche Sittengesetz ist ihnen von Jugend auf durch die ganze Organisation unseres Lebens in Kirche, Staat, Gemeinde und Familie auf jede Art erleichtert, und so weit immer möglich beinahe aufgenöthigt. Der Staat thut hier das Seinige, der Einzelne mag es auch thun, und hat allerdings noch einen weiten Spielraum dazu. Aber steht dies etwa in Opposition mit der Theilnahme an jenem großen und wichtigen Zwecke, oder wird und muß nicht umgekehrt, und dies ist Erfahrungssache, wer für die Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden warm ist, für dasselbe auch in seiner nähern Umgebung nur um so lieber wirken und arbeiten? Das eine thun und das andere nicht lassen, ist ein altes Gebot der ewigen Wahrheit.

Ja, wir wagen es, jenem Einwurfe sogar die entgegengesetzte Behauptung gegenüber zu stellen. Es beweist gerade einen freieren Blick, ein weiteres Herz, einen höheren Muth, durch das Bedürfniß in der Nähe sein Herz für die noch größere und tiefere Noth ganzer Völker in der Ferne nicht verschließen zu lassen. Während Hannibal vor den Thoren Roms stand und das Aeußerste zu fürchten war, vergaß der Senat dennoch des bedrängten Spaniens nicht, und ließ mit römischer Geistesgröße Ergänzungstruppen mit ihren Bannern aus der Stadt dahin abziehen. — Sollen wir weniger thun?

Wenn es sich aber von den Früchten des Christenthums handelt, so antworten wir wohl am sichersten, wenn wir den Blick zum großen Ganzen erheben, und den obigen Bedenklichkeiten einfach die große Thatsache entgegenstellen, daß das Christenthum es ist, welches die Menschenrechte — besonders auch durch Aufhebung des Prinzips der Sklaverei — geachteter

die Gesetze gerechter und menschlicher, die Geisteskultur nicht nur allgemeiner, sondern auch tiefer und vielseitiger, das Verhältniß der Geschlechter edler und sittlicher, die Ehe geheiligter, das häusliche Leben reiner und gemüthlicher gemacht, welches für den Unterricht der Jugend, für die Erziehung der Waisen, für Unterstützung der Armen, für Rettung der Verwahrlosten und Gefallenen gesorgt, welches in alle Verhältnisse wohlthätig eingegriffen, kurz, welches die Welt umgestaltet, und der Geschichte eine andere und höhere Richtung gegeben hat. Freilich geberdet sich unsere Philosophie etwas ungeberdig und vornehm dabei, und gefällt sich in der Behauptung, sich aus sich selbst heraus entwickelt und auf die jetzige Höhe gestellt zu haben. Ist sie aber nicht dennoch aus den Wurzeln christlicher Ideen erwachsen und an den Quellen christlicher Erkenntniß groß gesäugt worden? Sind nicht überhaupt die tiefsten Wahrheiten, welche Gemeingut der Gegenwart sind, aus christlichem Boden entsprossen, sind nicht durch das Evangelium ganz neue Kräfte geweckt und lebendig gemacht worden? ist nicht, um nur an Eine Thatsache zu erinnern das Gemüth, diese in der alten classischen Welt beinahe noch ganz unentwickelte Potenz, erst durch das Christenthum in seiner innersten Tiefe ergriffen worden und hat seitdem in den edelsten Gebieten des menschlichen Geistes, in Philosophie und Poesie, die reichsten Früchte getragen?

Nein, gewiß! wer einem Volke auch nur die Wohlthat wahrer Civilisation geben, noch mehr aber, wer sein geistiges Leben zur rechten fruchtbaren Entwickelung bringen will, der muß ihm das Christenthum geben.

Wollte man aber etwa ein Gewicht auf das Moment legen, daß durch das Christenthum der zum Theil ganz entgegengesetzten Eigenthümlichkeit der Völker, zumal derjenigen, welche schon auf einer gewissen Höhe der Civilisation stehen, Gewalt angethan werden und somit ein Unrecht geschehen würde, so erinnern wir, wenn es je einer Antwort darauf bedarf, blos an den wahrhaft und im vollsten Sinne universellen Charakter des Christenthums,

das überall nicht beengt, sondern befreit, nicht unterdrückt, sondern entwickelt, nicht verflacht und verallgemeinert, sondern die vorhandenen Kräfte gerade charakteristisch gestaltet. Oder war es, um nur Einen Beleg dafür anzuführen, nicht eben das Christenthum, das, auf das germanische Leben verpflanzt, gerade wie das wärmende und belebende Sonnenlicht, alle Keime des deutschen Geistes hervorlockt, zur schönsten Blüthe gebracht und so jene gemüthliche Tiefe, jenen sittlichen Ernst, jene Gediegenheit des germanischen Charakters gebildet hat, der als Grundton die ganze mittlere und neuere Geschichte der europäischen Menschheit, und gewissermaßen der ganzen christlich-civilisirten Welt durchzieht?

Allein wir sind noch nicht zu Ende. Denn wir haben im Bisherigen das Christenthum nur als die sicherste Quelle der Civilisation, als die Grundlage alles höheren geistigen und sittlichen Lebens der Völker bezeichnet. Und in der That, wir appelliren an Alle, welche für mehr als blos materielle Güter einen Maßstab, für wahres Menschenwohl ein Herz haben, ob nicht von diesem rein humanen Standpunkte aus allein schon das Missionswesen in seiner universellen, wahrhaft welthistorischen Bedeutung begründet, und in seinen Ansprüchen an die allgemeine Theilnahme gerechtfertigt erscheint. Wenn wir nun weiter gehen, so dürfen wir vielleicht weniger auf die allgemeine Zustimmung rechnen. Allein der Verfasser vermag es nicht über sich, über dasjenige zu schweigen, was ihm und tausend Anderen die heiligste Ueberzeugung, was ihm gerade der Mittelpunkt des ganzen Werkes ist. Denn gerade hier tritt die ernste Frage an uns heran: hat die bloße Civilisation, hat die Philosophie und ihre Sittenlehre je die Menschen wahrhaft und bleibend glücklich gemacht? Nein, das Wohl und Wehe unseres Geschlechts entkeimt aus tieferen Wurzeln; in der geheimsten Tiefe des armen Menschenherzens liegt die nie versiegende Quelle alles innern, und darum auch alles äußern Elendes, es ist — die Sünde und ihr furchtbares Gericht. Mag der Stumpfsinn dieses nicht kennen,

der Leichtsinn damit spielen, mag das unruhige Jagen und Treiben der Leidenschaften es überhören, mag die stolze Selbstgerechtigkeit sich in die eigene Tugend einhüllen, und die Philosophie den etteln Versuch machen, sich selbst zu verführen: — gegen dieses zweischneidige Schwert schützt kein Panzer, und für Jeden schlägt einmal die Stunde, in welcher alle diese Täuschungen und Illusionen endlich schwinden, und die furchtbare Wahrheit als Gerichts- und Todesengel vor ihn hintritt. Hier nun, wo dann keine Zerstreuung mehr hilft und auch der stoische Muth zusammenbricht, da bleibt noch das Evangelium der ewigen Liebe und die frohe Botschaft vom Sünderheilande. Und das ist denn das Höchste, was wir den Heiden zu bringen haben, und was uns der Herr selbst bringen heißt. Die Civilisation mit all ihren Wohlthaten knüpft sich dann freiwillig daran an. Und fürwahr, wie man auch über die Wirkungen des Christenthums in den verschiedenen Stadien seiner Entwicklung urtheilen will, es hat nicht blos ins große Ganze übergewirkt; der verborgene Segen, den es Einzelnen gewährt hat, ist noch unendlich höher: denn es hat nicht blos Tausenden in äusserer Noth Muth und Kraft verliehen, sondern, was mehr ist, es hat bedrängten Gemüthern den Frieden mit Gott gegeben, es hat unzählige geängstigte Gewissen in der letzten Todesnoth mit dem Troste der Sündenvergebung erquickt, und wird diesen unaussprechlichen Segen auch forthin aus unversiegbarer Quelle ausspenden. In unseren statistischen Tabellen, die wir, wie über so vieles Andere, so auch über Völkersittlichkeit und Völkerglück führen, steht freilich nichts davon, denn es gehört in die geheime Geschichte des menschlichen Herzens; aber es ist in andern unvergänglichen Tafeln aufgezeichnet, und so gewiß eine ewige Erbarmung über die Völker geht, wird auch dieser Segen ihnen allen dereinst noch zu Theil werden.

Gehen wir aber nun zu dem aus den Schwierigkeiten des Missionswesens hergenommenen Einwurf über, so können und wollen wir nicht läugnen, daß sie allerdings sehr groß und

vielfach sind, und daß sie einem wohl bange machen könnten. Allein man legt dabei meist nur den gewöhnlichen menschlichen Maßstab an, wiegt sorgfältig Kräfte und Widerstand gegen einander ab, nimmt alle möglichen Faktoren des Wahrscheinlichkeitskalkuls in Rechnung, und vergißt nur den Einen — den lebendigen Gott. Die weltüberwindende und umgestaltende Kraft des Christenthums lebt heute noch in ihm. Daß aber die Aufgabe unserer Missionäre, so schwer sie immer noch ist, dennoch wenigstens leichter erscheint, als die der Apostel, zum Theil auch als die der ersten Heldenboten Germaniens, läßt sich ohne Schwierigkeiten nachweisen.

Fehlt uns nun auch vielfach die heldenmüthige Kraft, die Begeisterung jener großen Zeit, so kann sich dafür die Gotteskraft des Christenthums um so mehr bewähren, die überall Leben zu erwecken und auch mit kleinen Mitteln Großes zu thun vermag. Wer die anspruchlosen jungen Männer selbst gesehen hat, wie sie mit klarem Bewußtseyn Alles dessen, was sie erwartet, aber in demüthiger Glaubenskraft hinausgehen unter die Heiden, wie sie unter den innerlich und äußerlich schwierigsten Verhältnissen, unter den manchmal beinahe hoffnungslosen Aussichten dennoch mit freudiger Treue Jahrelang fortarbeiten und immer wieder auf Hoffnung säen; wie in das todbringende Afrika und Westindien, auf dieselben Plätze, wo tödtliches Klima in wenigen Jahren ganze Reihen von Missionären hingerafft hat, nicht nur immer wieder neue bereitwillig sich absenden lassen, sondern die Sendung sogar sich erbitten, der muß fühlen, daß auch jetzt noch jener Glaube unter uns zu finden ist, welcher die Welt überwindet und den Tod.

Fürwahr, das ganze Missionswesen hat in seinem Muthe und seiner innern Kraft etwas so Großartiges und Ehrfurchterweckendes, daß es wohl als Wahrzeichen gelten kann, an dem sich unsere an Selbstsucht vielfach kranke, und bei all ihrer vermeintlichen Größe dennoch in mancher Beziehung kleine Zeit hinaufstrecken und stärken darf. Es wird seine Größe aber auch

äußerlich dereinst durch seine Erfolge bewähren. Wohl mag es bis jetzt nach menschlicher Berechnung noch nicht den Anschein dazu haben. Denn wenn wir auch von den, übrigens wenigen Stationen ganz absehen, welche wegen politischer Hindernisse ganz aufgegeben werden mußten, wie im russischen Asien, — auch wo es bis jetzt Eingang gefunden hat, ist der Erfolg dennoch großentheils, numerisch wenigstens, so klein, daß nach menschlich-äußerer Berechnung noch Jahrhunderte, ja vielleicht Jahrtausende dazu gehören dürften, bis es die großen Gebiete des Heidenthums völlig der Herrschaft des Kreuzes unterworfen haben wird. — Allein wir haben schon oben gesagt: an das Walten der göttlichen Weltregierung dürfen wir unsern Maßstab nicht anlegen.

Wenn schon in dem Worte eines tiefen begeisterten Gemüths eine zündende, alles ergreifende Kraft liegt, wie vielmehr muß sie in dem Worte der ewigen Wahrheit und Liebe liegen, dem Worte Gottes, „das da lebendig ist, und kräftig, und schärfer denn kein zweischneidig Schwert," in dem Worte vom Kreuze, „das eine Gotteskraft ist, vor welcher alle Weisheit der Weisen und aller Verstand der Verständigen zu nichte wird!" Wo diese Gotteskraft kämpft und wirkt, da können die Siege nicht fehlen, da mögen wohl die Anfänge gering und unscheinbar sein, die kleinen ersten Vortheile durch Niederlagen und Rückzüge unterbrochen werden, aber auch diese werden nur den Uebergang zu größeren Erfolgen bilden. Daß beides gerade beim Missionswesen in hohem Grade der Fall ist, daran werden wir im weiteren Verlaufe unserer Darstellung oft genug erinnert werden. Aber es wird auch immer deutlicher hervorspringen, daß es nur eines archimedischen Operationspunktes bedarf, den zu gewinnen freilich oft unendlich schwierig und mühselig ist, und lange Geduld- und Glaubensproben kostet, daß aber dann in natürlicher und nothwendiger Entwickelung die Resultate auch um so überraschender und umfassender sich folgen. Und so darf man denn wohl sagen: die allerdings verhältnißmäßig noch

wenigen Punkte der Heidenwelt, auf denen bis jetzt das Licht des Evangeliums leuchtet, gleichen den wenigen Bergeshäuptern, welche bereits von den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne erglänzen, während tief unten in den Thälern und Niederungen noch die dunkle Nacht liegt. Sollte dies aber etwa ein Zeichen unmächtiger Schwäche seyn, die in fruchtloser Anstrengung sich abmühte? Nein, es sind ja nur die Signale auf den Hochwachten, welche dem ahnungsvollen Blicke die Ankunft der Herrscherin verkündigen sollen. Gedulde dich noch eine Stunde oder zwei, und wie dann das königliche Gestirn des Tages auf einmal siegreich hervortritt und Alles mit seinem Lichte erfüllt, also wird auch das Licht der ewigen Wahrheit auf einmal und unerwartet über den Dunkeln der Heidenwelt aufgehen.

Was wird es dann seyn, wenn einmal diese gewaltigen, bisher mehr oder weniger todten Völkermassen von der innerlich belebenden Kraft des Christenthums durchdrungen, und wenn, wie bei den Germanen, neue Kräfte geweckt und die vorhandenen entwickelt, gesteigert, veredelt werden; wenn alle diese Millionen, die zum Theil noch gar keine Geschichte haben, eintreten, selbstständig eintreten in das erhabene Drama der Weltgeschichte, jedes mit seiner eigenthümlichen Individualität und neuer, frischer Lebenskraft! Welch unberechenbare Erweiterungen, welch ungeahnte Entwicklungen und Gestaltungen in allen Gebieten der Wissenschaft, der Kunst und des Lebens müssen da hervorbrechen; und in den verborgenen Tiefen des Menschengeistes und Menschenherzens — welche Dankopfer mögen aufsteigen für das Licht der Wahrheit, das Leben in Gott und die Erlösung aus geistigem Tode! Für diese Offenbarungen der ewigen Weisheit und der erbarmenden Liebe haben wir keinen Maßstab mehr.

Jakob Ph. Fallmerayer.

Der immergrüne Buschwald von Kolchis.

(1845.)

„Nein, mit solchen Thieren reise ich nicht, man muß andere bestellen, und überdieß sehe ich nur drei; wo ist das vierte für den Sohn des Hauses, der uns ebenfalls zur Panagia in's Gebirge folgen wird?“ Mit diesem Gruß empfieng ich die beiden Begleiter Theodor und Basili, als sie am 8. September Morgens drei schmächtige, abgetriebene und vom langen Fasten entkräftete Lastpferdchen zur Pilgerfahrt nach dem Melasberge in den Hof hereinbrachten und die armen Thiere sogleich mit Heißhunger über das zwischen den Steinen hervorsprossende Gras herfielen. „Die Pferde,“ meinte Theodor, „seien gar nicht schlecht, ja die billigsten und besten, die er zu dieser Zeit mit allem Fleiß und aller Sorgfalt für meinen Dienst in Trabisonda finden konnte; an ein viertes für den armenischen Jungen wäre jetzt gar nicht zu denken, und man dürfe sich nur Glück wünschen, so weit gekommen zu sein.“ An all dem Gerede war natürlich kein wahres Wort, wie ich es wohl selbst fühlte und zugleich aus den betrübten Gesichtern des nebenan stehenden und der Verhandlung stumm zusehenden Marim-Oghlu und seiner andächtigen Mutter las. Miethpferde der derbsten und kräftigsten Gattung, zu 10 Grusch (2½ Francs) per Tag, gab es besonders unter den Moslim und christlichen Armeniern der Stadt und Umgegend in Ueberfluß. Trabisonda lebt ja vom Verkehr und jeder Bauer, der Feuerung oder Lebensmittel zu

Markte bringt, tritt ohne viel Unterhandeln und Zeitverluſt mit etwas Brod in der Taſche die auf drei Tage berechnete Sumelawanderung an. Theodor, verſchmitzt wie alle ſeines Glaubens und ſeines Geſchlechts, wollte beim Handel etwas verdienen. Nicht alle Tage, mochte er denken, kommt ein Nemtzios nach Trabosan und reitet ins Gebirg hinauf, um alte Pergamente anzuſehen. Wahrſcheinlich hat er die elenden Roſſe um halben Miethpreis gedungen, mir aber wie billig das Ganze angerechnet und den Profit mit ſeinem Freunde Baſili, dem Unterlehrer und nebenher Küchendiener im Conſulat, brüderlich getheilt. Damals konnte ich mir noch nicht helfen, lernte aber ſpäter zu Bariſſa in Theſſalien bei ähnlicher Veranlaſſung griechiſche Agogiaten-Praxis, leider zu ſpät beſſer kennen. Der Türke und der Armenier behandelt ſeine Laſtthiere ungefähr wie der Deutſche, füttert reichlich und nimmt aber auch gewöhnlich höheren Lohn als der Grieche, der, um die Nebenbuhler aus Verdienſt und Concurrenz zu drängen, nicht nur ſelbſt nichts ißt, ſondern auch ſein Pferd bei ſtrenger Arbeit zum Faſten zwingt. Was ſollte ich aber thun? Es waren des Conſuls Leute; Hr. Gherſi hatte eleganten Reitzeug, der Erzbiſchof eine geiſtliche Ermahnung an den Kloſtervorſtand und der erſte Archont der griechiſchen Commune noch ein beſonderes warmes Empfehlungsſchreiben an die für tückiſch geltenden Mönche des Wallfahrttempels mitgegeben. Die Zeit verrann, ein Strahl der Morgenſonne blitzte ſchon im Epheuthau der Mauerwand, der Tag zur Reiſe war ja feſtgeſetzt und das Gemüth in einer Stimmung und Wanderluſt, die ſich ohne gefährliche Störung des innern Friedens nicht bekämpfen ließ. Nur der junge Marim-Oghlu grämte mich; es war gleichſam ſein erſter Flug aus dem väterlichen Hauſe; o die Freude! Der lange Ritt und zwar mit einem Franken zum großen Heiligthum; die ſchönen Wälder, die heiligen Mönche, das wundervolle Bild! Das Alles ſoll verloren ſein! Es war dem Jungen nur um den Ablaß und die geiſtlichen Gnaden, die er fromm geſinnt für

ſich und ſeine Mutter gratis gewinnen ſollte. Ich tröſtete ſo gut als möglich, er ſollte auf meine Rechnung ſelbſt um ein Laſtthier ſehen und nachellen, ich bezahle Alles. Und ſo ritten wir gleichwohl, von drei Agogiaten zu Fuß begleitet, auf den hungrigen Thieren zum Thor hinaus gegen den Meydon (Platz), auf dem breiten Stiegenweg der Kloſterhalde zur Hochebene des Bos-Depe hinauf, wenig mehr als eine gute halbe Stunde von der Stadt. An der Ruine des Johanniskirchleins hielten wir kurze Raſt und genoſſen der wundervollen Fernſicht. Tief unten am Fuße der Kuppe lag die Stadt; Trabiſonda ſchien noch ausgeſtorben; nur einzelne Gruppen verhüllter Türkenweiber wallten, vom Brunnen kommend mit antiken Waſſerkrügen auf dem Kopf, langſam ihren Hütten zu. Vor uns lag der Pontus ſpiegelglatt, und im Wipfel der langen Kloſtercypreſſe ſpielte noch — wir ſahen es deutlich — der kühle Morgenhauch, der ſchon im nächſten Augenblick hinter dem Iſpir heraufſteigenden Gluthgeſtirn des Tages wich. Schon im Begriffe fortzuziehen blickten wir noch einmal nach der Prachtſcene um und ſahen, wie zuerſt eine graulicht-düſtere Rauchſäule und bald nachher der Iſtambol ſelbſt hinter dem Waldvorgebirge Joros (Hieron Oros) hervorbrach und in ruhiger Majeſtät entſchieden und kraftvoll, wie der charakterfeſte Mann durch das Leben geht, das lange Segment der Trabeſunda-Bucht durchſtrich. Ach, es kommt vom Occident, vielleicht mit freudiger, vielleicht mit unheilvoller Kunde aus dem theuren Heimathlande! Der europäiſche Leſer in ſeiner Ueberſättigung und Salonsbequemlichkeit wird ſich nur mit Mühe erklären, welche Freude, welche Ruhe ich beim Anblick des wundervollen Automaten aus Byzanz empfand. War es nicht die Brücke, der ſtarke ſichere Damm, durch welchen hochherziger Magyarenſinn das entlegene Kolchis dem innerſten Winkel Germaniens nahe bringt? Wer den ſchwimmenden Dampfpalaſt gegen den Molo von Trieſt, Livorno oder Neapel ſteuern ſieht, den ergreift es nicht ſo mächtig, als wenn er daſſelbe Schauſpiel von der Höhe des Tafelbergs von

Trapezunt erblickt. Ich fühlte mich der Heimath näher, ich wich nicht von der Stelle, warf dem freundlichen Argo-Boten Grüße zu, die er einladend durch Blick und Zeichen gleichsam zu erwiedern schien: „Was eilest du? du fliehst vor deinem Glück! Ach Hüon, Hüon komm zurück!“ Doch wir gehorchten dem Rufe nicht: Mußte ich nicht in das Waldrevier der Kolchier, zur Panagia des Melasberges hinauf, um den Preis der Wanderschaft, das Fließ meines Argonautenzugs abzuholen? Das Schiff verschwand hinter dem Castell und wir kehrten schwereren Herzens das Antlitz dem Gebirge zu. Nach einer Stunde Rittes ungefähr kamen wir zu einem muldenförmig eingesenkten Fettgrund, den man hier wie dergleichen überall in byzantinischen Ländern, Meharea nennt. Im Tiefpunkte der Mulde sieht man deutlich die Spuren einer ausgetrockneten Süßwassersammlung, zur Comnenenzeit wie jetzt noch unter dem Namen Skylolimni (Hundssee) bekannt. Das Gefilde strotzt in üppiger Fülle, Maisstengel über zwölf Fuß hoch, Kräuterwiesen mit Iris von seltener Pracht: am Hügel, am Wege, am Muldenrande, am Felsgehänge der Boden überall von dichtgedrängtem, breitblätterigem, hellgrünem Strauchwerk umsponnen und auf der Höhe rechts ein türkisches Herrenhaus, ein Landedelsitz, heiter und einsam zwischen Bäumen an die Halde hingelehnt. Die Weinrebe, unten bei der Stadt noch kärglich gezähmt und mit dem Messer in Schranken gehalten, ist hier aller Zucht entwachsen; hier sah ich sie zum erstenmal wild; mit kleinbeerigen Trauben behangen kriecht sie über Felsen, steigt auf die Bäume hinauf, schwingt sich, wie die Lianen auf Hagion-Oros, in kunstlosen Guirlanden über den Erdspalt und wuchert ungebändigten Triebes, noch mitten im Dornbusch. Aber sie buhlt umsonst, Niemand streckt bei der Fülle süßer Trauben die Hand nach ihren Früchten aus. Das Herbe, das Zuchtlose verschmäht der Mensch überall in der Rede, wie im Genuß. Kommt aber der Wanderer aus der Einsenkung von Skylolimni auf die Steinhöhe des entgegenstehenden Muldenrandes, thut

ſich auf einmal eine unvermuthete Scene auf: das tief ausgeſchnittene, die Gebirgslinie im erſten Winkel durchbrechende, ſechs Stunden lange Pyritesthal mit ſeiner hellgrünen Flachſohle und dem zwiſchen dunkelbelaubten, kräftig geſchwungenen Seitenwänden perſpectiviſch leuchtenden Silberband des Waldſtromes in der Mitte, erſcheint wie durch Zauberſchlag plötzlich vor dem Blick. Die Thalwand iſt ſteil, man ſieht wie ſich links weit unten die Waſſer durch Baumreihen und Gebüſche wälzen, hört aber wegen der Höhe des Standpunktes das Rauſchen ihrer Strömung nicht. Die immergrüne, ſelbſt von gefühlloſen Osmanli geprieſene Waldzone der Kolchier lag vor uns, und was ſich die Phantaſie in jugendlicher Schwärmerei ſo oft vorgezaubert hatte, zog ſich nun in weit ſchönerer Wirklichkeit zu beiden Seiten des Querthales dunkel und ſchweigend in unbekannte Ferne auseinander. Vom Strande, wo der waſſerreiche Thalbach in den Pontus mündet, waren wir in gerader Linie kaum erſt eine Stunde Wegs entfernt und ſollten denſelben noch bis nahe an ſeinen Quellen in der geheimnißvollen Oede des Melasberges wohl zehn gute Stunden von Trapezunt hinaufdringen. Vom Standpunkt der ſchönen Ausſicht führt der Weg über einen Felſenkamm bald in treppenartig eingehauenen Stufen, bald an furchtbaren Abgründen am Drachenbrunn vorüber zur Thalſohle hinab.

Wir litten empfindlich von der Hitze und lagerten etwa nach dreiſtündigem Ritte ſeitwärts vom Wege auf einer grasreichen buſchbewachſenen Aue nahe am Bach unmittelbar am Eingang in die Waldzone, wo es lieblich kühle vom Thal herausfächelte und die Schatten dichtbelaubter Bäume die Gluth der Sonne mäßigten. Die Thiere, von der Laſt befreit, ſuchten ſich die Nahrung ſelbſt, für die Geſellſchaft aber bereitete der Chaldier Theodor aus den mitgenommenen Vorräthen mitten im Gebüſch den Morgentrunk. Der Ort ſchien beſonders reizend: von beiden Thalwänden rauſchte es ſilberrein über Felſen aus Laubwald und dunkeln Schluchten mit Gemurmel in den

Pyrites herab; der Nußbaum, die Eiche, die Esche, die Eller, die Platane, der Tamariskenstrauch und besonders Ulmen voll zahmer Weinreben bedeckten beide Ufer und im Hintergrunde stand eine bewohnte Burg mit Wartthurm, hölzernen Lufthallen und Mauerwerk, mitten unter bebauten Gründen, auf hohem Waldhügel zur Hut des Thales. Riesenhaft über die ganze Scene ragten die schatten- und wasserreichen Laubholzwälder der immergrünen Zone herab. Eine Waldkuppe von wundervoller Schwellung hatte von Ferne schon das Auge entzückt: ein dunkles Fließ von Ahorn- und Ulmenlaub wallte dicht und ohne Lücke über die breite Wölbung von der Thalmatte hinauf bis zum schöngezogenen Gipfel. Bergkuppen solcher Formen begegnen uns in Europa nicht. Das sind „die langen Wälder und die lieblich geschwellten Höhenzüge“ des Byzantiners Eugenicus.

Wie Andere die Schöpfungen der Kunst und menschlichen Eitelkeit mit Worten rühmen, so preise ich die unvergängliche Pracht und die ewig schönen Meisterwerke der Natur. Vor gefühlvollen Lesern werde ich nicht zu erröthen haben, wenn ich statt fortzueilen länger als es europäische Ungeduld erträgt bei dieser schön geschwungenen Kuppe der Amaranten verweile und ihren in Europa unbekannten Ruhm verkünde. Sollten geringe Zeilen wie diese bis auf die Nachwelt kommen und sollte das Schicksal je einen Wanderer deutschen Blutes an den Pyrites bringen, so möge er daselbst meiner Rede gedenken, wie ich jetzt die längst vergessenen Namen Clavigo und Eugenicus ins Gedächtniß rufe. Auch soll er die Mühe eines kleinen Umwegs zum Flußübergang nicht verschmähen und tiefer in das schweigsame Dunkel des unentheiligten Waldes bringen. Welcher Flor! Welcher Pflanzentrieb! Welche Lianenpracht! Wie reich und krystallhelle es überall aus dem Boden quillt!

Hic gelidi fontes: hic mollia prata, Lycori!
Hic nemus: hic ipso tecum consumerer aevo.

Die gelbe Azalea Pontica und das Purpur-Rhododendron erfüllten obwohl verblüht die Luft mit Wohlgeruch und bildeten

mitten unter den ſchlanken, glattrindigen, hochſtämmigen Rieſen des Waldes zugleich ein mächtig wucherndes und undurchdringliches Unterholz voll Lieblichkeit, voll Duft und Farbenſchmelz. Hier iſt der Gartenſchmuck der Natur noch unverwüſtet. Der Buchs, bei uns ein verzwergter Zierbuſch, ſchmückt als immergrüner Baum den Wald. Einſtündiges Verweilen in der Einſamkeit und Stille des kolchiſchen Waldes hebt die Seele höher und ſpricht beredter zum Herzen als hundert fromme, aber langweilige Katecheſen im Occident. Waſſer und Waldſchatten des „Choſch-Oghlan" werden ſelbſt von den Osmanli in Trabeſan geprieſen und die chriſtlichen Bewohner der Stadt und Umgegend — wie die Begleiter erzählten — freuen ſich jedes Jahr auf das Feſt Mariä Himmelfahrt (15. Auguſt), an welchem Andacht und Luſtbarkeit der Kirmes und Volksverſammlung bei der „Panagia des Thales (ἡ Παναγία τῆς κοιλάδος)" hinter der Waldkette wenigſtens auf einige Stunden die Knechtſchaft ihres Glaubens und die Schmach verlorener Herrſchaft vergeſſen lehren.

Waagen.

Petrus Paulus Rubens.

(1832.)

Obgleich sich gegen Ablauf des sechszehnten Jahrhunderts in allen Fächern der Malerei in den Niederlanden einzelne Regungen, einen besseren Zustand herbeizuführen, zeigten, blieb es doch einem ausgezeichneten Geiste vorbehalten, daselbst eine völlige Umgestaltung der Malerei zu bewirken; und dieser Geist war Rubens. Wie er durch und durch ein niederländisches Naturell war, so führte er auch seine Landsleute in der Malerei auf den Weg zurück, auf welchen die Natur sie ursprünglich angewiesen hat, lebendige Auffassung der einzelnen Naturerscheinung (Naturalismus), vortreffliche Ausbildung des Colorits. Seiner ganzen Zeit und seinem eignen Naturell nach mußten sich diese Eigenschaften indeß in ganz anderer Art zeigen, als dieses bei den van Eycks der Fall gewesen war. Sowol in der Ausführung als in der Färbung suchten die van Eycks, so weit es ihre darstellenden Mittel irgend möglich machten, die Natur so wiederzugeben, daß ihre Bilder selbst in der Nähe dem Eindruck derselben nahe kommen; über diese große Sorgfalt, welche sie auf das Einzelne verwandten, wurde indeß die Haltung des Ganzen weniger berücksichtigt. Rubens ging dagegen von der Gesammthaltung aus und begnügte sich im Einzelnen, welches dem Ganzen streng untergeordnet wurde, die Gegenstände in größter Lebendigkeit so darzustellen, wie sie in der Natur in einer gewissen Entfernung erscheinen. Der

Mittel, welche ihm zur Ausbildung dieser Richtung in seiner Zeit dargeboten wurden, nämlich der ausgebildeten Lehre der Linienperspective und des Hellbunkels, so wie der breiten Manier, welche Tizian und seine Schule zuerst in größter Vollkommenheit ausgeübt hatte, bemächtigte er sich mit um so größerer Energie, als dieselbe der Natur seines Genies im höchsten Grade zusagte. Anstatt der längst verschwundenen, echt religiösen Begeisterung, welche die Cycks beseelte und selbst über leidenschaftliche Handlungen eine gewisse Feier ausgoß, war der Geist von Rubens so von der Lust am Dramatischen erfüllt, daß selbst Gegenstände, deren Natur eine ruhige Darstellung erfordert, von ihm in lebhaft bewegter Weise aufgefaßt wurden. Einem Geiste, in dessen glühender und ewig schaffender Phantasie immer neue Gestalten in größter Lebendigkeit aufstiegen, mußte selbst der kürzeste Weg, sie äußerlich zu fixiren, noch zu lang dünken, er mußte daher das Bedürfniß fühlen, sich eine Malart anzueignen, die das, was er wollte, möglichst schnell ausdrückte. Sein seltnes technisches Geschick, sein außerordentlicher Farbensinn kam ihm hierbei trefflich zu statten. Mit bewundernswürdiger Meisterschaft lernte er die rechten Töne sogleich an die rechten Stellen setzen, ohne sie auf dem Bilde selbst noch viel durch einander zu quälen, und nachdem er sie leicht mit einander vereinigt hatte, wußte er dem Ganzen durch einige Meisterstriche an den gehörigen Stellen, welche er unvermalt stehen ließ, die letzte Vollendung zu geben. Diese der Geistesart von Rubens so durchaus entsprechende Behandlung ist Ursache, daß seine Werke mehr als die irgend eines anderen Malers das Gepräge des ursprünglichen, frischesten, lebendigsten Ergusses der Phantasie an sich tragen. Rubens kann daher vor allen anderen neueren Künstlern im höchsten Sinne des Worts ein Skizzist genannt werden. Spricht sich nun in seinen meisten Bildern überhaupt ein heiterer, lebensfroher, durch kein äußeres Misgeschick getrübter Sinn, ein urkräftiges Behagen aus, so bekundet sich dieses doch ganz besonders in der Art,

wie er colorirt hat. Man könnte Rubens als Coloriſten den Maler des Lichts, ſo wie Rembrandt den Maler des Dunkels nennen. Alles iſt bei Rubens nämlich in das reine Element des vollen Lichts getaucht, die verſchiedenen Farben blühen in üppiger Pracht und Herrlichkeit neben einander und feiern demohngeachtet, harmoniſch auf einander bezogen, einen gemeinſamen Triumph. Manche ſeiner großen Bilder machen daher einen ähnlichen Eindruck wie eine Symphonie, in welcher die vereinigten Töne aller Inſtrumente fröhlich, prächtig und gewaltig klingend daherrauſchen. Kein anderer Maler hat bei ſo allgemeiner Helligkeit einen ſo ſatten Ton im Licht, ein ſo kräftiges Helldunkel hervorzubringen gewußt. Nur wenige ſind in der trefflich abgeſtuften Haltung des Ganzen, in der Art, wie jede Fläche beſtimmt angegeben iſt, mit ihm zu vergleichen. Die Färbung des Fleiſches aber iſt bei Rubens von ſolcher Glut und Transparenz im Ton, daß es gar wohl zu begreifen iſt, wie Guido Reni, als er das erſte Bild von ihm ſah, verwundert ausrief: Miſcht dieſer Maler Blut unter ſeine Farben?

In der ſchöpferiſchen Phantaſie von Rubens bildete ſich jeder beliebige Gegenſtand aus, ſo daß er den geſamten Kreis alles Darſtellbaren, der ihm durch ſeine ausgezeichnete allgemeine Bildung noch ſehr erweitert wurde, in ſeinen Werken durchlaufen hat. So malte er Gegenſtände aus der Bibel, aus der Legende, der alten und neuen Geſchichte, der Allegorie, Bildniſſe, Schlachten, Jagden, Converſationsſtücke, Bambocciaden, Landſchaften. In Beziehung des Reichthums ſeiner Erfindungen ſind ihm von den größten Malern unter den Neueren nur Raphael und Albrecht Dürer zu vergleichen. Zwiſchen Raphael und Rubens findet indeß in dieſer Beziehung der große Unterſchied ſtatt, daß, wie der Herr von Rumohr über Raphael bemerkt, deſſen Eigenthümlichkeit vornehmlich darin beſtand, die Bedeutung ſeines Gegenſtandes auf das Tiefſte aufzufaſſen und ſie bei der Darſtellung bis in ihr innerſtes Mark zu durchdringen, Rubens aber alle Aufgaben nach ſeinem höchſt ein-

seitigen Naturell modelte, mithin alle, die demselben mehr oder minder fremd waren, äußerst willkürlich behandelte. Wenn daher gleich alle, von Rubens selbst ausgeführte Werke den Stempel des Genies tragen und durch die Ursprünglichkeit und Frische des Gedankens, der daraus wiederstrahlt, durch die meisterliche Haltung, die Kraft und Glut der Färbung, die geistreiche Behandlung unser Interesse lebhaft in Anspruch nehmen, werden wir uns doch durch die Vorstellung selbst jedesmal in dem Grade befriedigt fühlen, als der Gegenstand mit dem Naturell von Rubens übereinstimmt.

Zu diesem Naturell gehört außer jenem Drang zur dramatischen Auffassung, zur skizzenhaften Behandlung, außer jenem heiteren Behagen, ein vorwaltender Sinn für das Uebermächtige, Gewaltige, Derbsinnliche, welches ihn fast nie zu einer feineren Auffassung der Form, nur äußerst selten zum würdigen Ausdruck erhabener und edler, oder gar sanfter und milder Charaktere gelangen ließ. Ja, er war so wenig im Stande, aus dem Kreise der Eindrücke von Menschen, wie sie sich ihm früh in seinem Vaterlande eingeprägt hatten, hinauszugehen, daß selbst, wenn er nach anderen Meistern, z. B. Leonardo da Vinci, copirte, er alle Köpfe unwillkürlich in seine niederländische Weise übersetzte und auch den übrigen Formen des Körpers seine gewohnte, reichlichere Fülle und Ausladung ertheilte.

Bei Gegenständen, wie so viele aus der heiligen Schrift, bei deren Darstellung es auf den Ausdruck hoher sittlicher Reinheit, Heiligung des Gemüths, ruhiger Beseligung ankommt, oder die wir nicht ohne edle Anmuth, ohne Schönheit und Feinheit der Formen uns denken können, wie so viele aus der Mythologie der Alten, kann Rubens allerdings in der Regel keineswegs befriedigen. Denn abgesehen, daß ihm der Sinn für diese Eigenschaften in einem gewissen Grade abgeht, wird hier auch die nachtheilige Seite jenes raschen Hinwerfens des ersten Gedankens, der Mangel an Studium, durch Verzeichnungen und Misformen, willkürliches und unruhiges Falten-

wesen, häufig unangenehm fühlbar. Sein Christus erweckt daher fast nie, seine Madonnen nur sehr selten eine würdige Vorstellung.

In seiner ganzen Größe erscheint Rubens aber in solchen Gegenständen, die wirklich eine dramatische Behandlung erfordern, zumal bei welchen es recht eigentlich den Ausdruck gewaltiger Kraft, heftig erregter Leidenschaften gilt, wo er sich also seinem Genius mit voller Begeisterung hingeben kann. Namentlich trage ich kein Bedenken, ihn, wo es darauf ankommt, die momentanen Aeußerungen eines auf das gewaltsamste bewegten Lebens auszudrücken, die nur in der Phantasie ausgebildet und festgehalten werden können, für den größten unter allen neueren Malern zu halten.

Wie tief aber dem Kunstnaturell von Rubens die Lust an Darstellung der derbsten Sinnlichkeit eingepflanzt war, geht aus den vielen von ihm behandelten Gegenständen hervor, worin die Venus Pandemos und Bacchus der Trunkenbold die Hauptrolle spielen, und die Darstellung von solcher Energie ist, sich oft in einer so niederen Sphäre hält, daß viele Naturen dadurch entschieden abgestoßen werden.

Erst wenn man diese derbsinnliche Seite des Kunstnaturells von Rubens recht ins Auge gefaßt hat, wird es einem begreiflich, wie er die gräßlichsten Gegenstände, wenn sie ihn durch ihren dramatischen Inhalt anzogen, nicht allein behandeln, sondern auch auf eine so furchtbare Art ausbilden konnte, daß solche Bilder dadurch, trotz alles Genies und aller Meisterschaft, etwas höchst Widerstrebendes haben.

Aber auch Solche, welche die eigenthümliche Größe von Rubens zu schätzen wissen, werden bei dem Betrachten seiner meisten Bilder leicht versucht werden, ihn für einen Geist zu halten, der lediglich von den momentanen Eingebungen einer feurigen und unbändigen Phantasie hingerissen und beherrscht, nie zu einem besonnenen und ruhigen Nachdenken über das Wesen seiner Kunst habe gelangen können; und dennoch ist es

gewiß, daß nur sehr wenige unter den neueren Malern sich der eigenthümlichen Stilgesetze ihrer Kunst so völlig bewußt gewesen, so reife und feine Bemerkungen darüber gemacht haben, als Rubens. Noch weniger sollte man erwarten, daß Rubens, der in seiner Formengebung von der Antike so unendlich verschieden ist, das eifrigste Studium derselben gemacht und sich dadurch von der Kunst der Alten die würdigsten und erhabensten Begriffe gebildet hatte. Beides zeugt nächst seinen Werken auf das sprechendste dafür, daß Rubens das Höchste, was der Künstler sein kann, daß er ein Genie war. Denn wie das Meer, so gewaltig es auch von den Stürmen aufgeregt wird, in seinen Tiefen ruhig bleibt, so wird auch im künstlerischen Genie das leicht bewegliche Element der Phantasie durch tausend ihre Natur ergreifende Motive zu den bewegtesten und leidenschaftlichsten Schöpfungen angeregt, während in dem Innersten des Geistes Klarheit und ruhige Anschauung ungestört waltet. Eben so ist es auch die Art des Genies, daß es von allem Vortrefflichen zwar lebhaft angezogen wird, und sich dafür begeistert, aber auch von dem Allervorzüglichsten, insofern es dasselbe seiner Eigenthümlichkeit fremd fühlt, sich in seinen Productionen nicht irre machen läßt. Es soll hiemit indeß nicht gesagt werden, daß das Studium, welches Rubens von den Antiken gemacht hat, auf seine eigne Kunst ohne Einfluß geblieben sei. Offenbar aber hat dieser vorzüglich durch die Lebendigkeit und die geistreichen Gedanken statt gehabt, welche den alten Kunstwerken, auch abgesehen von ihrer schönen Form, innewohnen.

Martius.

I. Der braſilianiſche Urwald.

(1820.)

Wenn wir es hier verſuchen, ein Gemälde von dem Innern einer tropiſchen Urwaldung zu entwerfen, dürfen wir nicht vergeſſen, auf das Verhältniß aufmerkſam zu machen, welches rückſichtlich des Selbſterhaltungstriebes zwiſchen den einzelnen Individuen ſtatt findet. Bei einer ſo großen Fülle von Leben und einem ſo kräftigen Ringen nach Entwickelung vermag ſelbſt ein Boden, ſo fruchtbar und üppig wie der hieſige, nicht die nöthige Nahrung in gehörigem Maaße zu reichen; daher ſtehen jene rieſenartigen Gewächſe in einem beſtändigen Kampfe der Selbſterhaltung unter einander, und verdämmen ſich mehr noch als die Bäume unſerer Waldungen. Selbſt die ſchon hoch erwachſenen und einer großen Maſſe von Nahrungsſtoffen bedürftigen Stämme empfinden den Einfluß ihrer noch mächtigeren Nachbarn, bleiben bei Entziehung der Nahrung plötzlich im Wachsthum zurück und fallen ſo in kurzer Zeit den allgemeinen Naturkräften anheim, die ſie einer ſchnellen Auflöſung entgegenführen. Man ſieht ſo die edelſten Bäume nach wenigen Monaten eines atrophiſchen Leidens von Ameiſen und anderen Inſecten zernagt, vom Grund bis auf die Spitze von Fäulniß ergriffen, bis ſie plötzlich zum Schrecken der einſamen Bewohner des Waldes unter krachendem Geräuſch zuſammenſtürzen. Im Allgemeinen machen die Landbauer die Bemerkung, daß Stämme, welche einzeln zwiſchen mehreren einer andern Art ſtehen, leichter von

letzteren unterdrückt werden. Eine regelmäßige Forstcultur, an die freilich bis jetzt in diesen wenig bevölkerten Wäldern noch nicht gedacht worden ist, wird daher hier künftig nicht sowohl das Wachsthum der Stämme in gedrängter Nachbarschaft befördern, sondern vielmehr dafür Sorge tragen müssen, daß die Pflanzen in der zweckmäßigen Entfernung von einander aufwachsen.

Nicht minder ausgezeichnet als die Pflanzen-, ist die Thierwelt, welche jene Urwälder bewohnt. Der Naturforscher, zum ersten Male hieher versetzt, weiß nicht, ob er mehr die Formen, Farben oder Stimmen der Thiere bewundern soll. Den Mittag ausgenommen, wo alle lebende Geschöpfe der heißen Zone Schatten und Ruhe suchen, und wo daher eine majestätische Stille über die im Sonnenlichte glänzende Tropennatur verbreitet ist, ruft jede Stunde des Tages eine andere Welt von Geschöpfen hervor. Den Morgen verkünden das Gebrüll der Heulaffen, die hohen und tiefen Töne der Laubfrösche und Kröten, das monotone Schmettern und Schwirren der Cicaden und Heuschrecken. Hat die aufsteigende Sonne den ihr vorangehenden Nebel verdrängt, so freuen sich alle Geschöpfe des neuen Tages. Die Wespen verlassen ihre Schuh langen, von den Zweigen herabhängenden Nester; die Ameisen kommen aus ihren künstlich von Lehm aufgethürmten Wohnungen, womit sie die Bäume überziehen, hervor, und beginnen die Reise auf den selbst gebahnten Straßen; eben so die das Erdreich hoch und weit umher aufwühlenden Termiten. Die buntfarbigsten, an Glanz mit den Farben des Regenbogens wetteifernden Schmetterlinge, besonders zahlreiche Hesperiden eilen von Blume zu Blume, oder suchen ihre Nahrung auf den Straßen oder, in einzelne Haufen zusammengestellt, auf besonnten Sandufern der kühlen Bäche. Der blauspiegelnde Menelaus, Nestor, Adonis, Laertes, die bläulich weiße Idea und der große, mit Augen bemalte Eurilochus schwingen sich, Vögeln ähnlich, durch die feuchten Thäler zwischen grünen Gebüschen hin. Die mit den Flügeln schnarrende Feronia fliegt eilig von Baum zu Baum, während die Eule, der

größte der Nachtschmetterlinge, mit ausgebreiteten Flügeln unverrückt am Stamm festsitzend, den Abend erwartet. Myriaden der glänzendsten Käfer durchschwirren die Luft und blinken gleich Edelsteinen aus dem frischen Grün der Blätter oder duftenden Blumen hervor. Indessen schleichen Eidechsen von auffallender Form, Größe und Farbenpracht, düstergefärbte giftige oder unschädliche Schlangen, welche an Glanz den Schmelz der Blumen übertreffen, aus dem Laube, den Höhlen der Bäume und des Bodens hervor und sonnen sich, an den Bäumen hinaufwindend und auf Insekten oder Vögel lauernd. Von nun an ist Alles voll thätigen Lebens. Eichhörnchen, Heerden von geselligen Affen ziehen neugierig aus dem Innern der Wälder nach den Anpflanzungen, und schwingen sich pfeifend und schnalzend von Baum zu Baum. Die hühnerartigen Jacûs, Hoccos und die Tauben verlassen die Zweige und irren auf dem feuchten Waldboden umher. Andere Vögel von den sonderbarsten Gestalten und dem glänzendsten Gefieder flattern einzeln oder gesellig durch die duftenden Gebüsche. Die grün, blau oder roth gefärbten Papageien erfüllen, auf den Gipfeln der Bäume versammelt, oder gegen die Pflanzungen und Inseln hinfliegend, die Luft mit ihrem krächzenden Geschwätz. Der Tucan klappert mit seinem großen hohlen Schnabel auf den äußersten Zweigen, und ruft in lauten Tönen wehklagend nach Regen. Die geschäftigen Pirolen schlüpfen aus ihren lang herabhängenden beutelförmigen Nestern hervor, um die vollen Orangenbäume zu besuchen, und ihre ausgestellten Wachen verkünden mit lautem zänkischem Geschrei die Annäherung des Menschen. Die einsam auf Insekten lauernden Fliegenschnapper schwingen sich von Bäumen und Stauden, und erhaschen raschen Fluges den dahin wogenden Menelaus oder die vorübersummenden glänzenden Fliegen. Im Gesträuche verborgen thut indessen die verliebte Drossel die Freude ihres Lebens in schönen Melodien kund; die geschwätzigen Pipren belustigen sich, aus dichtem Gebüsche bald hier bald dort in vollen Nachtigallentönen lockend, den Jäger irre zu führen. Und der Specht läßt,

indem er die Rinde der Stämme aufpickt, sein weitschallendes Klopfen ertönen. Lauter als alle diese wunderbaren Stimmen erschallen von der Spitze der höchsten Bäume die metallischen Töne der Uraponga, welche den Klängen der Hammerschläge auf dem Amboße ähnlich, nach der Wendung des Sängers bald näher, bald ferner, den Wanderer in Erstaunen setzen. Während so jedes lebende Wesen in Bewegung und Tönen die Schönheit des Tages feiert, umschwirren die zarten Colibris, an Pracht und Glanz mit Diamanten, Smaragden und Saphiren wetteifernd, die prunkvollsten Blumen. Mit dem Untergang der Sonne kehren die meisten der Thiere zur Ruhe; nur das schlanke Reh, das scheue Pecari, die furchtsame Agouti und der rüßelige Tapir weiden noch umher; die Nasen- und Beutelthiere, die hinterlistigen Katzenarten schleichen nach Raub spähend durch die Dunkelheit des Waldes, bis endlich die brüllenden Heulaffen, das gleichsam um Hülfe rufende Faulthier, die trommelnden Frösche und die schnarrenden Cicaden mit ihrem traurigen Liede den Tag beschließen, der Ruf des Macuc, der Capueira, des Ziegenmelkers und die Baßtöne des Ochsenfrosches den Eintritt der Nacht verkünden. Myriaden leuchtender Käfer beginnen nun gleich Irrlichtern umherzuschwärmen und gespenstartig flattern die blutsaugenden Fledermäuse durch das tiefe Dunkel der Tropennacht.

II. Der Aequator.

(1820.)

Glänzend taucht in dieser Gegend am Morgen die Sonne aus dem Meere auf, und vergoldet die, den Horizont umlagernden Wolken, welche bald hierauf in großartigen und mannichfaltigen Gruppen dem Zuschauer Continente mit hohen Gebirgen und Thälern, mit Vulkanen und Meeren, mythologische und andere wundersame Gebilde der Phantasie vor Augen zu führen scheinen. Allmälig rückt das Gestirn des Tages an dem ätherisch

blauen Himmel aufwärts; die feuchten, grauen Nebel fallen nieder; das Meer ruht oder steigt und fällt sanft mit spiegelglatter Oberfläche in einem regelmäßigen Pulsschlag. Mittags erhebt sich eine fahle, blaß schimmernde Wolke, der Herold eines plötzlich hereinbrechenden Gewitters, das mit einem Male die ruhige Scene unterbricht. Donner und Blitz scheinen den Planeten spalten zu wollen, doch bald hebt ein schwerer, salzig schmeckender Platzregen, unter brausenden Wirbelwinden herabstürzend, das Toben der Elemente, und mehrere halbkreisförmige Regenbogen, gleich bunten Triumphbögen über den Ocean ausgespannt und auf der gekräuselten Oberfläche des Wassers vervielfältigt, geben die friedliche Beendigung des großen Naturschauspiels kund. Sobald Luft und Meer wieder zur Ruhe und zum Gleichgewicht zurückgekehrt sind, zeigt der Himmel von Neuem seine durchsichtige Bläue; Heerden von fliegenden Fischen schwingen sich scherzend über die Oberfläche der Gewässer hin, und die buntfarbigsten Bewohner des Oceans, unter denen der Haifisch mit seinen beiden unzertrennlichen Gefährten, steigen aus dem, in der Tiefe von hundert Fuß noch durchsichtigen Elemente herauf. Sonderbar gestaltete Medusen, die blasenförmige Fregatte mit ihren blauen, ätzenden Bartfäden, lange, schlangenähnliche Stränge aneinander gefetteter Salpen treiben sorglos dahin, und viele andere der mannichfaltigsten kleinen Seethiere ziehen langsam, ein Spiel der Wogen, an dem bewegungslosen Schiffe vorüber. Taucht die Sonne allmälig an dem bewölkten Horizonte hinab, so kleiden sich Meer und Himmel in ein neues, über alle Beschreibung erhabenes Prachtgewand. Das brennendste Roth, Gelb, Violett glänzen, in unendlichen Schattirungen und Contrasten, verschwenderisch an dem azurnen Grunde des Firmamentes und strahlen noch bunter von der Oberfläche des Wassers zurück. Unter anhaltendem Wetterleuchten am grauenden Horizonte nimmt der Tag Abschied, während sich der Mond aus dem unabsehbaren Ocean still und feierlich in den nebellosen, oberen Weltraum erhebt. Bewegliche Winde kühlen die Atmosphäre

ab; häufige, besonders von Süden her fallende Sternschnuppen erhellen magisch die Luft; das dunkelblaue Firmament, sich mit den Gestirnen auf dem ruhigen Gewässer abspiegelnd, stellt das Bild des ganzen Sternengewölbes dar, und der Ocean, selbst von dem leisesten Lüftchen der Nacht bewegt, verwandelt sich in ein still wogendes Feuermeer.

Groß und herrlich sind die Eindrücke, welche der Ankömmling hier von der Macht und dem Frieden der Elemente erhält; fremd aber und ungewohnt der heißen Zone, empfindet er auch unangenehm die Nässe und Kühle des Morgens und Abends und die drückende Schwüle des Mittags. Langsam kamen wir endlich aus dieser Region der schwülen Hitze und der lästigen Calmen, indem die, nach den mittägigen Gewittern eintretenden Winde das Schiff jedesmal etwas weiter vorwärts führten.

Noch sahen wir augenblicklich den nördlichen Polarstern einige Grade hoch an dem, hier meistens umnebelten Horizonte blinken; dagegen standen auch das Kreuz und die übrigen Gestirne der südlichen Hemisphäre gleichfalls tief. Hieraus, wie aus den nautischen Berechnungen wußten wir, daß der Aequator noch einige Grade südlich von uns lag; die Gleichförmigkeit jedoch und die Harmonie, die von uns zwischen dem zehnten und fünften Parallelkreise an den physischen Erscheinungen wahrgenommen worden waren, schienen wieder abzunehmen und somit darzuthun, daß die Culminationslinie jener Phänomene nicht in den Aequator, sondern mehrere Grade nördlich von demselben falle.

Es war am 29. Junius, einem Sonntage, wo wir, gemäß unserer Schiffsrechnung, den Erdtheiler durchschneiden sollten. Da die See ziemlich ruhig war, wurde dieser Tag durch eine Messe gefeiert. Die Einsamkeit des Orts, die ernste Stille und Größe der Elemente, welchen hier, in der Mitte der beiden Erdhälften und des unermeßlichen Oceans, das kleine Fahrzeug preisgegeben war, mußten in dem Momente, als die Verwandlung mit militärischem Trommelschlag angekündigt wurde, jedes

Gemüth tief erschüttern, besonders aber diejenigen, welche dabei an die Allmacht in der Natur und an die geheimnißvolle Metamorphose aller Dinge dachten. Der Tag ging unter anhaltendem SO.-Winde ruhig vorüber; selbst der betheerte Neptun mit seinen abentheuerlichen Gesellen durfte das Schiff durch die sonst gewöhnliche Taufe nicht in Aufruhr bringen. Die Nacht war hell und klar; die Pole des Sternenhimmels ruhten schon auf dem Horizonte und der Vollmond stand in herrlichem Lichte über unserm Haupte; Vega, Arctur, Spica, Scorpion, in welchem eben Jupiter glänzte, die Füße des Centauren leuchteten hehr am Firmamente; das südliche Kreuz hatte die senkrechte Stellung angenommen und zeigte auf Mitternacht, als wir uns, der Berechnung zufolge, am Orte des Gleichgewichts von Himmel und Erde befanden, und den Aequator durchschneidend, in die südliche Hemisphäre hinüber steuerten. Mit welchen lebhaften Hoffnungen, mit welchen unaussprechlichen Gefühlen traten wir in diese andere Welthälfte ein, die uns eine Fülle neuer Erscheinungen und Entdeckungen darbieten sollte! Ja, dieser Moment gehört zu den feierlichsten und heiligsten unseres Lebens. In ihm sahen wir die Sehnsucht früherer Jahre gestillt, und gaben uns, in seliger Freude und ahnender Begeisterung, dem Vorgenusse einer fremden, an Wundern so reichen Natur hin.

Friedrich von Gagern.

Brief eines kleinstaatlichen Diplomaten an — seines Gleichen.

(Wahrscheinlich aus dem Jahre 1840.)

Lieber Vetter!

Mit wahrem Vergnügen empfing ich die Mittheilung, daß Sie die diplomatische Laufbahn antreten werden, und daß die Gnade Seiner Majestät des Königs Sie ausersehen hat, Allerhöchst desselben Gesandten nach Petersburg zu begleiten.

Die große Auszeichnung, welche ihnen gerade durch diese Bestimmung zu Theil wird, kann Ihrem Scharfblick um so weniger entgehen, als es bekannt ist, daß die hohe Aufmerksamkeit meines allergnädigsten Herrn dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten fast ausschließlich zugewandt ist, und daß der Aufenthalt an dem Petersburger Hofe Ihnen nicht bloß die Aussicht, sondern gleichsam den Anspruch auf eine glänzende Carrière eröffnet.

Die ganz besondere Lage, in welcher sich die Höfe durch die verderblichen Folgen der Französischen Revolution und die Verbreitung revolutionärer Principien ihren Unterthanen gegenüber befinden, hat das Russische Cabinet um so mehr zur Achse der Europäischen Politik gemacht, als Rußland durch seine Entfernung und seinen Culturzustand vor solchen Einflüssen bewahrt ist.

Die Augen aller Fürsten sind dahin gerichtet, als nach dem

letzten Hoffnungsanker, als nach dem Waffenplatz, von dem allein noch Hülfe für Aufrechthaltung der absoluten Gewalt zu erwarten ist.

Wie man auch sonst über diese Verhältnisse denken mag, so ist es doch einleuchtend, daß sich das Gewebe der Politik dadurch sehr vereinfacht hat, und daß die sonst so sehr widerstrebenden Interessen der Höfe sich gleichsam in einem Brennpunkt vereinigt haben; ja man darf behaupten, ein Zustand, den man sonst für den Traum, für das Utopium schwärmender Philantropen hielt, nämlich die Einigkeit der Cabinette, die Uebereinstimmung in Grundsätzen, das Zusammenwirken zu einem gemeinschaftlichen Zwecke, das Fortschreiten nach einem Ziel, — ist nun zur unläugbaren Thatsache geworden. Der unruhige aufrührerische Geist, der sich des Volkes bemeistert, hat die Cabinette vereinigt, um unter Russischer Leitung den gemeinschaftlichen Feind zu bekämpfen.

Die nachbarliche Eifersucht, die ängstliche Sorge um das Gleichgewicht, hat der Ueberzeugung Platz gemacht, daß die Erhaltung des monarchischen Princips um keinen Preis zu theuer erkauft werden kann. Daher haben die Mächte, bei denen Wachsamkeit gegen das Umsichgreifen Russischer Eroberungssucht sonst als Staatsmaxime galt, mit rühmlicher Verläugnung dieser alten Vorurtheile die Russischen Befestigungen an der Weichsel und Donau mit ihrem Beifall begrüßt, weil nur durch die, selbst gegen die Velleitäten eines zuweilen noch aufsteigenden Traumes von Ebenbürtigkeit unerschütterlich, begründete, Uebermacht Rußlands — als des Trägers und der Stütze der reinen Monarchie — diese gegen die drohende Gefahr gesichert werden konnte.

Wie viel mehr ist es erst für minder mächtige deutsche Fürsten Pflicht, sich auf das engste an Rußland anzuschließen, da sie hier nicht nur einen mächtigen Bundesgenossen gegen ihre Unterthanen, sondern auch bei allen Streitigkeiten unter sich einen erhabenen Schiedsrichter und eine Schutzwehr gegen den Einfluß und die Ansprüche der großen Deutschen National-

interessen finden, die so oft mit den ihrigen im schreiendsten Widerspruch stehen. Mit Einem Worte, es ist offenbar, daß in der jetzigen Epoche Rußland allein den deutschen Fürsten für ihre Souveränität und Unabhängigkeit die Gewähr leisten kann, welche sie zur Zeit des Rheinbundes bei Napoleon zu finden gewohnt waren.

Nichts ist mehr geeignet, die Richtigkeit dieser Ansichten zu bestätigen, als die Abneigung und der Widerwille, mit denen das Volk in Deutschland die mit Rußland angeknüpften Familienverbindungen seiner Fürsten und deren häufige Reisen dahin ansieht, da uns die Kriegskunst lehrt, das zu thun, was der Feind nicht will.

Freilich muß unsere guten Fürsten, wenn sie am Russischen Hofe erscheinen, die Vergleichung der treuen Unterwürfigkeit dieses Volkes mit dem widerspenstigen Geiste ihrer eigenen Unterthanen schmerzlich betrüben, aber diese bittern Empfindungen werden doch durch den wohlthätigen Einfluß reichlich aufgewogen, den das Bild eines wahren Regenten und die Regierungsmethode, welche sie dort in ihren so glücklichen Erfolgen beobachten, nothwendig auf ihre eigenen Entschließungen ausübt. Sie kehren dann gestärkt und gestählt in ihre Residenzen zurück, und ihr Ohr bleibt um so gewisser taub gegen die Einflüsterungen, welche sie zu gefährlicher Nachgiebigkeit gegen die vermeintlichen Freiheits- und Selbstthätigkeitsbedürfnisse ihrer Unterthanen, und zu eitlem Popularitätsgewinn verleiten möchten. —

Sie entschuldigen gewiß, lieber Vetter, wenn ich mich bei der Betrachtung so wichtiger Interessen, die mein ganzes Herz erfüllen, etwas länger verweilt habe, und dadurch von meinem Vorsatze abgelenkt wurde, zu dem ich nun zurückkehre. Der warme verwandtschaftliche Antheil, den ich an Ihrem Glück und an ihrem Succesſe in der Welt nehme, veranlaßt mich, ihnen einige Bemerkungen und Verhaltungsregeln mitzutheilen, welche das Resultat meiner langen Erfahrung in dieser Laufbahn sind. Ich thue es mit um so größerem Vergnügen, je mehr Ihre

Bildung und Ihre Talente mir die Gewißheit geben, daß sie von diesen Bemerkungen den vortheilhaftesten Gebrauch machen werden.

Sie kennen die Welt genug, um zu begreifen, daß schwerfälliges Wissen in keinem Fache des Staatsdienstes ein sicheres Mittel der Beförderung ist. Könnten Sie noch zweifeln, so blicken Sie umher und fragen Sie sich, wodurch Männer, welche die höchsten Ehrenstellen bekleiden, emporgekommen sind? Sie werden finden, daß diese ihr Glück der Gewandtheit verdanken, mit welcher sie sich in Verhältnisse zu schicken gewußt haben. Sie werden um so weniger nöthig haben, sich mit wissenschaftlichen Studien zu beschäftigen, als es in der Diplomatie hergebracht ist in den seltenen Fällen, wo solche Dinge eine nützliche Anwendung finden könnten, dem Gesandten specielle Menschen beizugeben, um unter seinen Auspicien das Materielle und Handwerksmäßige des Geschäfts — wie Friedensschlüsse, Handelsverträge und sonstige Conventionen — in die hergebrachten Formen zu bringen. Auch werden in den ministeriellen Bureaus immer untergeordnete Fachleute gehalten, welche mit der Abfassung der wichtigeren Noten und Memoiren beauftragt sind, die dann dem Gesandten zur Verminderung der Mißverständnisse und des Zeitverlustes ganz fertig zugeschickt werden, so daß er dem corps de la lettre nur die vidette und souscription beizufügen braucht. Es existirt aber noch ein viel triftigerer Grund, das tiefere Studium des Völkerrechts und besonders des Staatsrechts zu fliehen. Fast alle Schriftsteller, besonders die Professoren von Handwerk, die es versucht haben, diese sublimen Fragen der Politik, vor welchen die Menschen eine religiöse Scheu haben sollten, vor die Schranken gemeiner wissenschaftlicher Untersuchung zu ziehen, sind auf gefährliche Irrwege gerathen und zu Demagogen geworden. Männer, von denen es bekannt wird, daß sie solche Bücher hantieren, kommen daher an den Höfen in üblen Geruch. So wie im Civilrecht die Definitionen für gefährlich gehalten werden, so sind es in weit höherem Grade die Principien im Staatsrecht. Tout ce qui tire à conséquence,

ist sorgfältig zu vermeiden, weil Alles stets von der convenance du moment abhängt und darnach zu beurtheilen ist. Die Kunst besteht darin, diese nackte convenance in ein anständiges und faltenreiches, dem gemeinen Vorurtheil von Recht der Form nach entsprechendes, Gewand einzukleiden und so zu präsentiren.

Le style est l'homme; — so wie also der Diplomat selbst, so soll auch sein Stil in den Formen glatt und geschmeidig, au fond aber fest und hohl sein wie das Schilfrohr. — Früher bediente man sich fast ausschließlich der Französischen Sprache wegen ihrer Eleganz; doch läßt sich gar nicht in Abrede stellen, daß in neuerer Zeit auch die Deutsche Sprache mit gutem Erfolg für diplomatische Zwecke ausgebildet worden ist. Dabei kommen die Hülfszeitwörter: „dürfte," „möchte," trefflich zu statten, welcher die Französische Sprache entbehrt. Wie sich die Würde des alten Deutschen Kanzleistils sehr wohl mit der erforderlichen diplomatisch-ausweichenden und ablehnenden Leerheit verbinden läßt, davon sind die Protokolle des Bundestags schöne Muster. Der unzusammenhängende, abgebrochene Bau der Phrasen ist im diplomatischen Stil sorgfältig zu vermeiden, und das was die Grammatik Anakoluth nennt, mehr im Räsonnement selbst anzuwenden.

Ich stehe nicht an Ihnen, lieber Vetter, als einem so nahen Verwandten, eine Lehre zu geben, zu welcher sich öffentlich zu bekennen man vielleicht einigen Anstand nehmen müßte. Es ist folgende: Verlieren Sie nie aus den Augen, daß diplomatische Kunst und Feinheit nicht bloß gegen den Hof, bei welchem Sie accreditirt sind, sondern auch stets gegen den eignen in Anwendung kommen muß. In Ihren Berichten nach Hof müssen Sie wenig Werth darauf legen, die Verhältnisse so zu schildern, wie sie wirklich sind; sondern sie stets in dem Lichte zeigen, in welchem man sie dort sehen will. Glauben Sie nicht, daß man es Ihnen Dank wissen wird, wenn Sie sich der Wahrheit befleißigen und unerwünschte Evenements mit prophetischem Geiste vorhersagen. Mir ist bekannt, daß ein alter verdienter Diplomat in

Paris, der unter dem Ministerium Polignac in seinen Berichten die Gefahren der Monarchie schilderte und den Sturz der Bourbons befürchten ließ, einen derben Verweis erhielt und zugleich den Befehl, seine Berichte in streng royalistischem Sinne abzufassen. Es ist daher sehr nützlich, am eigenen Hofe einen Freund zu halten, der von Zeit zu Zeit Nachricht giebt, wie dort der Wind weht.

Sie wissen, daß es nur Eine gute Gesellschaft giebt, welche sich in allen Residenzstädten so ziemlich gleicht, in Ansichten und Sitten übereinstimmt, und in Europa gleichsam eine große Familie bildet. Leute von Welt unterscheiden auf den ersten Blick, wer dazu gehört, wer nicht. Ihr bekannter, in aristokratischen Ohren wohlklingender Name ist Ihnen die beste Einlaßkarte. Ihre Erziehung und die Muster, welche Sie stets vor Augen gehabt haben, werden es Ihnen leicht machen, alle nationalen Vorurtheile und Eigenheiten sehr bald abzustreifen und in dieser Gesellschaft einheimisch zu werden. Lassen Sie es sich vor Allem angelegen sein, durch Ihre Aeußerungen und die Wahl Ihres Umgangs die Meinung zu begründen — que vous êtes pur, tout à fait pur. — Man bezeichnet damit an Höfen Leute, deren rein royalistische Gesinnungen über allen Zweifel erhaben, und die von den politischen Schwindeleien der Zeit nicht angesteckt sind. — Sie werden sich zu diesem Zwecke, wenn von Verfassungen, Parlamenten, Oppositionen u. s. w. die Rede ist, stets mit gewissem Affect der Ausdrücke: Jakobiner, Demagogen, Propaganda, Meuterer, Schreier, Aufrührer zu bedienen haben. Das Wort Revolution, das in der Geschichte eine gewisse neutrale Bezeichnung erhalten hat, ist zu vermeiden.

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, Ihnen den Rath zu ertheilen, auch gewisse Vorurtheile einer veralteten Aristokratie abzulegen. Das gewisse quant à moi, der Geist der Unabhängigkeit, das stolze Selbstgefühl und ritterliche point d'honneur, das dieser sonst eigen zu sein pflegte, würde heutzutage an sehr unrechter Stelle sein. Die wahre noblesse de cour

muß unter den Augen des Monarchen in Blick und Geberde stets das Bekenntniß legen, daß sie ein schwaches Rohr in seiner Hand sei. Wie kann man es den Fürsten, die täglich durch die Insolenzen des Volks und demagogische Umtriebe erbittert werden, und durch die Anmaßungen der Kammern gezwungen sind, sich zu verstellen und sich Gewalt anzuthun, — wie kann man es diesen verargen, wenn sie sich in ihrem Intérieur ein bischen gehen lassen und so zu sagen schadlos halten? — Kleine Brusquerien, ein Auffahren, eine undelikate Behandlung — muß ein wahrer Hofmann zu verschmerzen wissen; ja es lassen sich selbst daraus Vortheile ziehen, da Fürsten gewöhnlich solche Incongruitäten später durch besondere Huld und Gnade wieder gut zu machen pflegen. Im schlimmsten Falle bleibt immer ein Regreß gegen unsere Untergebenen. Beim Stoß des Queues auf eine Reihe elastischer Billardkugeln empfangen die mittlern Kugeln den Stoß nicht sowohl als sie ihn mittheilen und fortpflanzen, blos die letzte fährt ab. So sind auch die Stöße fürstlicher Launen zu betrachten. Das Beispiel der Russischen Cavaliere, das Sie jetzt täglich vor Augen haben werden, kann darin dem ganzen europäischen Adel zum Muster dienen.

Was die Zusammensetzung des diplomatischen Corps betrifft, so haben die constitutionellen Mißverhältnisse in neuerer Zeit darin einige Veränderungen hervorgebracht, und es finden sich jetzt unter den Gesandten häufig Leute, die nicht so eigentlich ex gremio capituli sind. Es sind meist Minister oder Staatsleute, die in Folge politischer Revirements und ministerieller Combinationen, ja oft blos aus Jalousie und um sie von Geschäften zu entfernen, in die Diplomatie hinausgestoßen worden sind. Solche sind mit Vorsicht und Rückhalt zu behandeln. Sie sehen meistens gelangweilt aus, und man kann es ihnen sogleich anmerken, daß sie sich nicht so recht einheimisch fühlen. Der Zeitgeist hat auch jüngere Leute von bürgerlichem Stand oder von neugeadelter Familie hie und da in die Diplomatie eingeschoben. Sie zeichnen sich gewöhnlich aus durch den Eifer, mit

welchem sie die Ausdrücke royalistischer Devotion renchériren und sich zu habilitiren suchen. Ihr zèle de noviciat ist zu allen diplomatischen Bassessen (wie Horchen, Spioniren, Hin- und Hertragen) wohl zu gebrauchen; übrigens muß man sie à distance halten.

Daß es eine der ersten Eigenschaften des Diplomaten sei, Geheimnisse zu bewahren, ist so allgemein bekannt, daß ich es für überflüssig halte, dessen zu erwähnen; aber einige Bemerkungen über die Art diese Kunst zu lernen und zu üben, werden hier an ihrer Stelle sein. Die Kunst zu schweigen, — d. h. das nicht auszuplaudern, was man selbst ein Interesse hat verborgen zu halten, — besitzt so ziemlich ein Jeder, selbst die Weiber. Bei fremden Geheimnissen ist nicht sowohl Verschwiegenheit, als Vorsicht und Discretion in der Art, wie man sie unter die Leute bringt, zu beobachten. Die Hauptkunst des Diplomaten besteht aber darin, sich sein Geheimniß auch nicht surprenniren zu lassen. Die Surprisen gelingen gewöhnlich dadurch, daß man an Jemanden unerwartet und unversehens über Dinge, an denen er den wärmsten Antheil nimmt, eine Frage stellt, ihm eine Nachricht mittheilt, oder ihn durch eine Behauptung erhitzt und in den Harnisch jagt. Gegen den wahren, routinirten Diplomaten müssen solche Versuche immer fehlschlagen, weil eine eigne specifische Kälte ihn verhindert, an irgend Etwas warmen Antheil zu nehmen, und ihm die nationalen Interessen durch lange Abwesenheit schon gleichgültig geworden sind. Um aber für alle Fälle vorbereitet zu sein, ist doch einige Uebung erforderlich, und so wie Demosthenes Kieselsteine in den Mund nahm und das tobende Meer überschrie, so wie der Poet Schiller seine Füße in kaltes Wasser setzte um seine Phantasie zu beflügeln; so dürfen auch Sie kein Mittel verschmähen um es in Ihrer Kunst zur Virtuosität zu bringen. Ich rathe daher, sich von Lakaien manchmal im Cabinet oder an andern abgelegenen Orten ganz impromptu einen Tritt — geben zu lassen und

ſich dabei einer anſtändigen und freundlichen Contenance zu befleißigen. So werden Sie endlich durch Nichts mehr überraſcht.

Da es aber überhaupt wenig Geheimniſſe giebt, und Diplomaten kleinerer Höfe ſelten ſo eigentlich etwas zu thun haben, ſo kommt es weniger darauf an, Geheimniſſe zu bewahren, als ſich durch ein geheimnißvolles und zurückhaltendes Weſen ein air d'importance zu geben, und den Leuten glauben zu machen, daß man wichtige Geſchäfte habe. Ohne die Beſcheidenheit zu verletzen darf ich ſagen, daß deutſche Diplomaten hierin immer vor allen andern eine unbeſtrittene Ueberlegenheit behauptet haben. Ich ſchmeichle mir als Geſandter in Paris in der Napoleon'ſchen Zeit durch meinen Ernſt und meine Würde ſo imponirt zu haben, daß oft mein bloßes Erſcheinen den etwas leichtfertigen Ton einer Geſellſchaft umzuſtimmen vermochte, und daß oft Perſonen, die ſonſt für witzig galten, ſich ganz in der Stille wegſchlichen.

Um in der Geſellſchaft eine gewiſſe Haltung zu haben, iſt es durchaus erforderlich, daß Sie einer Dame den Hof machen und für ihren amant paſſiren. Ihr vortheilhaftes Aeußere wird Ihnen dieſe succès ſehr leicht machen, ja Sie werden die Wahl haben und dürfen ſich nur ſelbſt fragen, was Ihre Schultern zu tragen vermögen. Wenn Sie Ihre Liebe einer intriguanten Frau zuwenden, die ſchon einige vogue hat, ſo wird Ihnen das ſehr nützlich ſein, um mit der chronique scandaleuse des Hofes bekannt zu werden, und damit Ihren Berichten ein erhöhtes Intereſſe zu geben. Solche Sachen werden am liebſten geleſen. Wenn Sie ein Verhältniß mit einer jungen und leidenſchaftlichen Frau anknüpfen, ſo werden Sie davon weniger avantage aber freilich mehr agrément haben und eine große satisfaction d'amour propre, wenn Sie dieſelbe quittiren. In dieſen Verhältniſſen müſſen Sie ein Ridicule vermeiden, in das junge Deutſche wegen der unſerer Nation eigenen Empfindſamkeit leicht verfallen. Der gute Ton verlangt, daß man bei ſolchen liaisons die größte Delicateſſe und die feinſte Galanterie beobachte; aber er duldet keine romanhafte sensibilité.

Das beste und so zu sagen das einzige Mittel, sich bei Fürstlichkeiten zu accreditiren, ist die Schmeichelei. Sie dürfen darin nicht zu ängstlich sein. Gaumen, die an diese Speise gewöhnt sind, finden sie nur schmackhaft, wenn sie stark gewürzt ist. Doch ist auch darin mit Finesse einige Abwechselung anzubringen, und so wie man bei den geistlichen Fürsten sonst an Fasttagen den Fisch in Gestalt von Schinken und Wildpret servirte, so lassen sich umgekehrt die feinsten und fettesten Gerichte der Schmeichelei in Gestalt von Fastenspeisen auftragen. Dahin gehört z. B. das Klagen und Schelten, daß der Fürst sich mit Arbeiten zu Grunde richte; das Boudiren; besonders absichtliche kleine Vergehen, um darüber in Verzweiflung zu gerathen, die Vergebung für unmöglich zu halten u. s. w. Hierin ganz neu, glänzend und gleichsam Erfinder zu seyn, ist freilich sehr schwer, da schon so viel Genie auf diesen Gegenstand verwendet worden ist. Schmeichelei ist ein viel sichereres Mittel zu gefallen, als Geist und Witz. Viel Geist wird überhaupt an den Höfen nicht geliebt; theils weil er nur für die existirt, die ihn appreciren können, theils weil in der That nicht geläugnet werden kann, daß in dem Witz etwas Demokratisches, Offensives, Hostiles liegt, während die mehr defensive Feinheit vorzugsweise am Hofe ihre Anwendung findet.

Doch bleibt stets zu empfehlen, sich im gewöhnlichen Leben durch Aufrichtigkeit, Geradheit und wohlwollendes Entgegenkommen das Vertrauen zu erwerben, damit die Leute bei vorkommenden wichtigen Fällen leichter in die Falle gehen.

Die Hauptaufgabe des Diplomaten ist, sich nie und nimmermehr zu compromittiren. Hierin versehen es Männer, denen man sonst Kopf und Talent nicht absprechen kann, doch manchmal, weil sie sich vom Diensteifer fortreißen lassen. Wenn auch das Wohl des Staates davon abhinge, muß man doch seine Responsabilität nie engagiren, sondern unter allen Umständen sich streng an die Instruktionen halten, und unerschüttert und fest, mit stolscher Gelassenheit, das Unglück des Staates hereinbrechen

sehen. — Sollten Sie jemals in die traurige Lage versetzt werden ohne vorher eingeholte Instruktion in schwierigen Verhältnissen aus eignem Antrieb und nach eigner Ansicht handeln zu müssen, so wird ihr Genie in den entscheidenden Augenblicken gewiß Mittel finden, sich durch eine zweckmäßige Ambiguität des Ausdrucks, welche verschiedene Auslegungen zuläßt, aus der Verlegenheit zu ziehen und Ihre Verantwortlichkeit zu decken. In solcher Lage muß man keinen Augenblick anstehen, Andern, besonders Untergebenen, die Verlegenheit zuzuwälzen und sie im Nothfall zu sacrificiren.

Was nun insbesondere den Russischen Hof betrifft, so müssen Sie nie vergessen, daß er vollkommen die Conscience seiner Ueberlegenheit und seines Vorrangs vor allen übrigen hat. Während andere Staaten mit den Schwierigkeiten der innern Verwaltung zu kämpfen haben, absolvirt dieser seine innern Angelegenheiten mit der größten Leichtigkeit und bedeckt diese pudenda gewissermaßen mit einem Schleier. Seine besten Kräfte und Säfte können daher zweckmäßig der Armee und dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten zugewendet werden, welche es wie zwei mächtige Arme über Europa ausstreckt. Diese Superiorität wird auch von allen Höfen willig anerkannt, und unter den Europäischen Regentenfamilien nimmt die Russische unbestritten den ersten Rang ein. Könnte darüber ein Zweifel bei Ihnen entstehen, so bedenken Sie nur, daß Russische Prinzessinnen, wenn sie gleich zur Verbindung mit fremden Regentenhäusern sich herablassen, ihren Titel als Großfürstinnen (wie das sonst nur bei Mesalliancen fürstlicher Damen zu geschehen pflegte) und die Griechische Religion und den Griechischen Kalender beibehalten, um Europa nach und nach daran zu gewöhnen. — Die Erzherzoginnen von Oesterreich und die Preußischen Prinzessinnen würden gewiß solche Ansprüche nicht machen.

Um am Russischen Hofe zu gefallen, müssen Sie sich etwas mit der Kriegskunst bekannt machen, und besonders lernen, über

die Vorzüge Ruſſiſcher Uniformen und die Schönheit Ruſſiſcher Paraden mit Enthuſiasmus zu reden.

Ich bin nun zu Ende, lieber Vetter; doch kann ich nicht umhin, Ihnen in Rußland einige Vorſicht beim Spiel anzuempfehlen, da man auch in den höchſten Cirkeln Leute findet, welche eine große Geſchicklichkeit beſitzen, dem Glück im Spiele nachzuhelfen.

Wenn Sie in allen Stücken meinen wohlgemeinten Rath befolgen, ſo zweifle ich nicht, daß Sie eine brillante Carriere machen und bald der Stolz Ihrer Familie ſein werden, ſo wie

Ihres ergebenen Vetters
N. N.

Leopold Ranke.

I. Anfänge Luthers.

(1839.)

„Ich bin eines Bauern Sohn," sagte Luther selbst: „mein Vater, Großvater, Ahn sind rechte Bauern gewesen; darauf ist mein Vater gen Mansfeld gezogen und ein Berghauer worden: daher bin ich." Das Geschlecht, dem Luther angehört, ist in Möhra zu Hause, einem Dorfe unmittelbar an der Höhe des Thüringer Waldgebirges, unfern den Gegenden, an die sich das Andenken der ersten Verkündigungen des Christenthums durch Bonifacius knüpft; da mögen die Vorfahren Luthers Jahrhunderte lang auf ihrer Hufe gesessen haben, — wie diese Thüringer Bauern pflegen, von denen immer ein Bruder das Gut behält, während die andern ihr Fortkommen auf andre Weise suchen. Von diesem Loos, sich irgendwo auf eigene Hand Heimath und Heerd erwerben zu müssen, betroffen, wandte sich Hans Luther nach dem Bergwerk zu Mansfeld, wo er im Schweiß seines Angesichts sein Brod verdiente: mit seiner Frau Margret, die gar oft das Holz auf ihrem Rücken hereinholte. Von diesen Eltern stammte Martin Luther. Er kam in Eisleben auf die Welt, wohin seine rüstige Mutter eben auf den Jahrmarkt gewandert war: er wuchs auf in der Mansfelder Gebirgsluft.

Wie nun Leben und Sitte jener Zeit überhaupt streng und rauh, so war es auch die Erziehung. Luther erzählt, daß ihn die Mutter einst um einer armseligen Nuß willen blutig ge-

stäupt: der Vater ihn so scharf gezüchtigt habe, daß er sein Kind nur mit Mühe wieder an sich gewöhnen können; in einer Schule ist er eines Vormittags fünfzehnmal hinter einander mit Schlägen gestraft worden. Sein Brod mußte er dann mit Singen vor den Thüren, mit Neujahrsingen auf den Dörfern verdienen. Sonderbar, daß man die Jugend glücklich preist und beneidet, in der doch aus der Dunkelheit der kommenden Jahre nur die strengen Nothwendigkeiten hereinwirken, das Dasein von fremder Hülfe abhängig ist, und der Wille eines Andern mit eisernem Gebot Tag und Stunde beherrscht. Für Luthern war diese Zeit schreckenvoll.

Von seinem fünfzehnten Jahre an gieng es ihm etwas besser. In Eisenach, wo er eine höhere Schule besuchte, fand er Aufnahme bei den Verwandten seiner Mutter; in Erfurt, wohin er zur Universität gieng, ließ ihm sein Vater, der indessen durch Arbeitsamkeit, Sparsamkeit und Gedeihen in bessere Umstände gekommen, freigebige Unterstützung zufließen; er dachte, sein Sohn solle ein Rechtsgelehrter werden, sich anständig verheirathen und ihm Ehre machen.

Auf die Beschränkungen der Kindheit aber folgen in dem mühseligen Leben der Menschen bald andere Bedrängnisse. Der Geist fühlt sich frei von den Banden der Schule; er ist noch nicht zerstreut durch die Bedürfnisse und Sorgen des täglichen Lebens; muthvoll wendet er sich den höchsten Problemen zu, den Fragen über das Verhältniß des Menschen zu Gott, Gottes zur Welt; indem er ihre Lösung gewaltsam zu erstürmen sucht, ergreifen ihn leicht die unseligsten Zweifel. Es scheint fast, als sei der ewige Ursprung alles Lebens dem jungen Luther nur als der strenge Richter und Rächer erschienen, der die Sündhaftigkeit, von der ihm von Natur ein großartig lebendiges Gefühl beiwohnte, mit der Qual der Höllenstrafen heimsuche, und den man nur durch Buße, Abtödtung und schweren Dienst versöhnen könne. Als er einst, im Juli 1505 von dem väterlichen Hause zu Mansfeld wieder nach Erfurt zurückgieng, ereilte

ihn auf dem Felde in der Nähe von Stotternheim eines jener furchtbaren Gewitter, wie sie sich nicht selten hier am Gebirge lange ansammeln und endlich plötzlich über den ganzen Horizont hin entladen. Luther war schon ohnedieß durch den unerwarteten Tod eines vertrauten Freundes erschüttert. Wer kennt die Momente nicht, in denen das stürmische verzagte Herz durch irgend ein überwältigendes Ereigniß, wäre es auch nur eben der Natur, vollends zu Boden gedrückt wird. In dem Ungewitter erblickte Luther, in seiner Einsamkeit auf dem Feldweg, den Gott des Zornes und der Rache, ein Blitz schlug neben ihm ein; in diesem Schrecken gelobte er der h. Anna, wenn er gerettet werde, in ein Kloster zu gehen.

Noch einmal ergötzte er sich mit seinen Freunden eines Abends bei Wein, Saitenspiel und Gesang; es war das letzte Vergnügen das er sich zugedacht; hierauf eilte er sein Gelübde zu vollziehen und that Profeß in dem Augustinerkloster zu Erfurt. Wie hätte er aber hier Ruhe finden sollen, in alle der aufstrebenden Kraft jugendlicher Jahre hinter die enge Klosterpforte verwiesen, in eine niedrige Zelle, mit der Aussicht auf ein paar Fuß Gartenland zwischen Kreuzgängen, und zunächst nur zu den niedrigsten Diensten verwandt. Anfangs widmete er sich den Pflichten eines angehenden Klosterbruders mit der Hingebung eines entschlossenen Willens. „Ist je ein Mönch in Himmel gekommen," sagte er selbst, „durch Möncherei, so wollte auch ich hineingekommen sein." Aber dem schweren Dienst des Gehorsams zum Trotz ward er bald von peinvoller Unruhe ergriffen. Zuweilen studirte er Tag und Nacht und versäumte darüber seine canonischen Horen; dann holte er diese wieder mit reuigem Eifer nach; ebenfalls ganze Nächte lang. Zuweilen gieng er, nicht ohne sein Mittagsbrod mitzunehmen, auf ein Dorf hinaus, predigte den Hirten und Bauern und erquickte sich dafür an ihrer ländlichen Musik; dann kam er wieder und schloß sich Tage lang in seine Zelle ein, ohne Jemand sehen zu wollen. Alle früheren Zweifel und inneren Bedrängnisse

kehrten von Zeit zu Zeit mit doppelter Stärke zurück. Wenn er die Schrift studirte, so stieß er auf Sprüche, die ihm ein Grauen erregten: z. B. Errette mich in deiner Gerechtigkeit, deiner Wahrheit; „ich gedachte, sagte er, Gerechtigkeit wäre der grimmige Zorn Gottes, womit er die Sünder straft“; in den Briefen Pauli traten ihm Stellen entgegen, die ihn Tage lang verfolgten. Wohl blieben ihm die Lehren von der Gnade nicht unbekannt: allein die Behauptung, daß durch dieselbe die Sünde auf einmal weggenommen werde, brachte auf ihn, der sich seiner Sünde nur allzuwohl bewußt blieb, eher einen abstoßenden, persönlich niederbeugenden Eindruck hervor. Sie machte ihn, wie er sagt, das Herz bluten, ihn an Gott verzweifeln. „O meine Sünde, Sünde, Sünde!“ schrieb er an Staupitz, der sich dann nicht wenig wunderte, wenn er kam, dem Mönche Beichte saß und dieser keine Thatsachen zu bekennen wußte. Es war die Sehnsucht der Creatur nach der Reinheit ihres Schöpfers, der sie sich in der Tiefe verwandt, von der sie sich doch wieder durch eine unermeßliche Kluft entfernt fühlt; ein Gefühl, das Luther durch unabläßiges einsames Grübeln nährte, und das ihn um so tiefer und schmerzhafter durchdrang, da es durch keine Bußübung beschwichtigt, von keiner Lehre innerlich und wirksam berührt wurde, kein Beichtvater darum wissen wollte. Es kamen Momente, wo die angstvolle Schwermuth sich aus den geheimen Tiefen der Seele gewaltig über ihn erhob, ihre dunkeln Fittige um sein Haupt schwang, ihn ganz darnieder warf. Als er sich einst wieder ein paar Tage unsichtbar gemacht hatte, erbrachen einige Freunde seine Zelle, und fanden ihn ohnmächtig, ohne Besinnung ausgestreckt. Sie kannten ihren Freund: mit schonungsvoller Einsicht schlugen sie das Saitenspiel an, das sie mitgebracht; unter der wohlbekannten Weise stellte die mit sich selber hadernde Seele die Harmonie ihrer innern Triebe wieder her, und erwachte zu gesundem Bewußtsein. Liegt es aber nicht in den Gesetzen der ewigen Weltordnung, daß ein so wahres Bedürfniß der Gott suchenden

Seele dann auch wieder durch die Fülle der Ueberzeugung befriedigt wird?

Der Erste, der Luthern in seinem verzweiflungsvollen Zustande, man kann nicht sagen Trost gab, aber einen Lichtstrahl in seine Nacht fallen ließ, war ein alter Augustinerbruder, der ihm in väterlichem Zuspruch auf die einfachste erste Wahrheit des Christenthums hinwies, auf die Vergebung der Sünden durch den Glauben an den Erlöser: auf die Lehre Pauli, Römer am dritten, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben. Lehren, die er wohl auch früher gehört haben mochte, die er aber in ihrer Verdunkelung durch Schulmeinungen und Ceremoniendienst nie recht verstanden, die erst jetzt einen vollen durchgreifenden Eindruck auf ihn machten. Er sann hauptsächlich dem Spruche nach: der Gerechte lebet seines Glaubens; er las die Erklärung Augustins darüber: „da ward ich froh," sagt er, „denn ich lernte und sah, daß Gottes Gerechtigkeit ist seine Barmherzigkeit, durch welche er uns gerecht achtet und hält; da reimte ich Gerechtigkeit und Gerechtseyn zusammen und ward meiner Sache gewiß." Eben das war die Ueberzeugung, deren seine Seele bedurfte: er ward inne, daß die ewige Gnade selbst, von welcher der Ursprung des Menschen stammt, die irrende Seele erbarmungsvoll wieder an sich zieht und sie mit der Fülle ihres Lichtes verklärt: daß uns davon in dem historischen Christus Vorbild und unwidersprechliche Gewißheit gegeben worden; er ward allmählig von dem Begriffe der finstern, nur durch Werke rauher Buße zu versöhnenden Gerechtigkeit frei. Er war wie ein Mensch, der nach langem Irren endlich den rechten Pfad gefunden hat, und bei jedem Schritte sich mehr davon überzeugt; getrost schreitet er weiter. So stand es mit Luther, als er von seinem Provinzial im Jahr 1508 nach Wittenberg gezogen ward. Die philosophischen Vorlesungen, die er übernehmen mußte, schärften in ihm die Begierde, in die Geheimnisse der Theologie einzudringen, „in den Kern der Nuß," wie er sagt, „in das Mark des Weizens."

Die Schriften, die er studirte, waren die Episteln Pauli, die Bücher Augustins wider die Pelagianer, endlich die Predigten Taulers; mit viel fremdartiger Literatur belud er sich nicht; es kam ihm nur auf Befestigung, Ausarbeitung der einmal gewonnenen Ueberzeugung an. In der merkwürdigsten Stimmung finden wir ihn auf einer Reise, die er ein paar Jahre darauf in Sachen seines Ordens nach Rom machte. Als er die Thürme von Rom aus der Ferne ansichtig wurde, fiel er auf die Erde, hob seine Hände auf und sprach: sei mir gegrüßt, du heiliges Rom. Hierauf war keine Uebung der Pilgerfrömmigkeit, die er nicht mit Hingebung, langsam und andächtig vollzogen hätte; er ließ sich durch die Leichtfertigkeiten anderer Priester darin nicht stören; er sagt, er hätte beinahe wünschen mögen, daß seine Eltern schon gestorben wären, um sie hier durch diese bevorrechteten Gottesdienste sicher aus dem Fegefeuer erlösen zu können; — aber dabei empfand er doch auch in jedem Augenblick, wie wenig alle das mit der tröstlichen Lehre übereinstimme, die er in dem Briefe an die Römer und bei Augustin gefunden: indem er die Scala santa auf den Knieen zurücklegte, um den hohen Ablaß zu erlangen, der an diese mühevolle Andacht geknüpft war, hörte er eine widersprechende Stimme unaufhörlich in seinem Innern rufen: „Der Gerechte lebet seines Glaubens.“

Nach seiner Rückkunft ward er 1512 Doktor der h. Schrift, und von Jahr zu Jahr erweiterte sich seine Thätigkeit. Er las an der Universität bald über das neue, bald über das alte Testament; er predigte bei den Augustinern und versah an der Stelle des erkrankten Pfarrers das Pfarramt in der Stadt; im Jahre 1516 ernannte ihn auch Staupitz während einer Reise zu seinem Verweser im Orden, und wir finden ihn die Klöster in der ganzen Provinz besuchen, wo er Prioren einsetzt oder absetzt, Mönche aufnimmt und verpflanzt, gleichzeitig die ökonomischen Kleinigkeiten beaufsichtigt und zu tieferer Gottesfurcht anzuleiten sucht; überdieß hat er sein eigenes mit Brüdern überfülltes und dabei sehr armes Kloster zu besorgen. Von den

Jahren 1515 und 1516 haben wir einige Schriften von ihm übrig, aus denen wir die geistige Entwickelung kennen lernen, in der er begriffen war. Noch hatten Mystik und Scholastik großen Einfluß auf ihn. In den ersten deutschen geistlichen Worten, die wir von ihm haben, einem Predigtentwurf vom November 1515, wendet er die Symbolik des hohen Liedes in harten Ausdrücken auf die Wirkung des heiligen Geistes, welcher durch das Fleisch in den Geist führe, und auf das innere Verständniß der h. Schrift an. In einem andern vom Dezember desselben Jahres sucht er aus der aristotelischen Theorie über Wesen, Bewegung und Ruhe das Geheimniß der Dreieinigkeit zu erläutern. Dabei aber nahmen seine Ideen schon eine Richtung auf die Verbesserung der Kirche im Allgemeinen und Großen. In einer Rede, welche wie es scheint dazu bestimmt war, von dem Propst zu Lietzkau auf dem lateranensischen Concilium vorgetragen zu werden, führt er aus, daß das Verderben der Welt von den Priestern herrühre, von denen zuviel Menschensatzung und Fabel, nicht das reine Wort Gottes vorgetragen werde. Denn nur das Wort des Lebens habe die Fähigkeit die innere Wiedergeburt des Menschen zu vollziehen. Es ist sehr bemerkenswerth, daß Luther schon da das Heil der Welt bei weitem weniger von einer Verbesserung des Lebens erwartet, die nur erst einen zweiten Gesichtspunkt ausmacht, als von einer Wiederherstellung der Lehre. Von keiner andern Lehre aber zeigt er sich so vollkommen durchdrungen und erfüllt, wie von der Rechtfertigung durch den Glauben. Er dringt unaufhörlich darauf, daß man sich selber verleugnen und unter die Fittige Christi fliehen müsse; er wiederholt bei jeder Gelegenheit den Spruch Augustins, was das Gesetz verlange, das verlange der Glaube. Man sieht: noch war Luther nicht ganz mit sich einig, noch hegte er Meinungen, die einander im Grunde widersprachen; allein in allen seinen Schriften athmet doch zugleich ein gewaltiger Geist; ein noch durch Bescheidenheit und Ehrfurcht zurückgehaltener, aber die Schranken schon überall

durchbrechender Jugendmuth, ein auf das Wesentliche dringender, die Fesseln des Systems zerreißender, auf neuen Pfaden, die er sich bahnt, vordringender Genius. Im Jahr 1516 finden wir Luther lebhaft beschäftigt seine Ueberzeugung von der Rechtfertigung nach allen Seiten zu bewähren, und durchzuarbeiten. Es bestärkt ihn nicht wenig, daß er die Unächtheit eines dem Augustin zugeschriebenen Buches entdeckt, auf welches die Scholastiker viele der ihm widerwärtigsten Lehren gegründet hatten, welches in die Sentenzen des Lombardus fast ganz aufgenommen worden war, de vera et falsa poenitentia; dann faßt er sich das Herz, die Lehre der Scotisten von der Liebe, des Magister sententiarum von der Hoffnung zu bestreiten; — schon ist er überzeugt, daß es an keine und für sich Gott wohlgefällige Werke gebe, wie Beten, Fasten, Nachtwachen; denn da es dabei doch darauf ankomme, ob sie in der Furcht Gottes geschehen, so sei jede andere Beschäftigung im Grunde eben so gut.

Im Gegensatz mit einigen Aeußerungen deutscher Theologen, welche ihm pelagianisch erscheinen, ergreift er mit entschlossener Festigkeit auch die härteren Bestimmungen des augustinianischen Begriffs; einer seiner Schüler vertheidigt die Lehre von der Unfreiheit des Willens, von der Unfähigkeit des Menschen, sich durch seine eignen Kräfte zur Gnade vorzubereiten, geschweige sie zu erwerben, in feierlicher Disputation. Und fragen wir nun, worin er die Vermittlung zwischen göttlicher Vollkommenheit und menschlicher Sündigkeit sieht, so ist es allein das Geheimniß der Erlösung, das geoffenbarte Wort, Erbarmen auf der einen, Glauben auf der andern Seite. Schon werden ihm von diesem Punkte aus mehrere Hauptlehren der Kirche zweifelhaft. Den Ablaß leugnet er noch nicht, aber schon 1516 ist es ihm bedenklich, daß der Mensch dadurch die Gnade empfangen solle; die Begierde der Seele werde dadurch nicht weggenommen, die Liebe nicht eingeflößt, wozu vielmehr die Erleuchtung des Geistes, die Befeuerung des Willens, unmittelbare Einwirkung des Ewigen gehöre: denn nur in der tiefsten Inner-

lichkeit weiß er die Religion zu begreifen. Es wird ihm schon zweifelhaft, ob man den Heiligen die mancherlei äußerlichen Hülfsleistungen zuschreiben dürfe, um deren Willen man sie anruft.

Mit diesen Lehren, dieser großen Richtung nun, die sich unmittelbar an die Ueberzeugungen anschloß, welche von Pollich und Staupitz gepflanzt worden waren, erfüllte Luther wie die Augustiner-Brüder in seinem Kloster, seiner Provinz, so vor allem die Mitglieder der Universität. Eine Zeitlang hielt Jodokus Trutvetter von Eisenach die üblichen Vorstellungen aufrecht; aber nach dessen Abgang im Jahr 1513 war Luther der Geist, der die Schule beherrschte. Seine nächsten Collegen, Peter Lupinus und Andreas Carlstadt, die ihm noch eine Weile Widerstand geleistet, bekannten sich endlich durch die Aussprüche Augustins und die Lehren der Schrift, die auf ihn selbst einen so großen Eindruck gemacht, bezwungen und überzeugt; sie wurden beinahe eifriger als Luther selbst. Welch eine ganz andere Richtung empfieng hiedurch diese Universität, als in der sich die übrigen zu bewegen fortfuhren. Die Theologie selbst, und zwar lediglich in Folge einer innern Entwickelung, schloß sich an die Forderungen an, welche von der allgemeinen Literatur ausgemacht worden. Hier setzte man sich den Theologen von dem alten und von dem neuen Wege, den Nominalisten und den Realisten, hauptsächlich aber der herrschenden thomistisch-dominicanischen Lehre entgegen, und wandte sich an die Schrift und die Kirchenväter, eben wie Erasmus foderte, obwohl von einem bei weitem positivern Princip aus: für Vorlesungen im alten Sinne fanden sich in Kurzem keine Zuhörer mehr. So stand es in Wittenberg, als Verkündiger päpstlicher Indulgenzen in den Elbgegenden erschienen, mit Befugnissen, wie sie nie erhört worden, die aber Papst Leo X. in der Lage der Dinge, in der er sich befand, zu ertheilen kein Bedenken getragen.

II. Persönliche Stellung des Cardinals Richelieu.

(1854.)

Das war das eigenthümlich Große in seiner Stellung, die sich über die Regionen des Privatlebens erhob, daß sich alle innern und äußern Feindseligkeiten immer persönlich gegen ihn richteten. Von den früheren Irrungen mit England war er wenigstens selbst überzeugt, daß sie von seinen Feinden, um ihn zu stürzen, erweckt seien; von den späteren berührten wir, wie sie sich an den Widerwillen, den die Königin unter dem Einfluß einer persönlichen Gegnerin des Cardinals diesem bezeugte, anknüpften. Vom ersten Augenblick waren alle Bestrebungen der Spanier dahin gerichtet, ihn zu stürzen; ihre Verbindung mit der Königin Mutter, mit Montmorency und dem Herzog von Orleans; zuletzt mit Soissons und Effiat. Aber dadurch ward dann der Cardinal auch angetrieben, ganz Europa in diese Feindseligkeiten zu ziehen. Um in Frankreich zu bestehen, mußte er den Bund mit den Schweden schließen; um bei fortdauernder Gefahr feindselige Einwirkungen auch von dem melancholischen Temperament des Königs abzuwenden, kündigte er den Spaniern den offenen Krieg an. Jeder Unfall der Waffen machte ihn für sich selbst besorgt, jeder gute Erfolg stärkte seine Sicherheit. Ich finde aufgezeichnet, daß die Belagerung von Hesdin der Nichte des Cardinals, Ducheſſe d'Aiguillon, schlaflose Nächte machte, denn wenn sie mißlang, so wäre die Stellung ihres Oheims bedroht gewesen. Die Eroberung von Perpignan sollte der Preis sein, für welchen der König Cinqmars hätte entfernen müssen, wäre dieß durch die Nachricht von jener Verschwörung nicht ohnehin geschehen. Der Hader und Gegensatz der Parteien im Innern Frankreichs ergriff die Nachbarn, indem sie sich desſelben zu bedienen suchten, und zog sie in das Verderben. Es gibt Menschen, in denen der

Haß, den sie erwecken, fast das Großartigste wäre, würde er nicht durch den Widerstand, den sie ihm entgegensetzen, übertroffen.

Richelieu hatte eine Ader von Liebenswürdigkeit in seinem Wesen, er galt für unwiderstehlich, wenn er es sein wollte; aber dieser gebildete und feine Geist war zugleich bitter, einseitig, von einer rücksichtslosen Schärfe, die für das Amt eines Großinquisitors genügen würde. Ueber geheime Dinge war niemals ein Minister besser unterrichtet. Der päpstliche Nuntius wollte ihm einmal Mittheilung über gewisse Anträge machen, die der Herzog von Orleans an den Vicelegaten in Avignon gemacht hatte: Richelieu erwiederte sein Vertrauen damit, daß er ihm die Antwort angab, die von dem Vicelegaten darauf ertheilt worden war. Indem einer der Großen des Reiches zu ihm kommt, um ihm von staatsgefährlichen Anmuthungen, die ihm geschehen sind, Anzeige zu machen, zieht der Cardinal bereits ein Papier hervor, auf dem die einzelnen Punkte derselben verzeichnet sind. Man hat gesagt, er habe die Beichtväter zu seinen Diensten gehabt; das beweist jedoch nur, welches Erstaunen die Art von politischer Allwissenheit erweckte, die man an ihm wahrnahm; eben durch die geheime Kundschaft, die er sich verschaffte, ward er allen gegen ihn gerichteten Anschlägen überlegen. Mit Vergnügen sieht er die Feinde, an die er will, in die ihnen gelegten Netze gerathen und sich verstricken: nicht anders als ein Jäger, der ein Wild verfolgt. Ueber ihre geheimsten Aeußerungen hält er Buch; mit unbarmherziger Strenge zieht er die Summe ihrer Vergehungen. Wenn die politischen Prozesse zweifelhaften Rechtes in allen Zeiten einen eigenthümlichen Bestandtheil der französischen Geschichte bilden: so waren sie niemals häufiger, von unerwarteterem Anfang, unzweifelhafterem Ende, als unter Richelieu; er benutzte seine gesellschaftliche Stellung, um sie durchzuführen. Eines Tages sah man den Grafen Cramail bei dem Cardinal zur Audienz vorfahren; als er von ihm zurückkam, bestieg ein ihm Fremder den Kutscherſitz und fuhr den Grafen sofort nach der Bastille.

Cramail war einer der beliebtesten Cavaliere des Hofes, aber man warf ihm vor, daß er den König bei dem letzten Feldzug über die militärische Lage unnöthiger Weise bedenklich gemacht habe. Der Cardinal gewann es über sich, mit dem Marquis Fargis erst zu Mittag zu speisen, ehe er ihn festnehmen ließ; während eines Gesprächs, das er mit Puylaurens hielt, wurden die Vorbereitungen zu dessen Gefangennehmung getroffen. In seinem Hause zu Ruel ist Marillac verurtheilt worden: dafür haben sich Erinnerungen der Gewaltsamkeit, durch die populäre Auffassung mythisch übertrieben, aber von den Historikern gern wiederholt, an diesen seinen Aufenthalt geheftet. Es war einer der Grundsätze des Cardinals, daß, wenn man frage, was für den Staat wichtiger sei, Belohnung oder Strafe, der Strafe der Preis gebühre: gegen die öffentlichen Interessen begehe man Verbrechen, wenn man Nachsicht gegen Diejenigen übe, welche sie verletzten; Gewissenhaftigkeit müsse Muth haben; ein furchtsames Gewissen begünstige das Böse. Er befolgte die Maxime des Schreckens, daß bei Staatsverbrechen das Verfahren mit der Exekution anfangen dürfe, was keine Gefahr in sich schließe, wenn diese nur in Gefangensetzung oder Verbannung bestehe. Von Formen, welche den Einzelnen gegen Ungerechtigkeiten sichern, war hier nicht die Rede: der Begriff der unnahbaren Staatsgewalt hing wie ein bloßes Schwert über allen Gegnern. Wie viele waren umgekommen; Andere, wie die Marschälle Bassompierre, Vitry, lebten in der Bastille; Andere waren geflüchtet, wie Vendôme zuletzt noch in England; sie erwarteten die Veränderung, welche die Zeit bringen müsse. Die meisten großen Gouverneure waren gestürzt; Epernon, der sich so lange gehalten, wurde doch zuletzt nach einem seiner Schlösser verwiesen. Diese altrepublikanische Sitte, Mißliebigen von der entgegengesetzten Partei einen bestimmten fernen Aufenthaltsort anzuweisen, war in voller Uebung. Denn in allen Kreisen um die höchste Gewalt her, welche Einfluß auf sie ausüben konnten, sollte der Gedanke derselben ausschließend herrschen.

Es ist ein Mißverständniß, wenn man annimmt, daß Richelieu alles im Lande zu gleicher Tiefe habe erniedrigen wollen. War es doch vielmehr sein persönlicher Ehrgeiz, seine eigene Familie unter der Aegide der königlichen Gnade zu hohem Range zu erheben, den Großen des Reichs ebenbürtig zurückzulassen. So viel er mit der Macht der großen Gouverneure für die Prärogative der königlichen Gewalt, die Provinzialverwaltungen, wenn es ihr gut scheine, auch wieder zu wechseln, hatte kämpfen müssen, so gab er doch der populären Meinung nicht Raum, diesen Wechsel periodisch zu fixiren, er blieb vielmehr dabei, die angesehensten Männer, namentlich solche, die durch ihren Besitz in persönlicher Beziehung zu den Landschaften standen, an die Spitze der Provinzen zu stellen. Selbst die Führung der Armee vertraute er am liebsten Männern von hoher Herkunft an. Es schien ihm fast, als sei die königliche Autorität doch nicht stark genug, um für sich allein, durch den Begriff der Ordnung im Dienst, zu unbedingter Geltung zu gelangen. So warf sich der niedere Adel, durch die Umwandlung der Kriegführung jener Willkür der Heeresfolge, über welche sich Heinrich IV. noch so lebhaft beklagt hatte, und mancher andern feudalen Vorrechte beraubt, mit Eifer in den regelmäßigen Dienst, wie ihn das Jahrhundert forderte; es eröffnete sich ihm damit gleichsam eine neue Bestimmung und Lebensform; man darf nicht zweifeln, daß dadurch namentlich in den ersten Zeiten auch auf den Dienst ein gewisser Glanz zurückgefallen ist. Wir sahen oft, mit welchem Nachdruck Richelieu die politischen Ansprüche des Parlaments niederhielt, beseitigte; er nahm auch in den Streitigkeiten dieser Körperschaft mit dem Clerus eher gegen sie Partei; aber weit entfernt, sie in ihrer hergebrachten Stellung zu beeinträchtigen hat er vielmehr beigetragen, diese zu befestigen; nachdem er eine Zeit lang zweifelhaft darüber gewesen war, hat er die Erblichkeit der Stellen durch seine Anordnungen erneuert; der Begriff der Noblesse der Robe setzte sich seitdem noch entschiedener durch.

Richelieu suchte hauptsächlich mit seinen Freunden, seinen Verwandten und denen, die sich an ihn anschloßen, mit dem, was er seine Allianz nannte, zu regieren. — —

Richelieu war wie ein zweiter König im Lande. Schon beim Jahre 1629 schildert man ihn, wie die sollicitirende und dienstfertige Menge sein Haus erfüllt, die Thüren seiner Gemächer; wie sie ihn ferner, wenn er etwa in seiner Sänfte herumgetragen wird, mit Ehrfurcht begrüßt, der eine niederkniet, der andere eine Bittschrift überreicht, ein Dritter sein Kleid zu küßen sucht; jeder preist sich glücklich, der sich eines gnädigen Blickes von ihm rühmen kann. Denn die Summe der Geschäfte lag schon damals in seinen Händen; er hatte sich die höchsten Würden, deren ein Unterthan fähig ist, übertragen lassen; aber noch höher stellte ihn, daß er damit den Purpur der Cardinäle verband; der vornehmste Prinz von Geblüt, Condé, ließ ihm den Vorrang.

Seitdem war er nun noch um Vieles mächtiger und vor allem furchtbarer geworden. In tiefer Zurückgezogenheit lebte er in Ruel, in einem vor dem Nordwind einigermaßen geschützten Park, wo man mitten in dem revolutionären Ruin doch einige Spuren kunstfertiger Menschenhände bemerkt, einige Reste der Wasserkünste, die aus Italien zuerst hieher verpflanzt worden sein sollen. Wenig zugänglich, — die fremden Gesandten mußten etwas Wesentliches vorzutragen haben, wenn sie ihn sprechen wollten; — war er der eigentliche Mittelpunkt der Staatsgeschäfte; der König kam oft von St. Germain zum Staatsrath herüber. Fuhr er selber hinüber, so war er von einer Leibwache umgeben, welche auf seinen Namen verpflichtet und von ihm besoldet war; denn auch in dem Hause des Königs wollte er nichts von seinen Feinden zu fürchten haben; eine ganze Anzahl junger Leute aus den vornehmsten Häusern, die sich ihm angeschlossen, versah den persönlichen Dienst bei ihm: er hatte eine Schule für sie errichtet. Er hatte einen vollständiger besetzten Marstall, glänzendere Dienerschaft, eine kostbarer

besorgte Tafel als der König; er wohnte besser. In Paris besaß er den kleinen Luxemburg und baute sich Palais Royal, das damals in großen Schriftzügen die Aufschrift Palais Cardinal trug; so wie das Hôtel Richelieu; er hatte da jene goldene Capelle, in der alle Kirchengeräthschaften von den kostbarsten Metallen und Edelsteinen zusammengesetzt waren; ferner eine herrliche Sammlung ausgesuchter Kunstwerke, eine Bibliothek und sein eigenes Theater. Eine berühmte italienische Sängerin, Signora Leonora, ließ er nach seinem Landhaus kommen. Für das aufkommende französische Schauspiel hegte er eine Art von Leidenschaft; wer ihm da Vergnügen machte, wie die kleine Jacqueline Pascal, dem stand eine Bitte an ihn frei: seinen Freunden selbst hat es wohl geschienen als widme er der Durchsicht der Stücke, die er geben ließ, allzu viel anstrengende Aufmerksamkeit. Unentbehrlich war ihm das Gespräch mit geistvollen und angenehmen Freunden, — der Umgang mit Einem von ihnen ist ihm von den Aerzten förmlich als Heilmittel vorgeschrieben worden. So war ihm auch eine natürliche Vorliebe und Hinneigung zur Litteratur eigen. Wir werden noch berühren, welche mächtigen, productiven Geister ihn umgaben: mit der Monarchie selbst entsprangen auch die litterarischen Tendenzen, welche sie verherrlichen sollten. Die Absicht Richelieu's war zunächst auf die Reinigung der Sprache gerichtet. In seinen zur Bekanntmachung bestimmten Aufsätzen zeigt sich noch das Uebertriebene der bisherigen Schreibweise, der Stil seiner Briefe dagegen ist rein und richtig; die Worte sind wohl gewählt und treffend; in dem Wurf der Sätze prägt sich der Wechsel seiner Stimmungen aus. Bei der Gründung der französischen Akademie war sein vornehmster Gedanke, die französische Sprache von allen Verunstaltungen, die sie durch willkürlichen Gebrauch ihrer Regeln erlitten, zu reinigen, sie aus der Reihe der barbarischen Sprachen für immer zu erheben; sie sollte den Rang einnehmen, wie einst die griechische, dann die lateinische; sie sollte in dieser Reihe die dritte sein. Der Begriff des Mo-

dernclassischen, den er mit Bewußtsein förderte, hat zugleich eine politische Beziehung: so wie die Zeitung, die er zuerst regelmäßig erscheinen ließ, ein monarchisches Institut war. Wenn Richelieu die Litteratur mit dem momentanen Leben in Verbindung brachte, so schwebte ihm auch die Nachwelt und ihr Urtheil unaufhörlich vor Augen. Auf seine Veranlassung hat man mancherlei Zusammenstellungen aus den officiellen Papieren versucht, von denen eine, sich an eine von ihm selbst unternommene Arbeit anschließend, als eine Geschichte der Zeit erscheint, und wiewohl noch formlos, doch schon mancherlei Spuren seiner Durchsicht enthält. Da finden sich auch von allen Productionen, die von ihm herrühren, ohne Zweifel die merkwürdigsten: zahlreiche Gutachten, die er dem König in wichtigen Momenten vorlegte. Man mag sie an Schärfen den Arbeiten Machiavells, an Umsicht und ausführlicher Erörterung den motivirten Rathschlägen des spanischen Staatsraths vergleichen; an Kühnheit, Größe der Gesichtspunkte, offener Darlegung des Zwecks und dann auch an welthistorischem Erfolg haben sie ihres Gleichen nicht. Sie sind ohne Zweifel einseitig; Richelieu erkennt kein Recht neben dem seinen; er verfolgt die Gegner von Frankreich mit derselben Gehässigkeit, wie seine eigenen; von einem freien, auf die obersten Ziele des menschlichen Daseins gerichteten Schwung der Seele geben sie keinen Beweis, sie sind ganz von dem Horizont des Staates umfangen, aber sie zeugen von einem Scharfblick, der die möglichen Consequenzen bis in die weiteste Ferne wahrnimmt, der unter dem Möglichen das Ausführbare, unter mancherlei Gutem das Bessere und Beste zu unterscheiden und festzustellen weiß. Der Ehrgeiz Richelieu's war, daß der König ihm folge durch eigene Ueberzeugung, nicht durch Autorität. In ausführlicher Darlegung und strenger Schlußfolge suchte er ihn bei dem Rathe zu fixiren, den er ihm ertheilte. Alle diese Gutachten sind von einem einzigen Gedanken erfüllt, der sich in immer größerer Ausdehnung des Gesichtskreises und der Zwecke entwickelt: der Erhebung der Monarchie über jeden be-

sonderen Willen — der Ausbreitung der Autorität von Frankreich über Europa. Niemals war eine Politik durch glänzendere Erfolge bewährt.

Er war aller seiner Feinde Meister geworden.

Wo war der Graf Olivarez mit seinen Drohungen und persönlichen zugleich wie nationalen Feindseligkeiten geblieben. Die große Monarchie war an allen Grenzen zurückgeworfen, in ihrem Innern zersprengt. Wohin war es, um Buckinghams nicht mehr zu gedenken, mit dem Widerstand gekommen, den ihm König und Königin von England entgegensetzten? Carl I. wich so eben nach York, seine Gemahlin verließ das Land. Die Verbindung mit Spanien, welche dem Kaiserthum in den letzten Decennien eine erhöhte Kraft gegeben, war ihm jetzt verderblich geworden. Richelieu hatte eine Partei in Europa und in Deutschland, die den Kaiser Ferdinand III. in dieser Würde nicht anerkannte.

Und wohin waren Diejenigen gerathen, unter deren Leitung die innern Stürme sich so oft gegen Richelieu gesammelt hatten. Seit ihrer Entfernung von Frankreich hatte Königin Maria Medici keinen Augenblick der Zufriedenheit und Genugthuung genossen; sie war von Land zu Land geflüchtet, nirgends willkommen; sie hatte es einmal über sich gewonnen, um die Erlaubniß der Rückkehr nachzusuchen, ihre Bitte war aber vom versammelten Conseil erwogen und abgelehnt worden. Indem der Fürst, dem sie das Leben gegeben, neue Provinzen eroberte, war sie in einem Privathaus gestorben. Es war das Haus in Köln, wo der Maler Rubens geboren sein soll, der einst in glücklichen Tagen den ruhmreichen Wechsel ihres Geschickes, wie dort eine Inschrift sagt, „die Epopee ihres Lebens in prächtigen Schildereien" vergegenwärtigt hat. Die Dämonen, deren Besiegung der Meister verherrlicht, hatten sich einer um den andern wider sie und ihr Glück gewendet. Der Mann, den sie am meisten befördert und zu seiner Höhe gehoben hatte, war der gefährlichste ihrer Feinde geworden, dem sie erlag.

Der Herzog von Orleans, in der Verschwörung von Cinqmars auf's neue betheiligt, war nach Savoyen gegangen. Um zurückkehren zu dürfen, willigte er ein, fortan lediglich als Privatmann ohne administratives oder militärisches Amt leben zu wollen, ganz wie es dem König gefalle; ohne andere Umgebung, als wie dieser sie genehm halte.

Richelieu traf Anordnungen im Haushalt des Königs selbst, welche diesem mißfielen, denen er aber nicht wagte, sich zu widersetzen.

Das war nun einmal der Charakter seines Lebens. Jeder seiner Schritte trug die Spuren von rücksichtsloser Gewaltsamkeit, das Glück war ihm günstig, wie kaum je einem der Sterblichen. Oder war vielmehr alles der Erfolg vordringender Kenntniß, richtiger und unfehlbarer Berechnung? Seine Bewunderer versichern, er habe das Glück selbst dem Schicksal abgezwungen.

Indem Richelieu aber einen so großen Theil der Welt mit dem Winke seines Willens regierte, war er an allen seinen Gliedmaßen gelähmt, von der schmerzhaftesten, gefährlichsten Krankheit heimgesucht; er konnte seine Hand nicht mehr zur Unterschrift anstrengen: er hätte keinen Wagen mehr besteigen dürfen. Um ihn von Ort zu Ort zu bringen, hatte man ihm eine Sänfte eingerichtet, mit einem Bett, einem Tisch und einem Stuhl, für den, mit dem er sich etwa unterhalten wollte. Darin trugen ihn seine Leibgarden, die sich das nicht nehmen lassen wollten, immer achtzehn und achtzehn, und immer mit entblößtem Haupte, mit einander abwechselnd, von Narbonne nach Paris. Hie und da wurden die Mauern der Städte aufgerissen und ihre Graben mit Brücken bedeckt, um ihm einen minder unbequemen Weg zu bereiten.

Noch dachte er jedoch nicht am Ziele zu sein, weder persönlich noch in Bezug auf die Angelegenheiten der Welt oder Frankreichs, noch lenkte er das Ruder des Schiffes mit weithinausspähendem Blicke, und in gewohnter Sicherheit, als er doch

1642 einem weitern Anfall seiner Krankheit erlag. Er hat sterbend erklärt, er habe nie einen Feind gehabt, der nicht der Feind des Staates gewesen sei. Die Identificirung seiner persönlichen Interessen mit denen des Staats, die seine Stärke im Leben ausgemacht, begleitete ihn in den Tod.

„Da ist," sagte Ludwig XIII. bei der Nachricht von seinem Tode, „ein großer Politiker gestorben;" persönliches Bedauern hörte man ihn nicht aussprechen. In dem Worte liegt die Erklärung oder Entschuldigung seiner ganzen Haltung im Leben.

Was denn nun auch Mitwelt und Nachwelt über Richelieu geurtheilt haben, zwischen Bewunderung und Haß, Schreck und Verehrung getheilt, — es war ein Mann, der das Gepräge seines Geistes dem Jahrhundert auf die Stirn drückte. Der bourbonischen Monarchie hat er ihre Weltstellung gegeben. Die Epoche von Spanien war vorüber, die Epoche von Frankreich war heraufgeführt.

Ullmann.

Deutsche Theologie.

(1842.)

Was die bisherige deutsche Mystik phantasievoll und poetisch ausgebildet, und dem Volke in kindlicher, gemüthvoller Rede nahe gelegt hatte, das faßte in einem schon weiter vorgeschrittenen Zeitalter der unbekannte, aber tiefsinnige Verfasser des Schriftchens, welches den Titel „deutsche Theologie" führt, mehr speculativ zusammen, um daraus der Scholastik gegenüber noch bestimmter eine eigene allgemein faßliche, aber biblisch und innerlich wohlbegründete Gotteslehre zu bilden.

Die deutsche Theologie geht aus von dem philosophisch wichtigen, durchgreifenden Unterschiede zwischen dem Vollkommenen und Getheilten. Das Vollkommene ist ein Wesen, das in sich Alles begriffen und beschlossen hat, ohne das und außerhalb dem kein wahres Wesen ist, das, selbst unwandelbar und unbeweglich, alle andern Dinge verwandelt und bewegt. Das Getheilte oder Unvollkommene ist das, was aus diesem Vollkommenen den Ursprung hat oder wird, was wie ein Glanz von der Sonne ausfließet, mit einem Worte die Creatur. Beides ist wesentlich unterschieden: das Getheilte ist begreiflich und aussprechlich, das Vollkommene unbegreiflich und unaussprechlich. Da nun aber der Apostel sagt: wenn das Vollkommene kommt, so verschmähet man das Unvollkommene, und das Vollkommene, welches nicht eines der wahrnehmbaren getheilten Dinge ist, nur kommen kann, insofern es in der

Seele erkannt und empfunden wird, so frägt sich: wie kann dasselbe erkannt werden, da es unbegreiflich ist? Hierauf antwortet der Verfasser, es ist unbegreiflich für die Creatur als Creatur; die Creatur nach ihrer Geschaffenheit, Ichheit und Selbstheit vermag es nicht zu erkennen. Daraus folgt aber, daß die Creatur, um zur Erkenntniß des Vollkommenen zu gelangen, ihre Creatürlichkeit, Geschaffenheit, Ichheit, Selbstheit ablegen, vernichten muß. Thut sie dieß, so gelangt sie zu dem Vollkommenen, ja sie ist schon in demselben, denn, obwohl außerhalb dem Vollkommenen, hat sie doch, weil von ihm ausgeflossen, ihr wahres Wesen nur in ihm, für sich selbst aber ist sie nur wie ein Zufall oder Schein, der sein eigentliches Wesen bloß in dem Lichte hat, von dem er ausgeht. Erkennet sich die Creatur in dem unwandelbaren Gut und als eins mit ihm, lebt und handelt sie in dieser Erkenntniß, so ist sie selbst gut und vollkommen, kehrt sie sich dagegen von demselben ab, so ist sie böse; alle Sünde besteht darin, daß man sich von dem höchsten Gut, dem Vollkommenen abkehrt und sich seiner selbst annimmt und vermeint, daß man selbst etwas sey, aus sich selbst irgend ein Gut, Wesen, Leben, Erkennen oder Vermögen habe. Dieß that der Teufel und dadurch allein ist er gefallen: dieß Annehmen, daß er auch etwas wäre und etwas sein gehöre, sein Ich und sein Mich und sein Mir und sein Mein, das war sein Abkehren und sein Fall. Auf dieselbe Weise ist auch Adam gefallen. Nicht daß er den Apfel aß, war die Ursache, sondern sein Annehmen, sein Ich, Mein, Mir, Mich. Hätte er sieben Aepfel gegessen und es wäre dieses Annehmen nicht gewesen, er wäre nicht gefallen; durch das Annehmen aber mußte er fallen auch ohne Apfelbiß. So auch jeder Mensch, in dem sich das Nämliche hundertmal wiederholt. Wie soll nun diese Abkehr, der allgemeine Fall gebessert werden? Dadurch, daß der Mensch herausgeht aus der Ichheit, Selbstheit (creatürlichen Isolirung) und eingeht in Gott. Dazu gehören aber zwei, Gott und der Mensch: der Mensch vermag es nicht

ohne Gott, Gott vermochte es nicht ohne den Menschen; darum mußte Gott menschliche Natur annehmen, vermenscht werden, damit der Mensch vergottet würde. Dieses, einmal und auf die vollkommenste Weise geschehen in Christo, soll sich, indem jeder durch Gnade wird, was Christus von Natur war, in jedem Menschen wiederholen, es soll sich auch in mir wiederholen, denn wenn Gott in allen Menschen vermenscht und alle in ihm vergottet würden, es geschähe aber nicht in mir, so wäre mein Fall nicht gebessert. So wird durch Christus wiederhergestellt, was durch Adam verloren gegangen; durch Adam kam die Ichheit und mit ihr der Ungehorsam, alles Böse und Verderbliche, durch Christus, indem sein reines göttliches Leben auf die Menschen übergeht, kommt die Vernichtung der Ichheit, der Gehorsam und die Vereinigung mit Gott, darin aber alles Gute, Friede, Himmel und Seligkeit.

Dieß ist der Grundgedanke der deutschen Theologie.

Die deutsche Theologie unterscheidet, wie andre Mystiker, Gott und Gottheit, und wieder Gott an und für sich und Gott in der Menschwerdung. Die Gottheit ist das göttliche Wesen in seiner abstracten Allgemeinheit; Gott das sich in sich selbst offenbarende und persönlich unterscheidende; Gott als Mensch das nach außen wirkende Göttliche. Gott als Gottheit, heißt es, gehöret nicht zu weder Wille, noch Wissen oder Offenbaren, noch dies oder das, das man denken oder sprechen mag. Aber Gott als Gott gehört zu, daß er sich selber ausspreche, bekenne und liebe, und sich selber in ihm selber offenbare, aber dieß Alles noch in Gott als ein Wesen, nicht als ein Wirken, dieweil es ohne Creatur ist, und in diesem Offenbaren wird der persönliche Unterschied. Aber da Gott als Gott Mensch ist und lebt in einem vergotteten Menschen, gehört ihm etwas zu, das sein eigen und in ihm selber ohne Creatur ursprünglich und wesentlich ist, und Gott will dasselbe geübt haben; denn es ist darum, daß es gewirket und geübt werde; was sollte es auch anders? Wäre es müssig,

so wäre es zu nichts nütze, und man könnte ohne Werk und Wirklichkeit nicht sagen, was Gott wäre.

Die beiden Hauptbestimmungen, welche die deutsche Theologie aus dem Begriff des Vollkommenen ableitet und von Gott aufstellt, sind, daß er das allumfassende Wesen und daß er das höchste Gut sey, und beide fallen wieder in eins zusammen, denn alles wahrhaft Seyende ist als solches gut, und alles Gute ist wesentlich und wahrhaft seyend. Das Vollkommene ist nicht dies oder das, hie oder da, heute oder morgen, sondern es ist allwegen und allzeit, über alle Ende und Stätte, überhaupt über Alles und selbst Alles und Alle. Wäre Gott etwas, dies oder das, so wäre er nicht All und über Alle, als er ist, und so wäre er nicht die wahre Vollkommenheit. Was ist und nicht Eins ist, das ist nicht Gott, und was ist und nicht Alles ist und über Alles, das ist auch nicht Gott; so müssen wir also in Wahrheit sagen: Alles ist Eins und Eins ist Alles in Gott. Eben so müssen wir auch in Gott, als dem Vollkommenen, das höchste, ewige Gut erkennen. Was ist, sagt die deutsche Theologie, das Gottes ist und ihm zugehört? Es ist Alles, das man von Recht und mit Wahrheit gut heißt und nennen mag. Sieh, wenn man sich also in den Creaturen zum Besten hält, das man erkennen mag und dabei bleibt und nicht hinter sich gehet, so kommt man zu einem Besseren und aber zu einem noch Besseren, also lang, daß der Mensch erkennt und schmeckt, daß das ewige, Eine Vollkommene ohne Maaß und ohne Zahl über alles geschaffene Gut ist.

Aus diesen Grundbegriffen folgt alles Uebrige.

Das ganze Büchlein enthält nichts unmittelbar Reformatorisches und doch übte es einen so ungeheuren Einfluß auf den Augustiner zu Wittenberg, daß er in der — um 1516 geschriebenen — Vorrede dazu sagt: „Dieß edle Büchlein, so arm und ungeschickt es ist in Worten und menschlicher Weisheit, also und vielmehr reicher und köstlicher ist es in Kunst und göttlicher Weisheit. Und daß ich nach

meinem alten Narren rühme, ist mir nächst der Bibel und St. Augustin nicht vorgekommen ein Buch, daraus ich mehr erlernet habe und will, was Gott, Christus, Mensch und alle Dinge seyen, und befinde nun allererst, daß es wahr sey, was etliche Hochgelehrte von uns Wittenbergischen Theologen schimpflich reden, als wollten wir neue Dinge vornehmen, gleich als wären nicht vorhin und anderswo auch Leute gewesen.“ Fragen wir aber, was diesen Eindruck auf Luther hervorbrachte, so antwortet er uns theils selbst, theils ergibt sich die Antwort aus der Natur der Sache. Es war zunächst schon das Aeußerliche, die deutsche Sprache, die Luther'n anzog; zwar warnet er Jeden, daß er sich nicht ärgere an „dem schlechten Deutsch oder ungefränzten, ungekränzten Worten,“ aber zugleich spricht er mit dem Siegesbewußtseyn innerer Freude: „Ich danke Gott, daß ich in deutscher Zunge meinen Gott also höre und finde, als ich und sie [die Hochgelehrten] mit mir bisher nicht funden haben, weder in lateinischer, griechischer noch ebräischer Zungen,“ und hofft sicherlich, man werde nun finden, „daß die deutschen Theologen die besten Theologen seyen.“ In der deutschen Rede lag auch — und bei wenigen Schriften tritt dieß liebenswürdiger zu Tage, als bei der deutschen Theologie — das einfache und kindliche, aber tiefe und volle deutsche Gemüth: auch dieß mußte Luther's dafür so empfänglichen Sinn unmittelbar und fast unbewußt ergreifen. Am meisten aber that es ohne Zweifel der Inhalt und die ganze Richtung des Büchleins.

In der That sind auch, wiewohl ohne das Bewußtsein und den Ausdruck der Opposition, in der deutschen Theologie die wesentlichsten Bestandtheile der reformatorischen Denkweise enthalten, woher es denn auch zu erklären, daß das Buch seit 1621 in den römischen Index verbotener Bücher aufgenommen ist, während es von Seiten protestantischer, namentlich lutherischer Theologen immer großer Anerkennung genossen hat.

Zwar könnte man hiegegen die pantheistische und idealistische Tendenz der deutschen Theologie geltend machen.

Allein hier müssen wir uns hüten, zu sehr mit modernen Augen zu sehen. Es ist wahr, die deutsche Theologie hat pantheistische Elemente, aber ihr Pantheismus ist nicht ein Pantheismus der Speculation, sondern der innigsten, tiefsten Frömmigkeit, die sich Gott nur recht lebendig nahe bringen will, Geist zu Geist, Herz zu Herzen, aber dabei doch die Persönlichkeit Gottes im vollen Sinn anerkennt, den Unterschied zwischen Gott und Creatur aufs schärfste festhält und sich in kindlichster Demuth Gott unterwirft. Es ist nicht minder wahr: die deutsche Theologie hat etwas Idealistisches, das Geschichtliche wird ihr oft zur Allegorie, das objectiv Gemeinte zum rein Innerlichen, die Personen zu Symbolen, wie namentlich Adam und Christus zu Symbolen des Abfalls und der Gotteseinigung: aber damit ist es nicht so gemeint, als ob die historische und objective Bedeutung dieser Dinge geläugnet und bestritten werden sollte, es soll nur, unbeschadet derselben, zugleich ihre innere, allgemeine, ewige Wahrheit und vor Allem ihre, für die ganze Menschheit typische, sittliche Bedeutung hervorgehoben werden. Das Letztere ist eine Hauptsache. Die ganze Richtung der deutschen Theologie ist vorwaltend sittlich. Die Menschwerdung und Erlösung, das Sichaufgeben und Sichvergotten sind für den deutschen Theologen nicht, wie für Eckart, vorherrschend speculative, sondern durch und durch sittliche Ideen; er faßt das Christenthum, ohne seinen idealen und dogmatischen Gehalt abschwächen zu wollen, ganz nach seinem ethisch-teleologischen Character, als sittlich-schöpferischen Glauben, als Heiligungsanstalt. In diesem Sinne verstand und liebte ihn ohne Zweifel auch Luther und in diesem Sinne ist er ganz reformatorisch.

Immermann.

Der Hofschulze mit seinem Gesinde.

(1838.)

Als der Jäger zur Thüre eintrat, sah er in einem geräumigen, hohen Flure, welcher den ganzen mittleren Theil des Hauses einnahm, den Hofschulzen mit Tochter, Knechten und Mägden bei dem Mittagessen sitzen. Er bot mit seiner sonoren wohlklingenden Stimme freundlichen Gruß; der Hofschulze sah ihn achtsam, die Tochter verwundert an, was die Knechte und Mägde betrifft, sahen ihn diese gar nicht an, sondern aßen, ohne seiner zu achten, weiter. Der Jäger trat zu dem Hofwirthe und erkundigte sich nach der Entfernung der nächsten Stadt und dem Wege dahin. Anfangs verstand der Schulze diese ihm fremdklingende Sprache nicht, die Tochter aber, welche kein Auge von dem schönen Jäger verwandte, half ihm den Sinn entdecken, und er gab darauf richtigen Bescheid. Diesen verstand wieder der Jäger seinerseits erst nach dreimaligem Fragen, brachte aber endlich doch heraus, daß die Stadt auf dem schwer zu findenden Fußwege unter zwei starken Stunden nicht zu erreichen sei.

Die Mittagshitze, der Anblick des vor ihm stehenden reinlichen Mahls und sein eigener Hunger riefen dem Jäger die Frage auf: Ob er nicht hier für Geld und gute Worte Essen und Trinken und bis zur Abendkühle Obdach erhalten könne? — Für Geld nicht, versetzte der Hofschulze, für ein gutes Wort aber Mittagsessen und Abendbrod dazu und Rast, so lange es dem Herrn beliebt; ließ einen spiegelblanken zinnernen Teller,

Messer, Gabel und Löffel, eben so blank wie der Teller, aufsetzen und nöthigte den Gast zum Sitzen. Dieser sprach dem kräftigen gekochten Schinken, den großen Bohnen, den Eiern und Würsten, woraus die Mahlzeit bestand, mit allem Appetite der Jugend zu, und fand, daß die weit und breit als böotisch verschriene Landeskost gar so übel nicht sei.

Geredet wurde von den Wirthen wenig, denn der Bauer spricht während des Essens nicht gern, doch erfuhr der Jäger von dem Hofschulzen auf Befragen, daß hier herum in der ganzen Gegend kein Mensch Namens Schrimbs oder Peppel bekannt geworden sei. Die Knechte und Mägde, welche gesondert von den Herrenplätzen am andern Ende der langen Tafel saßen, waren ganz stumm und blickten nur auf die Schüssel, aus welcher sie mit ihren Löffeln die Speise zum Munde führten.

Nachdem sie aber abgegessen und sich die Mäuler gewischt hatten, trat eines nach dem Andern vor den Herrn und sagte: Baas,* meinen Spruch. — Der Hofschulze theilte hierauf Jedem eine sprichwörtliche Redensart oder eine Bibelstelle mit. So sagte er zum ersten Knechte, einem rothhaarigen Kerl: Jach sein zum Hader, zündet Feuer an, und jach sein zu zanken, vergießt Blut; zum zweiten, einem dicken, langsamen Menschen: Gehe hin zur Ameise, du Fauler, sieh ihre Weise an und lerne; zum dritten, einem kleinen, schwarzäugichten verwogen blickenden Gesellen: Besser ein Sperling in der Hand, als ein Reiher auf dem Dache. — Die erste Magd empfing den Spruch: Hast du Vieh, so warte sein, und trägt dir's Nutzen, so behalte es; und zur zweiten sagte er: Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt endlich an die Sonnen.

Nachdem Jeder auf solche Weise bedacht worden war, gingen Alle zu ihren Arbeiten, der Eine gleichgültig, der Andere betroffen aussehend. Die zweite Magd war von ihrem Spruche blutroth geworden. Der Jäger, welcher allgemach den ortüblichen

* Ausdruck für Brodherr.

Dialect verstehen lernte, hatte diesem Unterrichte mit Erstaunen zugehört und fragte nach dessen Beendigung, was er bezwecke?

Daß sie darüber nachdenken, sagte der Hofschulze. Wenn sie heute Abend hier wieder zusammenkommen, so sagen sie mir, was sie bei den Sprüchen gedacht haben. Die meiste Arbeit auf dem Lande ist der Art, daß die Leute nebenbei noch allerhand Gedanken haben können, und da fallen ihnen denn alle die schlechten Sachen ein, die hernachmals in Liederlichkeit, Lug und Betrug ausbrechen. Beim Pferdefüttern denken sie, wie sie Hafer auf die Seite bringen können, und wenn die Magd die Kuh melkt, so steht ihr immer der Liebste vor Augen. Kriegt aber der Mensch so einen Spruch auf zu rathen, so ruht er nicht ehender, als bis er die Moral davon heraus hat, und derweile ist die Zeit vergangen, ohne daß ihm Etwas Uebles in den Sinn kam.

Ihr seid ja ein wahrer Weltweiser und Priester! rief der Jäger, dessen Verwunderung hier mit jedem Augenblicke zunahm.

Es läßt sich viel mit dem Menschen ausrichten; wenn man ihm die Moral beibringt, sagte der Hofschulze bedächtig. Die Moral steckt aber in kurzen Sprüchen besser, als in langen Reden und Predigten. Meine Leute halten sich viel länger, seitdem ich auf die Moral verfallen bin. Freilich das ganze Jahr hindurch geht es mit Sprüchen nicht; während der Bestellzeit und in der Ernte hört alles Nachdenken auf. Dann aber thut es auch nicht noth, denn sie haben zu Schlechtigkeiten keine Zeit.

Ihr macht also förmliche Abschnitte in eurem Unterrichte? fragte der Jäger.

Bei Winterszeit gehen die Sprüche gemeiniglich nach dem Dreschen an und dauern bis zum Säen; versetzte der Hofschulze. Im Sommer aber werden sie von Walpurgis bis gegen die Hundstage zugetheilt. Das sind die Zeiten, wo es bei dem Bauer am wenigsten zu verrichten gibt.

Der Jäger erkundigte sich, was für eine Bewandtniß es

mit dem Rothwerden des einen Mädchens gehabt habe, und erhielt darauf folgende Antwort: Die hat etwas auf dem Gewissen, und in solchen Fällen ist es meine Manier, einen Spruch anzubringen, woraus das räudige Schaf sieht, daß ich um den Fehler weiß. Wir wollen abwarten, ob er bis heute Abend gewirkt haben wird.

Er ließ den jungen Mann allein und dieser sah sich in Haus, Hof, Baumgarten und Wiesen um. Mehrere Stunden brachte er in dieser Beschauung zu, da jedes Einzelne ihn anzog. Die ländliche Stille, das Wiesengrün, die Wohlhabenheit, die aus dem ganzen Hofe ihm entgegenstrotzte, machte den angenehmsten Eindruck auf ihn und regte in ihm den Wunsch an, lieber in so weiter Naturfreiheit, als in den engen Gassen einer kleinen Stadt die acht oder vierzehn Tage zuzubringen, welche bis zum Empfange der Nachrichten vom alten Jochem verstreichen konnten. Da er sein Herz auf der Zunge trug, so ging er auf der Stelle zu dem Hofschulzen, der im Eichenkampe ein Paar Bäume zum Fällen anschlug, und sprach sein Begehr aus. Er erbot sich dagegen zu Allem, worin er seinem Wirthe nützlich werden könne.

Die Schönheit ist eine gar gute Mitgift. Sie ist ein guter Schlüssel, der wie jener kleine goldne, sieben Schlösser, von denen keins dem Andern ähnlich sah, zauberisch öffnet. Ein Paß ist sie, auf den der Träger, ohne daß in den Nachtquartieren Visa's genommen zu werden brauchen, frei durch alle Welt geht; in Romanen und Novellen spannt sich die Schönheit über alle Klüfte und Abgründe der Unwahrscheinlichkeit hinweg, wie die siebenfarbige Brücke der Iris.

Wäre der Jäger nicht so schön gewesen, was für weitläufige Motive hätte ich erfinnen müssen, um den Hofschulzen zur Gewährung des Quartiers an ihn willig zu machen. So jedoch brauche ich nur zu sagen, daß der Alte die schlanke und doch kräftige Gestalt, das ehrliche und dabei vornehmprächtige Antlitz des Jünglings eine Zeit lang betrachtete, erst zwar nachhaltig

den Kopf schüttelte, dann aber freundlich werdend nickte und zuletzt ihm seine Bitte erfüllte.

Er wies dem Jäger ein Eckstübchen im oberen Stocke des Hauses an, von wo man nach der einen Seite über den Eschenkamp nach den Hügeln und Bergen, nach der andern über weite Wiesenflächen und Kornfelder sah. —

Als er Abends in den Flur hinunter zum Essen gerufen wurde, fand er die Knechte und Mägde, die ihr Abendbrod schon früher genossen hatten, im vollen Erzählen um den Hofschulzen.

Dieser hatte auch bereits seinen Salat verzehrt, hörte zu, und bestätigte oder bestritt, was seine Moralschüler vorbrachten. Der rothhaarige Knecht, welcher die Warnung vor dem Zanken erhalten hatte, sagte: Das ist ein rechtes Glück, Baas, daß ihr mir gerade heute die Lehre gegeben habt, denn ich begegnete, wie ich die Pferde in die Nachtweide trieb, dem Pitter vom Bandkotten, auf den ich schon längst fuchsfalsch bin, und da habe ich ihm die Nase braun und blau geschlagen.

Dieses ging ja aber schnurstracks gegen die Vermahnung! rief der Hofschulze.

Behüte Gott, versetzte der Rothhaarige. Als zum Beispiel, so führte ich einen Zaunpfahl bei mir, um damit die Pferde einzutreiben, und, wie ich nun den Pitter ansichtig wurde und ihn niedergeschmissen hatte, so dachte ich, du willst dem Hund mit dem Pfahl Eins versetzen, daß er auf Lebenszeit genug hat, weil er nämlich an allen Mädchen herumcaressirt, so daß man gar nicht mehr ankommen kann. Aber da dachte ich auch, daß ich so viel darüber nachgedacht hatte: „Jach sein zum Hader, zündet Feuer an, und jach sein zum Zanken, vergießt Blut,“ und gab ihm blos einen Puff auf die Nase und damit gut, und dann noch einen Tritt ins Kreuz und ließ ihn laufen.

Nun in so fern mag es gut sein, aber künftig kannst du auch das Puffen und Treten unterlassen, wenn du über den Spruch nachgedacht hast, erwiederte der Hofschulze.

Der kleine Schwarzäugige, Verwegene sagte: Meiner Treu, es ist und bleibt wahr, daß ein Sperling in der Hand besser ist, als ein Reiher auf dem Dache. Darum habe ich die Gedanken auf die Gertrud drüben eingestellt, weil sie gar zu hoffährtig ist, und auf Michael einen Verspruch mit dem Wicht* von Hölschers gethan, die ich kriegen konnte.

Magst du sie denn leiden? fragte der Hofschulze.

Ne, erwiederte der Kleine, es wird aber doch schon gehen.

Der dicke Langsame, welcher zur Ameise geschickt worden war, ihre Weise anzusehen, erklärte, dabei nichts gelernt zu haben, denn, sagte er, ich bin auf keine Ameise gestoßen. Dagegen sagte die erste Magd: Euer Spruch, Baas, trifft nicht zu. „Hast du Vieh, so warte sein und trägt dirs Nutzen, so behalte es." Denn ich habe die Kühe zu Abend gehörig gemelkt und abgewartet und Nutzen würden sie mir auch tragen, aber behalten darf ich sie darum doch nicht.

Der Spruch geht auf eigene Wirthschaft, und wann du eine bekommst, so wird er eintreffen, antwortete der Hofschulze. Ja so, sagte das Mädchen. — Aber ihr habt eine eigene Wirthschaft, Baas, und das Vieh trägt Euch Nutzen und Ihr behaltet es, und doch wartet Ihr nicht sein.

Es ist ein Spruch für Frauenzimmer, nicht für Mannsleute, antwortete der Hofschulze etwas barsch. Und nun laß dein Fragen und schließ die Milchkammer zu.

Das Mädchen, welches am Mittage von dem Spruche: „Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt endlich an die Sonnen", roth geworden war, hatte bisher seitwärts und in sich gekehrt gesessen, an ihrer Schürze gezupft und scheu vor sich nieder geblickt.

Als nun die übrigen Knechte und Mägde gegangen waren, schlich sie sich zu ihrem Herrn, zupfte ihn verstohlen am Rock und ging mit ihm vor die Thüre in's Freie. Nach einiger Zeit kam der Hofschulze allein zurück und sagte zu seiner Tochter: Es ist richtig, die Gitta hat mir's gestanden, sie hat sich mit dem

* Provinzialismus für Mädchen.

Matthies vergangen. Sprich du weiter mit ihr und sag ihr, wenn sie sich sonst ordentlich halte, wolle ich sorgen, daß der Matthies an ihr seine Schuldigkeit thue.

Ich hab mirs gleich gedacht, antwortete die Tochter, ohne über die Entdeckung und den ihr ertheilten Auftrag verlegen zu werden.

Nach ihrer Entfernung sprach der Jäger seine Verwunderung über die Gewalt aus, welche er seinen Wirth in diesem Falle hatte üben sehen. Das ist ganz leicht, versetzte der Hofschulze. Ein Jeder weiß, daß er nicht bei mir in Dienst bleibt, wenn ich auf ihn einen Argwohn habe, und er nicht bekennt und zu Kreuz kriecht.

Thut er das aber, so vergebe ich ihm und nehme mich seiner an. Da es mir meine Umstände zulassen, bei allem Lohn einen Thaler mehr zu geben, als meine Nachbarn, so mag keiner vom Oberhof herunter. Kriege ich nun von etwas Wind, so ziele ich darauf mit einem Spruche hin, und gemeiniglich wird dann gebeichtet, weil nämlich der Sünder weiß, daß außerdem ihm der Dienst aufgesagt ist.

Karl Stöber.

Wessen Licht brennt länger?

(1841.)

Mitten im Böhmerwald steht der hohe Arber, ein Markstein zwischen dem deutschen Reiche und dem Lande der Böhmen. In seinen Klüften und auf seinen Urwäldern rasten die Wolken, die aus den südwestlichen Ebenen kommen, und speisen zum Dank dafür seine Brunnen, und die klaren Quellen sammeln sich am Fuß des Berges in einem kleinen See.

An dem See stund vor vielen, vielen Jahren eine Fischerhütte aus Holz und Stroh, und einen Steinwurf davon auf dem Hügel ein Schloß aus Granitquadern und mit einem kupfernen Dach, das Waldhaus genannt. In der Hütte wohnte ein Fischer mit seinem Knaben, und in das Schloß kam alle Jahre im Herbst oder Winter, je nachdem es den Hirschen galt oder den Säuen, der Herr von Haldenstein auf die Jagd, nicht allein, sondern immer mit einem wilden Haufen von Jägern und Hunden, Junkern und Edelfrauen, die den Jagdspieß geschickter führten, als die Nadel, und die Reitpeitsche lieber, als die Spindel.

Dann war eine böse Haushaltung in dem Schloß. Der Kellermeister fluchte zwischen den Fäßern, der Koch in der Küche, der Wildmeister unter den Rüden, der Freiherr am Spieltisch, wenn kein Jagdwetter war, und seine Frau unter den Kammermägden. Auf dem Dache knarrten die Windfahnen, auf den Stiegen sangen die Katzen, in den Gängen dröhnte der Zugwind, die Hunde heulten im Hofe, und die Thüren wurden

fort und fort zugeschlagen, daß es lautete, wie ein Heckenfeuer vor der Schlacht. Auf der hohen Rüster neben dem Schloß hatten zwei Elstern ihr Haushalten. Der Freiherr und seine Gesellen zechten bis Mitternacht, die Leibjäger, wenn sie ihre Herren zu Bette geführt hatten, noch ein paar Stunden länger. Waren sie dann endlich, wenn der Tag graute, zur Ruh gegangen, so schliefen sie, bis das Waldhorn sie wieder weckte. Ein Sonntag aber stund in dem Kalender des Freiherrn nicht; das Waidhaus hatte auch keine Capelle, wie andere christliche Schlösser, keinen Altar und kein Mesbuch, und der Caplan, den der Herr von Haldenstein jedesmal in seinem großen Gefolge hatte, hielt da seine Ferien und nahm Theil an dem wilden Vergnügen.

In der Hütte am See war es anders. Wann im Winter das Feuer auf dem Heerde und im Sommer das Feuer an dem Abendhimmel erloschen war, hörte man unter dem Strohdache nichts mehr, als ein Abendlied, ein Gebet und dann das leichte, ruhige Athmen des Fischers und seines Sohnes im Schlafe. Zum Morgenlied mäckerten die Geißen hinten im Stall um ihr Futter, und den ganzen Tag über wurden der Alte und sein Knabe nicht lauter, als die Wellen im See, welche an die Seiten des Nachens schlugen, weil sie nichts besseres zu thun hatten.

Auf das Schloß ging der Fischer nicht gerne. Denn er war einer von den Böhmischen Brüdern, ein frommer gottesfürchtiger Mann, und die Flüche und Narrentheidinge, welche er im Waidhause hören mußte, waren ihm von ganzer Seele zuwider. Es däuchte ihn zuweilen, als höre er durch den abscheulichen Lärm hindurch die Töne der Hölle, die sich ihrer Opfer freute und sie jubelnd dahin führte. Seinen Knaben, der ihm immer die Fische im Lägel den Schloßberg hinauf tragen half, nahm er nie in das Waidhaus mit hinein, sondern ließ ihn draußen am Hofthore warten, bis er die Karpfen und Forellen dem Koche vorgewogen und dafür das Seine empfangen hatte. „Mein Kopf und mein Herz,“ dachte der fromme Mann,

„tanzen nicht mehr nach dieser Musik; aber der Fuß meines Toni stehet noch nicht so fest.“

Aber einmal — es war am heiligen Christabend — rief die gnädige Frau den Jungen, der, mit den Händen unter dem Hosenträger, am Hofthore lehnte und pfiff, zu sich in ihr Zimmer, legte ein schweres böhmisches Goldstück in seine Hand, und sprach zu ihm: „Toni, geh eilends hinunter nach Zwiesel zum Italiener und kaufe sechs Pfund Wachskerzen; denn es ist heute bei uns Banket und Tanz, und den Küchenjungen hat der Sultan gebißen.“

Und der Knabe beurlaubte sich bei seinem Vater und lief hinab in den Flecken. Es hatte in diesem Jahre noch nicht geschneit. Die Meisen trieben in den Erlen- und Weidenbüschen ihre lustigen Gaukeleien, und die Felsen sonnten sich an der Sommerseite des Thals. Auch bei dem Krämer in Zwiesel war heiteres Wetter. Er gab mit großer Freundlichkeit dem Knaben zu den langen weißen Kerzen noch drei kleinere, bunte darein, und sagte: „Toni, die zündest du heute Abend dem Christkindlein an, und diesen Pfefferkuchen im Fließpapier teilst du mit deinem Vater. Wenn die Herschaft im Waldhaus fort ist, soll er seine Fische wieder mir bringen und dem geistlichen Herrn auf die Fasttage.“

Den Knaben freute die Weihnachtsgabe, und ob es gleich heimwärts bergauf ging, so brauchte er doch zum Rückweg eine halbe Stunde weniger, als zum Hinweg. Auf Geheiß der Schloßfrau bekam er als wolverdienten Botenlohn einen Mariengroschen und ein Krüglein Meth. Die brachte er seinem Vater.

Der hätte nun gern die Kerzen des Toni aufgehoben und nach und nach angezündet; aber der Knabe meinte, man dürfe dem Jesuskinde schon etwas zu Ehren thun, machte Gestelle aus weichem Ton, steckte die bunten Kerzen hinein, und zündete sie, als sich der Tag geneigt hatte, alle drei mit einander an, daß die Fischerstube noch nie so erleuchtet gewesen war, so lange sie stund. Mit seinen Fingern, die am Ruder hart geworden waren,

putzte er sie, und sein Vater las dabei die ersten zwei Kapitel des Evangelisten Lucas. Darnach genoßen sie mit Danksagung den Meth und den Pfefferkuchen.

Draußen vor der Hütte auf der Bank, wo der Fischer seine Netze auszubeßern oder auch zu stricken pflegte, saß der Engel des Herrn im Mondschein. Die Nacht war wol ziemlich kalt; aber die Engel haben eine andere Natur denn wir, und es friert sie auch in den Eisbergen nicht, zwischen denen das Nordlicht hervorstrahlt. Es war ihm aber befohlen worden, den Fischer und sein Haus zu behüten. Was er bewachen sollte, wußte er wol nicht. Denn wenn in der Hütte auch Einiges war, was Rost und Motten verzehren können, so lag doch in ihr kein Ding, dem die Diebe nachgraben. Auch drohte kein Sturm. Denn der Himmel war Ein Stern, und der See darunter ein glatter Spiegel, in welchem die weißen und die gelben Lichter am Firmament und im Schloß widerstrahlten. An Feuersgefahr war auch nicht zu denken, denn auf dem Herd in der Hütte lag nur noch ein Kohlenhaufe, der unter seiner leichten Aschendecke ruhig fortglimmte. Aber die heiligen Engel sind gehorsamer und nicht vorwitzig, wie die Menschenkinder. Und der auf der Bank des Fischers sprach in seinem Herzen: „Weiß ich auch nicht, was ich hier schaffen oder hüten soll, so weiß es doch der Herr Herr, der mich hieher gesandt hat.“

Dieweil wurde es dem Baalzebub, dem obersten der bösen Engel, draußen im Reiche immer schwüler und enger. Nahte er sich einer Kirche, so spielte die Orgel, und die Leute darin sangen dazu: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und an den Menschen ein Wohlgefallen!“ Schaute er durch das schwitzende Fenster in eine helle Stube hinein, so sah er nichts als Krippelein und goldene Engel, und unschuldige Kindlein, welche vor Freude darüber in die Hände schlugen und zu gleichen Füßen einen Sprung nach dem andern machten. Steckte er seinen Kopf in eine Wirthsstube, so wars darin so öd und wüste, daß Käuzlein und Uhu hätten einkehren mögen. Darüber ward

er nach und nach so unwirsch, daß er sich auf den Rücken des Nachtwindes setzte und von demselben das Thal hinauf tragen ließ, um in den unterirdischen Klüften des Arber seinen Ingrimm zu verbergen. Nicht weit von der Fischerhütte stieg er ab und hinkte weiter. Als er aber um einen Felsen bog und das hell erleuchtete Waldhaus erblickte, da änderte er seinen melancholischen Vorsatz, und sprach bei sich: „Hier will ich bleiben, so wahr sie mich Belial heißen. Alle Lichter, welche da droben angezündet sind, vom ersten bis zum letzten, brennen für mich."

Wiederum trotzig geworden, wollte er auch an dem Engel vor der Fischerhütte nicht geradezu vorüber gehen, sondern sagte zu ihm: „Freund, welche Lichter werden heute länger brennen, die deinen oder die meinen?"

Der Engel des Herrn erwiederte sanft: „der Ewige weiß es," und setzte nach diesem seine Hut wieder fort.

Im Waldhaus mischte sich Belial ungesehen unter seine Leute, wie der Geist des Glühweins, der neben dem Saal auf dem Schenktische in großmächtigen Nämpfen dampfte und dann den Pulsschlag in den Adern der Gäste beschleunigte, wie der Takt der Musikanten auf dem Orchester. Die Tanzenden wirbelten im Kreise umher, wie Blätter und Federn in der Windsbraut, die einer Gewitterwolke vorausläuft. Die Kerzen schneuzte dabei Satanas selbst mit unsichtbarer Hand. Denn seine Lichter sollten ja dreimal länger brennen, als die Lichter in der Hütte am See; und von der Dienerschaft dachte niemand daran.

Was im Schloß diente, versah sein Amt in der Schenke oder gaffte durch die offenen Saalthüren auf die wirbelnden Frauen und Herren. Nur der Wildmeister war ganz allein unten im Keller, der fast durch das ganze Schloß hinlief, und selbst Satanas dachte nicht an ihn, weil man in so guter und großer Gesellschaft einen einzelnen alten Freund leicht vergißt.

Der alte Schlemmer hätte schon längst wissen mögen, was für Weine in dem kleinen Seitengewölbe liegen, in welches man aus dem Hauptkeller durch ein niedliches Pförtlein gelangen

konnte. Eine beßere Gelegenheit, den geheimnisvollen Inhalt der unterirdischen Zelle zu erforschen, konnte es nicht geben, als an diesem Abend. Er zündete daher die Ampel der Küchenmagd an, nahm den Schlüsselbund des Kellermeisters und stieg in die Tiefe hinab. Die Lampe brannte ihm zu trübe, deswegen füllte er aus einem angezapften Faß einen Becher mit Franzbrantwein, nahm aus dem Korb des Kellermeisters eine Hand voll Werg, zündete es an und warf es auf den Spiritus. Nun erleuchtete eine große blaue Flamme das weite und hohe Gewölbe. Dann öffnete er die Seitenzelle, wälzte eines von den zwanzig Fäßlein, die darinnen auf einander lagen, heraus, bohrte ein Loch in den Boden, steckte eine Hollunderröhre hinein, und legte dann die Tonne auf ein Lager, um ihren Inhalt mit Muße zu kosten. Es war aber kein Wein darin, sondern schwarzes körniges Pulver, das durch die Röhre herausrann, wie Streusand aus einer umgeworfenen Büchse. Denn in dem Gewölbe lag noch von dem dreißigjährigen Kriege her ein Vorrath von grobem Schießpulver, das man nicht in die Jagdflinten brauchen konnte.

Staunend klotzte der Wildmeister das rinnende Pulver an. Aber nicht lange. Von der offenen Kellerthüre herab kam ein Zugwind und führte von dem brennenden Werg ein Fünklein in das auf dem Boden liegende Pulver.

In diesem Augenblicke sah der Engel vor der Hütte am See, wie sich das kupferne Dach auf dem Schloß von einander that und einer Rauchsäule Platz machte. Ein dumpfer schwerer Knall folgte darauf. Und nun wußte der himmlische Bote, warum er zum Dienst um der frommen Leute willen ausgesandt worden war. Denn er hatte vollauf zu thun, um die schweren fliegenden Trümmer des Schlosses von der Hütte abzuwehren, und so das Leben ihrer Bewohner zu erhalten. Ja, hätte er nicht seine Fittiche ausgebreitet, wie eine Henne über ihre Küchlein, so würde der gewaltige Luftstoß das Hüttlein ergriffen und in den See geworfen haben. Auf den Knall eilten auch der Fischer und sein Sohn bestürzt hinaus vor die Thüre und sahen

noch die thurmhohe Rauchgarbe, die sich allmählich senkte und über den See hinlegte. Von dem Schloße stunden noch die vier Mauern, und durch die offenen Fenster und Thüren schien der Mond. Drinnen und rings umher glimmte kein Fünklein mehr, und Alles war todtenstill. Nur der See war noch von den hineingeworfenen Trümmern bewegt. Erschüttert kehrten die Leute unter ihr Strohdach zurück, dankten dem Herrn für ihre gnadenvolle und wunderbare Erhaltung und löschten ihre Lichter aus.

Einige Monate darauf, als das Waßerhuhn im Schilfrohr am See brütete, kamen Verwandte des Freihern von Haldenstein aus Böhmen und suchten unter den Ruinen des Waldhauses. Aber obgleich noch Alles lag, wie es in der Schreckensnacht gefallen war, — der Fischer hatte gewißenshalber nichts angerührt, — so fanden sie doch nichts von den Kostbarkeiten, die sonst in dem Hause gewesen waren, nicht einmal ein Löffelein, das man in den Kaffee tauchte, geschweige denn mehr. Nach der vergeblichen Mühe erquickten sie sich aus dem wolversehenen Behälter des Fischers mit Forellen und Karpfen. Bei dem Mahle sagte der Aelteste unter ihnen zu dem Knaben, der ihm ein Körblein mit Erdbeeren vorgesetzt hatte: „Toni, was du noch von den Sachen im Schloß finden solltest, mit Schaufel oder Hand oder Netz, das sei dein. Gedenke dafür unserer in deinem Gebet.“

Mit Schaufel und Hand suchte zwar Toni auch, fand aber nie etwas. Erst später nach etlichen und mehreren Jahren, immer wenn das alte Netz am Zerreißen war, und ein neues geschafft werden sollte, fügte es sich, daß er einen Pokal oder eine silberne Schüssel oder des etwas aus der Tiefe des Waßers an das Land zog. In Zwiesel, wo er seinen Vater begraben hatte, kaufte er Hanf dafür. Sein Weib spann ihn, und er verstrickte das zubereitete Garn mitten unter vier Knaben, von denen einer rothwangiger war und munterer als der andere.

Da ward erfüllet das Wort der Schrift (Hiob 27, 13—21): Das ist der Lohn eines gottlosen Menschen bei Gott, und das Erbe der Tyrannen, das sie von dem Allmächtigen nehmen

werden: **Wird er viele Kinder haben, so werden sie des Schwerts sein, und seine Nachkömmlinge werden des Brots nicht satt haben. Seine Uebrigen werden im Tode begraben werden, und** seine Witwen werden nicht weinen. Wenn er Geld zusammen bringet wie Erde, und sammelt Kleider wie Leimen, so wird er es wol bereiten; aber der Gerechte wird es anziehen und der Unschuldige wird das Geld austheilen. Er bauet sein Haus wie eine Spinne und wie ein Hüter einen Schauer machet. Der Reiche, wenn er sich legt, wird er es nicht mittassen, er wird seine Augen aufthun, und da wird nichts sein. Es wird ihn Schrecken überfallen wie Waßer, des Nachts wird ihn das Ungewitter wegnehmen. Der Ostwind wird ihn wegführen, daß er dahin fähret, und Ungestüm wird ihn von seinem Ort treiben.

Joseph von Radowitz.

Denkschrift über die vom deutschen Bunde zu ergreifenden Maßregeln.

Berlin, den 10. November 1847.

Aus der Entstehungsgeschichte des deutschen Bundes ist genugsam bekannt, unter welchen Einflüssen diese neue Gestaltung ins Leben trat. Schon der rieder Vertrag und die sich hieran anschließenden Pakte mit den süddeutschen Staaten hatten eigentlich jeden gesunden und heilsamen Aufbau des neuen Gemeinwesens unmöglich gemacht, das Kaiserthum wiederherzustellen ward unthunlich erachtet, eine andere Form für die organische Gliederung der natürlichen Verhältnisse nicht aufgefunden. Man trieb den Schulbegriff eines rein völkerrechtlichen Vereins auf die Spitze, und ging demgemäß von einer abstracten Selbstständigkeit und Parität aller deutschen Staaten aus; alle Schwierigkeiten eines solchen Bündnisses wurden umgangen statt sie zu lösen. Den eigenen ferneren Verhandlungen sämmtlicher Betheiligten gab man diejenigen Anordnungen anheim, die ihnen als bindende Normen von vorneherein ertheilt werden mußten.

Die erste Periode der Bundesgeschichte, die man bis in die Jahre 1820 bis 23 ausdehnen kann, ist durch das unverhüllte Vorwalten des Particularismus der einzelnen Regierungen bezeichnet. — Mißtrauen, oft sogar nur vorgebliches, gegen die Absichten der beiden großen Bundesglieder, charakterisirt diese Epoche. Der Souveränitätsschwindel, der ganze Bodensatz des Rheinbundes wurde thätig, nachdem er sich eben von Napoleons

Faust, und der Bestürzung über seinen Fall erholt hatte. Daher waren es auch vorzugsweise manche süddeutsche Regierungen, in welchen das Streben sich zu conföderiren, und hierdurch ein Gegengewicht gegen Oestreich und Preußen zu bilden, offen zu Tage trat. — Als Mittel diente die Verdächtigung aller Schritte der Schutzmächte, das Liebäugeln mit den Stichworten der Zeit, und die Anknüpfung von Verbindungen im Auslande. Das Uebermaaß dieser auflösenden Tendenzen führte eine Reaktion herbei, zu welcher die europäischen Congresse und der Ausgang des spanischen und italienischen Krieges mitwirkten. — Die wiener Schlußakte hat neben großen Mängeln doch das Verdienst, daß eine Reihe von Fragen, die man bis dahin beseitigt hatte, eine Art Lösung erhielten.

Kaum waren jedoch die Gefahren des Separatismus einigermaßen zurückgetreten, als auch die Eifersucht Oestreichs gegen Preußen wieder in erhöhtem Maaße hervortrat, und dieser Periode, die bis in das Jahr 1830 reicht, ihren Stempel aufdrückte. Diese Gegenwirkung hob alle Aussicht auf, irgend etwas für Deutschland Dienliches aus dem Bunde hervorgehen zu sehen. Daher das Erwachen der Neigung, dasjenige durch Specialvereinbarungen zu erreichen, wozu sich der Bund als untauglich auswies. Die Entstehung des Zollvereins ist der größte Beleg hiezu; die ganze Bedeutung dieser tiefgehenden Anomalie in dem Bundesleben darf nicht übersehen werden, wenn dessen Vortheile hervorgehoben werden. Es war der erste Riß in das Werk von 1815, die erste Erklärung, daß man an dessen Belebung verzweifle, und bis auf den heutigen Tag sind diese Wirkungen noch zu verspüren.

Das Jahr 1830 und die Julirevolution hätte für die Bundesgemeinschaft überaus wohlthätig werden können. Die nächsten Wirkungen waren, Oestreich wieder Preußen zu nähern, und die kleineren Staaten von der Gefahr ihrer Isolirung zu überzeugen. Es boten sich sofort zwei große Momente für die politische Geschichte des Bundes dar: Braunschweig und Luxemburg.

Was der Bund seinen Gliedern zu sein vermöge, welchen Gewinn er in die Wagschaale gegen die geforderten Opfer lege, was er Europa gegenüber bedeute, Alles dieses stand auf dem Spiele. Beides waren Lebensfragen. Die erste entschied über den innern Schutz, welchen der Bund den Fürsten und Völkern gewähre. In Braunschweig hätte der Aufruhr durch Bundeseinschreitung gehoben werden müssen, gleichzeitig aber auch die ganze Strafe den Fürsten treffen, der durch seine nichtswürdige Regierung allein denselben verschuldet hatte. In Luxemburg mußte Europa erkennen lernen, daß einem deutschen Bundesgliede durch keinerlei diplomatische Verhandlungen auch der geringste Theil seines Gebietes entrissen werden könne, daß die Bundesgrenze unter keinem Vorwande angetastet werden dürfe.

Statt dessen sind die Antworten auf diese Fragen die kläglichsten gewesen; das Urtheil über den Bund war hiedurch gesprochen. Was den aus der Julirevolution hervorgegangenen Bewegungen in den deutschen Staaten gegenüber geschah, war immer nur ein Beharren in dem System bloßer Negation, ein fruchtloser und bedauernswerther Versuch durch Bundesbeschlüsse, Polizei, Censur und Untersuchungscommissionen sich einer Gefahr zu erwehren, die nur durch positive lebenskräftige Thaten beschworen werden konnte. Die Stellung des Bundes zu der hannover'schen Frage ist das letzte Glied in diesem unheilvollen System; der Schaden, den die Incompetenzerklärung in einer solchen, den ganzen Rechtszustand Deutschlands berührenden Sache verursacht hat, ist völlig unberechenbar.

An das Jahr 1840 knüpft sich die Erinnerung an einen Aufschwung des deutschen Volksgefühles, wie er kaum noch als möglich erachtet werden durfte. Oestreich und die kleineren deutschen Staaten konnten sich dieser mächtigen Einwirkung nicht entziehen. Die Stimme Preußens fand augenblickliches Gehör, ein großer Fortschritt auf dem Gebiete der Wehrhaftigkeit gegen den äußeren Feind ist errungen worden. Alles dieses schwebt in frischem Gedächtniß, zugleich aber auch, wie bald auf diesem

Wege eingehalten worden. Sobald die erste Gefahr vorüberging, trat Alles sofort wieder in die bisherige Apathie, in die tiefe Abneigung gegen jede Lebensäußerung des Bundes zurück. In den kleinen Staaten ist hie und da eine Erinnerung wach geblieben; die stets wachsenden inneren Gefahren haben der Betrachtung Eingang eröffnet, daß die eigenen Kräfte zu deren Abwehrung nicht hinreichen, daß die Gesammtheit sich voranstellen und dem Einzelnen den Anstoß und den Nachdruck geben müßte, den er selbst nicht besitzt. Aber diese Regungen bleiben um so mehr ohne Frucht, weil sie immer wieder von der Besorgniß gelähmt werden, daß das Eingreifen des Bundes der einzelnen Machtvollkommenheit Eintrag bringen könne.

Aus allem diesem ist nun der beklagenswerthe Zustand des Bundes erwachsen, der offen vor Jedermanns Augen liegt: was hat der Bund seit den 32 Jahren seines Bestehens, während eines fast beispiellosen Friedens gethan für Deutschlands Kräftigung und Förderung, ist keine Antwort möglich. Der Schaden, der hieraus erwächst, ist unabsehlich. Es mag dabei noch ganz von den materiellen Nachtheilen, so fühlbar sie auch sind, abgesehen werden; schon der moralische Schaden, die Wirkung auf die Gesinnung und Stimmung der Nation ist übergroß. Alles Interesse, alle Lebensregung der Zeit hat sich ausschließlich auf die politischen und kirchlichen Händel geworfen. Die gewaltigste Kraft der Gegenwart, die Nationalität, ist die gefährlichste Waffe in den Händen der Feinde der rechtlichen Ordnung geworden. Diese Thatsache ist es, die in ihrer ganzen unverhüllten Schärfe erkannt werden muß, wenn von irgend einer Einsicht in die Gefahren der Zeit die Rede seyn soll. Durch alle Gemüther zieht die Sehnsucht nach einem, an innerer Gemeinschaft wachsenden Deutschland, das nach Außen mächtig und geehrt, nach Innen erhaben und einträchtig sei; es ist dieses noch immer der populärste und gewaltigste Gedanke, der in unserem Volke lebt. Ja, es ist der einzige, der noch außerhalb und über den Partheien steht, der einzige, dem die Gegensätze des Stammes-

unterschiedes, der kirchlichen Scheidungen und der politischen Doktrinen sich noch unterordnen. Es ist daher auch der einzige, auf welchem noch eine feste Staats- und Lebensordnung zu errichten ist, das einzige Bett, in welches die verheerenden Strömungen der Partheienkämpfe abgeleitet werden können. Jeder andere Versuch mit den bisherigen Mitteln, in den bisherigen Formen wird als ungenügend erfunden werden, zu unersetzlichem Schaden aller Theile!

Ist diese Betrachtung richtig, so ist sie es doppelt für Preußen. Preußen ist durch den Lauf der Begebenheiten in die europäische Pentarchie gelangt, und wird diese ihm zugewiesene Stelle behaupten müssen und wollen. Aber wie wehrhaft und kräftig es auch sei, immer kann nicht verkannt werden, daß es in der Vereinzelung nicht gleiches Gewicht bei den großen Welthändeln in die Wagschaale zu legen vermag, wie die andern vier Staaten. Nur in der festesten innigsten Verbindung mit dem übrigen Deutschland kann es die Ergänzung der Kräfte finden, deren es bedarf. Daß Deutschland mächtig und einträchtig dastehe, dieses ist die Lebensfrage für Preußen, die oberste Bedingung seiner eigenen Existenz. Oestreich befindet sich hierin in einem wesentlich verschiedenen Verhältniß; es ist zu tief in die Welthändel verflochten, zu fremd allen engeren deutschen Interessen, Freuden und Leiden, um sich auf diese Linie zu beschränken. Nur eine Macht, die da steht und fällt mit Deutschland, kann hier eine wahre moralische Autorität ausüben. Dieses fühlt mehr oder minder dunkel Jedermann, und eine solche Autorität wird nicht eher erstehen, bis Preußen nothgedrungen in dem Bewußtsein, daß es nur allein das Beste des Ganzen sucht, die am Boden schleifenden Zügel aufnimmt. Es handelt sich dabei nur darum, den Anstoß zu geben, den Weg zu eröffnen, auf dem Deutschland seine Wiedergeburt erwarten kann; ist dieses neue Leben erst wirklich erwacht, so ist auch Preußens Mission erfüllt und die unentbehrliche Centralautorität im Bunde wird ihre verfassungsmäßige Gestalt durch freie Vereinbarung Aller erhalten.

Was seit Entstehen des Bundes eine der obersten politischen Aufgaben für Preußen gewesen wäre, ist es in noch weit erhöhtem Maßstabe seit der Thronbesteigung Sr. Majestät des Königs. Der König bedarf auf seinen Wegen mehr als je ein anderer Regent, des Vertrauens, der Sympathie, ja der Begeisterung seines Volkes. Gegenwärtig, nachdem der politische und kirchliche Partheienkampf das Feld seiner besten und reinsten Absichten verwüstet hat, giebt es hiezu nur noch ein mögliches Mittel: daß der König sich mit dem besseren Geiste der Nation verbünde, indem er als Vorfechter für ihre theuersten Güter und Wünsche vorantritt. Der König muß Preußen in und durch Deutschland gewinnen, der Gewinn ist dann sogar ein doppelter. — Es ist sehr spät hiezu geworden, unwiederbringliche Jahre sind verflossen, jedes davon hat einen Theil des Segens mit sich hinweggenommen, jedes hat es um so schwieriger, um so unsicherer gemacht, den Rest davon noch zu erringen. Es ist die höchste, vielleicht letzte Zeit, um die Hand anzulegen!

Willibald Alexis.

Der Göthakanal und der Trollhätta.

(1828.)

Was ein eiserner Wille vermag, davon redet mit unvergänglichen, aller Welt verständlichen Schriftzügen der Trollhättakanal.

Diesen und den berühmten Wasserfall zu sehn, war der Nebenzweck unserer frühen Landung in Gothenburg. Die Stadt und ihre Lage möchte zu den schönsten in Europa gehören. Italienische Häuser längs trefflicher Kanäle, ein ruhiger Hafen, umschlossen von hohen Felsmassen, welche mit den bewachenden Schären sich weit ins Meer erstrecken. Er bildet ein geräumiges Bassin für die Schärenflotte. Die Stille in den Straßen trägt noch bei zu ihrem Festcharakter. Zur Zeit der Continentalsperre war Gothenburg ein Handelsplatz erster Größe. Auch noch später blühte es durch seinen Heringsfang; seitdem aber diese Gäste aus den Gewässern dort verschwunden sind, hörte jene Bedeutung und das geräuschvollere Leben auf. Doch zählen Schwedische Patrioten das Ausbleiben des Herings eigentlich als ein Glück für die Gegend, indem die Bewohner nun endlich zu einem rüstigeren Betrieb des vernachlässigten Ackerbaues gezwungen würden.

In dem anmuthigen Thal des Gothaelf führt eine gute Straße bis zum Trollhätta. Frisches Wiesengrün im späten Juli, fruchtbare Erdstriche, sanfte Abdachungen, Gärten, Büsche und Meierhöfe wechseln zwischen den nackten Felshügeln und ihren noch nackteren Kuppen, welche das breite Thal des ruhig dahin strömenden Flusses bilden. Im milden Licht eines Schwedischen Sommerabends dünkte mich die Gegend, die weder malerisch noch romantisch zu nennen, von einem sanft wehmüthigen

Reiz durchdrungen. Mußte nicht der Name des Stromes, freilich fast allen Schwedischen gemein, den Gedanken an die geheimnißvollen Wesen erwecken, die einst in diesem Germanischen Norden die Vermittler zwischen der Natur und ihren noch rohen Kindern waren? Hier aber neckten die Elfen nicht wie in dem fröhlichen England, oder bei den Iren und Schotten. Ihr Wesen war geheimnißvoller, ernster, sinniger. Verschmolzen sie ja auch häufig mit den Fluß- und Meergeistern! Gewiß lebten sie auch längs dem Schlif des Gothaelfs. Die Trümmer der einzigen Burg, die ich in dieser südlichen Region bemerkt, des alten Königlichen Lohus, grüßten ernst von einer Felsenkuppe herab, das Schlif der Elf neigte langsam säuselnd seine Häupter, der breite Fluß dehnte sich oft zu stillen Seen aus. Der Abendnebel quoll hervor und deckte den grünen Grund und stieg auf zu den nackten Felsplatten; die Nacht, von Tagesschimmer durchdrungen, überkam die verspäteten Reisenden, aber das Bild des Thales der Gothaelf ist mir unverlöschbar vor Augen geblieben. Noch dünkt es mich die schönste Gegend in diesen Theilen Schwedens, vielleicht nur, weil es die erst gesehene war; aber der erste Eindruck behält ja sein Recht.

Trollhätta heißt Zauberhöhle. Wer malte sich nun nicht gern eine dunkle, tiefe Schlucht, überhangen mit uralten Eichen und schwarzen Tannen, durch die sich der Strom mit gigantischer Geisteskraft hinabstürzt? Alles Menschliche scheint aus diesen heiligen Kreisen verbannt, gespenstische Scheu ergreift den Beschauer, man wagt kaum zu athmen, der Geist schwebt um uns. Nichts von allem dem. Weder Zauber, noch Poesie, noch Höhle, noch Nacht. Brettermühlen arbeiten unverdrossen an dem kochenden Strudel, und der Granit von der einen Seite schaut hinüber zu den ungeheuren Bergen von Sägespänen auf der andern. Die Sprache des zürnenden Bergstroms wird nicht verstanden. Barfüßige Buben und alte Weiber springen um die Fremden und schleudern Steine und Balken hinein, denn das ist die Bedeutung des Wasserfalls, daß er ein Stück Holz

mit reißender Schnelle in den Abgrund hinabzieht. Dazu haben verzückte Engländer ein ganzes Buch vollgeschrieben, voll gereimter und ungereimter Verse, die sie blanc verses nennen, über Sonnenaufgang und Untergang und Abendroth und Morgenroth. Ich dachte dabei an Shakspeare's Pyramus, als er die Nacht anredet:

O grimmerfüllte Nacht, o Nacht von schwarzer Farb',
O Nacht, die immer ist, sobald der Tag vorbei,
O Nacht, o Nacht, o Nacht, ach, ach, ach — ach —

und meinte, die Engländer hätten dabei auf den Berg von Sägespänen gesehen, die sich allerdings im Abendroth sehr schön ausnehmen müssen.

Der Trollhätta ist ein Modeort geworden, und allerdings verdient dies sein poetischer Name. In alten Zeiten, als der hohe Forst noch zu beiden Seiten sich erhob, mag die feierliche Stille wunderbar gewirkt haben. Majestätisch an sich ist der vielfach gezackte und getheilte Fall nicht. Fast von keinem Punkte hat man einen imposanten Ueberblick des ganzen Sturzes.* Dagegen bleibt das Wasser- und Farbenspiel des ersten Kataraktes eine merkwürdige Erscheinung. Es ist mehr ein kochender Strudel als ein Fall. Hier schießt eine mächtige grüne Welle senkrecht wie eine Felswand hinab, und kaum handbreit getrennt erhebt sich parallel mit ihr zischend eine weiße Schaumwelle, und dem Auge dünkt, es müsse die Reibung Feuer geben. So brausen und wechseln und umarmen sich Schneeschaum und Metallgüsse, bis alles ein großer überkochender Kessel wird und das verwirrte Auge Ruhe sucht vor dem tollen Schauspiel einer ewig dauernden Gährung.

Auch die komische Phantasie ist geschäftig. Der Lachs, der in übermüthiger Laune diese Strudel aufsucht, bildet noch jetzt hier das tägliche Brod der Fremden. Dünkte mich doch in den roth geschieferten Granitfelsen, die aus dem Sturz vorragen, das röthliche Scheibenfleisch des Lachses anzublicken.

* Dies ist nicht mehr so. Der Herausgeber hat im Sommer 1841 die herrliche Scene und Umgebung anders, oder mit andern Augen, gesehen. S.

Von dem Trollhättakanal erwarte man aus meiner skizzirenden Feder keine Beschreibung. Gerathen doch selbst dem Eingeweihten selten Schilderungen der Maschinen. Ein ungeheures Werk, dessen Idee mehr als die bildliche Anschauung Staunen erregt. Und doch stelle man sich unten an den Gotthaelf und schaue den Granitberg hinauf, wie eine kleine Flotte in sieben Etagen durch acht Schleusen hinabgleitet von der mit dem Wenersee parallelen Höhe in das Elfthal und vom Elfthal in das Meer, so verwandelt sich der Gedanke in Poesie. Es ist kein Kanal, gestochen durch einen Granitberg, sondern das Werk einer ungeheuren Berechnung, durch welche der Berg selbst verschwindet und die Höhe mit der Meer-Ebene gleich wird. Der Gedanke lebte Jahrhunderte lang, erst das unsere sah die Vollendung. Die einzelnen Kanäle und Schleusen gewähren eben so wenig als der Katarakt einen großartigen Anblick; sie scheinen klein und eng im Vergleich mit dem Umfange des ganzen Werkes.

Schweden in Bohuslän, nach Norwegens Gränze zu, ist nicht jenes hohe Nordland mit Tannenforsten und jähen Klippen, wie es sich die Phantasie gern vorstellt. Ueberraschend sind für den Fremden diese Felskuppen an Felskuppen, dieses matte Sonnenlicht, wie es die Wiesen dazwischen mit ewigem Abendschein erleuchtet, die hölzernen Balkenhäuser, alle roth angestrichen, dieser beständige Wechsel zwischen Thal und Hügel. Aber bald tritt der Character trauriger Einförmigkeit heraus. „Schweden ist eine häßliche Schweiz,“ sagte ein geistreicher Kritiker, aber wohl zu scharf. „Eine Schweiz,“ sagt ein anderer, „wo man die Gletscher fortgeschnitten und die tiefen Thäler ausgefüllt hat.“ Daran erinnern die runden Felskuppen, welche nie aus dem Auge verschwinden; sie könnten den höhern Gebirgsspitzen der Schweiz entnommen sein. Daran erinnern die grünen Matten, welche sich bald tiefer senken, bald an den Felsen hoch hinauf wagen, auch die einsamen Sennhütten, in einer hölzernen Bauart, wie sie wohl die Natur jedes Hochlandes, das nicht arm an Waldung ist, bedingt. Aber was

auf den ersten Anblick gefiel, wird, wenn es tagelang wiederkehrt, ermüdend.* Scheint es hier doch nicht anders, als Schweden sei ein großer Granitblock, — was auch strengere Mineralogen dagegen einwenden mögen, — nur hier und da mit etwas Erdreich bedeckt; der kahle Stein blickt überall hervor. Seine Formen erheben sich nie zum Majestätischen oder Großen, nicht einmal zum Malerischen; abgerundet, nackt, verwittert blicken die Steine von der Größe des Feldsteins bis zur Höhe des Münsters aus dem Erdreich hervor. Nackend höhnt er hier in weiten Flächen auf den Feldern die Mühe des Pflügers, dort zeigt er dem Reisenden auf der Straße, in welches starre Land er den Fuß gesetzt. Auf der dürren öden Haldefläche der Höhe, die ewig vom Wind durchfegt, nur der Distel und dem Moose Nahrung giebt, scheint seine eigentliche Heimath, und Alles sagt uns, hier herrsche nicht der „erstarrte Riesengeist des Nordens," sondern sein erstarrter Zwerggeist. An dieses Geschlecht der Duergar erinnern überall die grauen kahlen Granitköpfe, die eben so fest als jenes Geschlecht noch mit der Erde zusammenhalten. Ihnen fehlt die Riesenkraft, sich losreißend in zerrissener Klippenform, die nackten Riffe dem Himmel entgegen zu strecken. Die Tanne ist zusammengeschrumpft, die einsame niedrige Birke läßt den Wind mit ihren vereinzelten Zweigen spielen. Hier mußte man an die unheimliche Gegenwart verkümmerter Erdgeister glauben, da selbst jetzt die Cultur noch nicht den Sieg über die herbe Natur davon getragen hat. Fast kein Dorf ist zu sehen, nur vereinzelte Höfe, seltsam für den Fremden aber mit ihrer rothen Farbe, oft hochgethürmt mit ihren Balken und Latten und den schönen Fenstern, wo doch sonst ringsum Dürftigkeit herrscht. Wohl giebt es schöne Büsche, Bäume und kleine Wälder, aber die Aeste strecken nicht frei ihre Zweige in die Luft, sie haben ihre Kronen zusammengebeugt vor dem rauhen Hauch der Meeresluft. Längs der Thäler strecken sich

* Der Verfasser konnte den malerischen Wasserweg noch nicht machen. S.

Felder hin, aber der Hafer herrscht vor den milderen Kornarten. Der Rauch des Swedgen's steigt über Thäler und Berge, aber es scheint, als brenne man mehr nieder, als man wieder aufbaut.

Das lustigste in dieser kalten Gegend ist die Schnelligkeit, mit welcher man über sie dahin fliegt. Das Schwedische Extrapostwesen ist bekanntlich vortrefflich eingerichtet. Sendet man einen Vorboten voraus, so findet man auf jeder Station die verlangten Pferde bereit stehen, und kann bei der Schnelligkeit, mit welcher sie gewohnt sind, über die festen Wege zu traben, ungeheure Strecken, besonders in den langen Tagen, zurücklegen. Selbst die Ungewißheit des Reisens verschwindet mit der Langsamkeit, wenn man bedenkt, daß es ganz gewöhnlich ist, sich Frühstück, Mittag, Nachtquartier und was Schwedische Bequemlichkeit gewährt, durch den Vorboten im voraus zu bestellen. Wenn wir so auf 20 bis 30 Deutsche Meilen unsere Abendküche bis auf die Sauce zum Fisch vorauswissen, scheint doch wirklich selbst der Gedanke des Reisens verschwunden. Es ist kein Institut der Regierung, sondern steht nur unter ihrer strengen Aufsicht. Jeder Bauer ist nach der Reihefolge verpflichtet, zu einem bestimmten billigen Preise die Pferde zu stellen, und das Schwedische Herkommen verpflichtet ihn außerdem mit außerordentlicher Raschheit zu fahren. Es ist eine durch die Natur des ausgedehnten und wenig bevölkerten Landes von selbst bedingte Einrichtung. Jedoch gesorgt ist allein für Pferde. Wer keinen Wagen mitbringt, kann nur traurige Karren erwarten. Zwar erhält man in den Städten wohl Kabriolets mit bequemeren Polstersitzen, doch bald werden daraus bretterne Bänke; dann fallen die Lehnen weg und es bleibt nichts als ein Brett angenagelt auf dem Karren. Endlich in den Norwegischen Gebirgen sieht man auch dieses schwinden und ist zuletzt auf den Karrenboden reducirt, auf dem es alle Kunst kostet, Felleisen und Koffer zu befestigen und demnächst sich selbst, wenn der einspännige Karren über Berg und Thal rollt.

Jeremias Gotthelf.

Verlobung am Brunnen.

(1841.)

„Ich dachte [ſagt Uli zu Vreneli], du hätteſt mich nicht gern, und das machte mich betrübt im Herzen, und ich dachte, wenn nur Weihnacht da wäre, daß ich fort könnte, da wollte ich weit, weit ins Welſchland hinein, daß nie Jemand mehr Etwas von mir höre. Und ſo iſt es mir noch, Vreneli; wenn du mich nicht willſt, ſo will ich vom Pachten Nichts, will fort, fort, ſo weit mich die Füße tragen, und kein Menſch ſoll erfahren, wohin ich gekommen." Er war aufgeſtanden, vor Vreneli getreten, das Waſſer ſtand ihm in den treuherzigen Augen, der Baſe aber rollte es die Backen ab. Da ſah Vreneli zu ihm auf, die Augen wurden ihm feucht, aber um den Mund zuckte noch der Spott und der Trotz, die niedergehaltene Liebe brach auf und begann durch die Augen ihre leuchtenden Strahlen zu werfen, während das jungfräuliche Widerſtreben die Lippen aufwarf als Schanze gegen das Ergeben an die männliche Zudringlichkeit. Und während die Augen Liebe leuchteten, kamen doch hinter den aufgeworfenen Lippen hervor die ſpottenden Worte: „Aber Uli, was ſagt dann Stini, wenn du ſchon wieder eine Andere willſt? Wird ſie dir nicht ſingen:

Er hat ein Herz wie es Tubehus,
Flügt die eini dry, flügt die anderi drus."

„Aber wie magſt du auch mit ihm den Narren treiben? ſagte die Baſe, du ſiehſt ja, wie es ihm Ernſt iſt. Wenn ich er wäre, ich kehrte dir den Rücken und ſagte dir: „Geh zum

Henker!“ „Das kann er ja, sagte Vreneli, und vielleicht ist mir das gerade das Rechte.“ „Nein, das wäre es dir nicht, sagte die Base, ich höre es dir schon an. Und Uli, wenn du nicht dumm bist, so nimmst du es jetzt um den Hals, es schießt dich nicht mehr in die Stube hinaus, glaub es mir.“ Indessen hätte die Base fast Unrecht erhalten. Noch einmal bot das Mädchen seine Kraft auf, und Uli wäre in raschem Umschwunge bald wieder geflogen. Allein des Mädchens Kraft hielt nicht aus. Das Mädchen fiel an Uli's treue Brust und brach in lautes, fast krampfhaftes Weinen aus. Es wurde den beiden Andern, als das Schluchzen nicht aufhören wollte, fast angst dabei; sie begriffen nicht, was das sein solle. Uli tröstete, so gut er konnte, und sagte, es solle doch ja recht nicht so thun, und wenn es ihn lieber nicht wollte, so könne er ja gehen, er wolle ihns nicht plagen. Die Base ärgerte sich zuerst: es sei dumm gethan; zu ihrer Zeit hätten die Mädchen nicht die Schooßhunde verspottet, wenn sie einen Liebsten gefunden. Dann ward ihr aber auch bange, und sie sagte, sie wolle es nicht zwingen; wenn es lieber nicht wolle, so könne es ja ihretwegen machen, was es wolle. Es solle doch nur um Gottes Willen nicht so weinen und schreien, die Wirthsleute könnten sonst glauben, was es wäre. Endlich konnte ihnen Vreneli sagen, sie sollten es doch nur ruhig lassen, es wolle sich zu überwinden suchen. Es sei sein Lebtag eine arme Waise gewesen und verstoßen von Jugend auf. Es habe nie ein Vater es auf den Schooß genommen, die Mutter es nie geküßt; nie habe es seinen Kopf an irgend einem Halse verbergen können. Es hätte ihns manchmal gedünkt, gern wollte es sterben, wenn es nur dabei Jemand auf den Knieen sitzen, Jemand dabei um den Hals nehmen könnte; aber so lange es ein Kind gewesen sei, habe Niemand ihns lieb gehabt, nirgends hätte es sein sollen. Es könne nicht sagen, wie oft es einsam geweint. Sein Sehnen sei immer und immer darauf gegangen, irgend einmal Jemand so von ganzem Herzen, ganzem Gemüthe lieb haben zu können; Jemand zu finden, an dessen

Bruſt es ſein Haupt in Leid und Freud legen könnte. Eine Freundin, welche ſein Sehnen geſtillet, habe es nicht gefunden. Da habe es gedacht, wenn man ihm vom Heirathen geſprochen, es wolle es nie, es ſei denn, es könne ſo von Herzensgrund glauben, daß das die Bruſt ſei, an die es in Leid und Freud ſein Haupt legen, die ihm treu ſein werde im Leben und im Sterben. Aber es habe keine gefunden, zu der es dieſen Glauben hätte haben können. Uli ſei ihm lieb, ſei ihm ſchon lange lieb, mehr als es ſagen ſollte; aber dieſen Glauben zu ihm habe es noch nicht finden können. Und wenn es diesmal getäuſcht würde, wenn Uli nicht die rechte Liebe, die rechte Treue für ihns hätte, dann wäre ja ſein letztes Hoffen dahin, dann müßte es unglücklich ſterben. Darum machte es ihm ſo Angſt, und ſie ſollten es doch jetzt um Gottes Willen ruhig laſſen, damit es ſo recht überlegen könne, was es mache. Ach, ſie wüßten es nicht, wie es einer armen Waiſe zu Muthe ſei, welche der Vater nie auf dem Schooße gehabt, die Mutter nie geküßt! „Du biſt ein lieb dumm Kind!“ ſagte die Baſe, und wiſchte die naſſen Backen ab. „Wenn ich gewußt hätte, daß es dir nur da fehle, auf einen Kuß mehr oder weniger wäre es mir doch gewiß nicht angekommen. Aber warum ſagſt du es nicht? Unſereins kann doch wahrhaftig nicht an Alles denken, wenn man den ganzen Tag ſinnen muß, was man dem Volke zu eſſen geben muß, ſo denkt man nicht daran, wen man noch küſſen ſollte.“ Uli ſagte, er hätte das verdienet, es geſchehe ihm Recht und er hätte gedenken ſollen, daß es ihm ſo gehen werde. Aber wenn es in ihn hineinſehen könnte, ſo würde es ſehen, wie lieb er es hätte und wie aufrichtig er es meine. Er wolle ſich nicht entſchuldigen, er habe ſchon mehrere Male an das Heirathen geſinnet, aber lieb gehabt hab' er Keine wie ihns. Aber er wolle es nicht zwingen, er müſſe in Gottes Namen ſich gefallen laſſen, was ſein Wille ſei. „Du hörſt es ja, ſagte die Baſe, wie lieb er dich haben will! Komm, nimm' dein Glas und mach Geſundheit mit Uli, und verſprich ihm, du wollteſt die Pächterfrau in

der Glunggen werden.“ Vreneli stand auf, nahm sein Glas, machte Gesundheit, aber versprach Nichts, sondern bat: man solle ihns nur heute noch ruhig lassen, und Nichts mehr davon sagen; morgen wolle es den Bescheid geben, wenn es sein müsse. „Du bist ein wunderliches Gret, sagte die Base. He nun, Uli, so spann an, sie werden daheim nicht wissen, wo wir bleiben.“ — Draußen flimmerten die Sterne in dunkelblauem Grunde, weiße Nebelwölkchen schwebten über feuchten Matten, einzelne Streifen hoben neugierig an Thalwänden sich auf, laue Winde wiegten das matte Laub, hie und da läutete eine auf der Weide vergessene Kuh ihrem vergeßlichen Meister, hie und da schickte ein übermüthig Bürschchen sein Jauchzen weit über Berg und Thal. Die Bewegungen des Tages und des Fahrens rüttelten die Base in tiefen Schlaf und Uli hielt mit gespannter Kraft den wild ausgreifenden Rappen in ziemlichem Laufe; Vreneli war allein in der weiten Welt. Wie weit am fernen Himmel die Sterne schwammen in des unermeßlichen blauen Meeres schrankenlosem Raume, jeder für sich in einsamer Bahn, so fühlte es sich wieder, das arme, einsame, verlassene Mädchen, im großen Weltgetümmel. Wenn es fort war von Base und Vetter, wenn sie gestorben waren, so hatte es Niemand mehr auf der Erde; kein Haus, wohin es sich flüchten konnte in kranken Tagen; keinen Menschen, dem es Etwas klagen konnte; kein Auge, das mit ihm lachte, mit ihm weinte; keinen Menschen, der einmal weinte, wenn es sterben sollte; ja vielleicht keinen, der seinen Sarg begleitete bis zu dem engen kalten Hause, das man ihm endlich doch gewähren mußte. Allein war es, einsam und verlassen sollte es wandern durch das Weltgetümmel bis zu seinem einsamen Grabe, auf langer Wanderung vielleicht durch viele, viele einsame Jahre, gebeugter, muth-, kraftloser von Jahr zu Jahr, ein alt, verwittert, verachtet Wesen, dem kaum Jemand Herberge mehr gab, wenn auch um Gottes willen dafür angesprochen. Neues Weh zuckte ihm im Herzen, Klagen wollten aufquellen: warum doch wohl der Vater, der gute, der die Liebe heiße, so

arme Kinder leben lasse, die Niemand hätten auf der Welt, die in der Kindheit verstoßen würden, in der Jugend verführt, im Alter verachtet? Da begann es doch zu fühlen, daß es sich an Gott versündige, der ihm viel mehr gegeben, als Vielen; der seine Unschuld behütet bis auf diesen Tag, es so gestaltet, so hatte werden lassen, daß ein reichlich Auskommen ihm sicher schien, wenn Gott seine Gesundheit erhielt. Es begannen ihm aufzutauchen, wie aus dem Nebel die Hügelspitzen und die Kronen der Bäume, die Liebeszeichen die Gott augenscheinlich über sein Leben ausgestreut, wie es viele heiterere Tage genossen, als viele, viele arme Kinder, und wie es auch Leute gefunden, viel bessere, als andere Kinder, die, wenn sie es auch nicht wie Vater und Mutter an ihre Herzen genommen, es doch auch lieb gehabt und so erzogen, daß es vor alle Leute treten durfte mit dem Gefühl, daß man es für einen eigentlichen Menschen ansehe. Nein, klagen durfte es nicht über den guten Vater droben; es fühlte, daß dessen Hand ob ihm gewesen. Und war seine Hand nicht noch jetzt über ihm? war sie nicht auch heute über ihm? Hatte er sich wohl über das arme einsame Meitschi erbarmet? Hatte er den Rathschluß wohl gefaßt, weil es getreu geblieben bis dahin und von der Sünde sich unbefleckt zu erhalten gesucht, nun auch seines Herzens Sehnen zu stillen, ihm eine treue Brust zu geben, an die es sein Haupt lehnen konnte; etwas Eigenes damit einst Jemand weine bei seinem Tode, Jemand es begleite auf dem trüben Wege zum schaurigen Grabe? War das wohl Uli, der getreue, viel gewandte Knecht, den es so lange schon in verschwiegenem Herzen geliebt; dem es Nichts vorzuhalten wußte, als seine Verirrung mit Elsi, daß er auch von dem Wahn ergriffen worden, das Geld mache glücklich; der so treu und ehrlich sein Herz dargethan und seinen Fehler bereue? War es nicht eine eigene Fügung, daß sie sich Beide getroffen gerade an diesem Orte, daß Uli nicht früher fort gekommen, daß Elsi sich habe verheirathen müssen, daß der Base der Wunsch komme, das Gut Uli in Pacht zu geben? Hatte das Alles sich nicht

recht wunderbar treffen müssen, war darin nicht offenbar des Vaters gütige Hand? Sollte es wohl das Dargebotene verschmähen? war es etwas Hartes, Widerliches, das ihm zugemuthet wurde? Nun rollte die Seele ihre Bilder auf, bevölkerte mit ihnen die öde Zukunft. Uli war ihr Mann; es hatte Wurzel geschlagen im Leben, in der weiten Welt; sie waren der Mittelpunkt, um den ein großes Hauswesen sich ordnete, um ihren Willen kreisend. Hundertfältig gestaltete dieses Bild sich vor seinen Augen, und immer schöner, lieblicher woben dessen Farben sich durcheinander. Es wußte nicht mehr, daß es im Wägeli fuhr, es war ihm so leicht, so wohl ums Herz, als ob es bereits athme in jener Welt, wo keine Sorge, kein Leid mehr ist; da rollte das Wägeli über einen Stein. Vreneli fühlte ihn nicht, aber die Base erwachte mit langem Gähnen und fragte, mühsam sich fassend: „Eh, wo sind wir, ich habe doch nicht geschlafen?“ Da sagte Uli: „Wenn Ihr recht guckt, so seht Ihr dort unser Licht durch die Bäume.“ „Herr, wie habe ich doch geschlafen! das hätte ich doch Niemand geglaubt. Wenn nur Joggeli nicht balget, daß wir so spät sind.“ „Es macht noch Nichts, sagte Uli, und morgen kann der Rappe ruhen, wir brauchen ihn nicht.“ „He nun, sagte die Base, so macht es ja gar Nichts aus. Aber wenn die Rosse spät heim kommen, und früh fort sollen, so ist das eine Schinderei. Denke man doch, wie es Einem wäre, wenn man es Einem auch so machen würde, immer laufen, immer laufen, und keine Zeit zum Essen und Schlafen.“ Aus allen Thüren schossen dießmal mit Lichtern und Laternen die Bewohner der Glungge, als sie das herannahende Wägeli hörten, die Einen ans Pferd hin, die Andern zum Wägeli; selbst Joggeli trippelte herbei und sagte: „Ich habe geglaubt, ihr kommet heute nicht mehr, es wäre Etwas vorgefallen.“ Nun ging es wie an allen Orten, wenn die Hausmutter spät heim kommt, mit Reden und Fragen; doch war noch keine Stunde verflossen, so war's stille in der Glungge, nur im Stalle hörte man den Rappen fressen. Der schöne

Schlaf hatte sich über die Bewohner gesenkt und seine Gaben gebracht, das Vergessen alles Leids und manch schön Gaukelspiel vor die bewußtlose Seele. Doch auf einem Bette sah man ihn nicht weilen. Es war ein reinlich Bett, auf demselben lag eine stattliche Federdecke und drinnen ein noch stattlicheres Mädchen; zu voll war dessen Seele, des Schlafes Eindrücke aufzunehmen. Was jener Stein unterbrochen, das tauchte wieder auf, liebliche Bilder aller Art schwammen über die Seele, flüchtig eilten die einen vorüber, süß und wonniglich weilten andere lange über dem verklärten Mädchen, das nicht in unruhiger Pein hin und her sich werfend den Schlaf suchte, sondern in seliger Hingebung Stunde um Stunde an sich vorüberrennen ließ. Als kühle Morgenlüfte durch die Thäler strichen, da begann ein süßes, banges Sehnen aufzuwallen; des Mädchens Brust zu schwellen, das Sehnen, Uli Ja zu sagen; das Sehnen, ihm zu sagen, es wolle sein sein für immerdar; das Sehnen, ihn auch sein nennen zu können für immerdar. Je dringender dieses Sehnen ward, desto mehr gattete es sich mit der Bangigkeit, das ersehnte Glück möchte nur ein Traum sein, möchte sich verflüchtigen wie des Traumes Bilder, am Morgen möchte Uli nicht mehr zu finden sein, könnte erzürnt über Vreneli's Benehmen anderen Sinnes geworden sein. O wie ihm jetzt dieses Zagen und Zögern leid that, wie es sich nicht begreifen konnte, wie es ihns mehr und mehr drängte, das Verschulden gut zu machen, zu vernehmen, ob Uli noch gleichen Sinnes geblieben sei die Nacht hindurch. Es litt es nicht mehr im Bette, leise stand es auf, öffnete ein Fensterchen, athmete Morgenluft, zog sich an und begann sein Morgenwerk leise, daß Niemand es höre. Leise öffnete es die Thüre, stille war es draußen, kein Knecht rührte sich noch, kein Pferd scharrte nach Futter. Da ging es leise dem Brunnen zu, dort im kühlen Wasser sich zu waschen nach üblichem Gebrauche. Am plätschernden Brunnen stand eine Gestalt, gebeugt über den Trog mit Eifer auch ein solches Werk verrichtend. Mit pochendem Herzen erkannte Vreneli seinen Uli, da stand der Ersehnte.

Da schwanden Nacht und Nebel, wie Morgenroth ging es ihm auf, und wie ein Herz ziehen könne, das fühlte es jetzt. Doch den unwiderstehlichen Zug noch mädchenhaft zu umschleiern, war ihm seine Schalkheit zur Hand, und mit unhörbarem Tritte an Uli getreten, schlug es rasch beide Hände vor dessen Augen. In gewaltigem Schreck zuckte der starke Mann zusammen, ein halber Schrei entfuhr ihm; dann die Hände vor den Augen fassend, erkannte er mit süßer Wonne der schönen Hände schöne Eigenthümerin: „bist du es?“ fragte er. Und Vreneli wußte, wen er meine, und seine Hände sanken tiefer, umschlangen den theuren Mann und wortlos lehnte es sein Haupt an dessen treue Brust. Da, wie aus dem Brunnen Welle um Welle sprudelte hell und klar, so wogte in Uli das Bewußtsein seines Glückes auf in mächtigen ungetrübten Wogen. Er zog das theure Mädchen an sich, und wie die Wellen des Brunnens plätscherten und Bläschen warfen in blankem Troge, so flüsterte Uli dem Mädchen seine Freude zu, versuchte ein leises Küssen und kein Stoß warf ihn diesmal zurück von dem holden Ufer, dem er zugesteuert. „Willst du meins sein?“ hörte der Brunnen; „bist du mein?“ kos'te es wieder. Und noch manches hörte der Brunnen, aber er sagte es Niemand wieder.

Ein eigenes Gefühl durchströmte Beide: das Gefühl, ein theures Kleinod gefunden zu haben; das Verlangen, bei diesem Kleinod zu sein für und für und sonder Unterlaß. Wenn jemand einen lieben Brief erhält: wie oft fährt seine Hand in die Tasche und lies't ihn von Neuem! Wenn Jemand einen Acker gekauft hat: wie oft geht er hin des Tages und beschauet seinen Kauf! Wenn Jemand eine liebe Seele gefunden und an sich gebunden, nicht nur für diese Zeit, sondern auch für die Ewigkeit: soll es ihn dann nicht hin zu dieser Seele ziehen mit Himmelsgewalt? soll es ihn nicht in ihre Augen, die Thore der Seele, hineinziehen, um das Gefühl lebendig zu erhalten, Eins mit einer Seele zu sein in Zeit und Ewigkeit? Dieses Einswerden mit einer Seele von ganzem Herzen, ganzem Gemüthe und allen

Kräften, in welcher Vereinigung alle Ichsucht untergeht, ist das nicht auch ein Vorläufer des Einswerdens mit Gott, welchem ebenfalls unsere Selbstsucht zum Opfer fallen muß? Und wie der, der Eins geworden ist mit dem Vater im Himmel, denselben vor Augen hat, wenn die Sonne scheinet und wenn die Nacht Finsterniß bringt in jedes Land und jede Kammer, soll dann dem, der eine Seele gewonnen, nicht auch vergönnt sein, diese Seele zu suchen und wieder zu suchen, so oft die Räume und Geschäfte der Erde sie ihm aus den Augen tragen? Der tiefe Seelenzug in diesen Zeiten wird selten recht verstanden, bringt daher auch selten die rechten Früchte. „Sie machen recht närrisch mit einander, hört man sagen, sie machen Einem Langeweile." Das glaube ich gern; aber warum gönnt man ihnen nicht die ungestörte Freude aneinander? Ach Gott, die Welt und die Furcht der Welt vor ihrem eigenen Fleische! Ach Gott, die Welt und ihre Neugierde, die sehen will, wie Zwei zusammen thun, und dann, wenn sie keinen rechten Sinn zu einander haben, sagt: „die Beiden lob' ich mir, die sind recht vernünftig; wenn man es nicht wüßte, man merkte es ihnen gar nicht an, daß sie Brautleute wären." Ich möchte fast sagen, das sei eine vermaledeite Vernünftigkeit, welche für die Seele und ihr Sehnen keine Empfänglichkeit hat, höchstens für des Leibes Reize, deren Empfänglichkeit man allerdings lieber im Dunkeln zeigt, doch meistens nur für des Geldes verhängnißvolles Klingen. Vreneli und Uli hätten kaum verstanden, was da geschrieben steht; aber diesen Zug der Seelen empfanden sie. Kaum waren sie getrennt worden, so suchten sie sich wieder, und der Brunnen war die heilige Stätte, wo so oft sie sich suchten und fanden. Noch nie hatte Vreneli so viel Wasser in die Küche gebraucht, Uli noch nie so viel zu waschen oder zu tränken gehabt.

Wolfgang Menzel.

I. Jean Paul.

(1828. 1836.)

Der Humor, der sich unmittelbar durch Hippel und Jean Paul an die sentimentale Literatur knüpft, ist nur eine besondere Gattung des Humor und keineswegs die einzige Form, in welcher sich der deutsche Humor nothwendig immer äußern müßte, so oft auch ihre Nachahmung versucht worden ist. Ich halte diese Form für unzertrennlich von der sentimentalen Periode, auf dieselbe Weise wie Tieck's und Arnim's humoristische Lustspiele unzertrennlich sind von der romantischen, und Börne's Humor von der politischen.

Hippel führte in seinen „Lebensläufen in aufsteigender Linie," in seinem „Ritter von A — Z" zuerst die lachende Rührung den weinenden Spott bei uns ein. Er lebte in Preußen, an der Ostsee, in der Nähe von Hermes und zur Zeit des ersten Enthusiasmus für die englische Literatur. Daher ist auch Goldsmiths und Sternes Einfluß auf ihn nicht zu verkennen; aber er borgte nur den Muth, sein Gefühl auszusprechen, nicht das Gefühl selbst, das seine deutsche Nationalität nicht verläugnen kann. Er war der Erste, der die Lyrik in die Prosa übertrug und sich in seinen Schilderungen des Stilllebens, des einsamen Unglücks, des ruhmlosen und doch schweren Opfers bis zum tiefen Gram Hölty's versenkte, während er wieder im geistreichesten Spott wie Rabener, Thümmel, Lichtenberg die Vorurtheile, Affectationen und Moden der Zeit geißeln konnte. Die schönste

Humanität, die seltenste Gabe zu rühren, und eine vortreffliche Sprache haben diesem früher weniger beachteten Dichter endlich den hohen Rang in der deutschen Literatur gesichert, den er verdient.

Ein ihm sehr nahe verwandter Geist, den aber ein noch reicheres und glänzenderes Talent begünstigte, war der so allgemein von den Deutschen geliebte Jean Paul, neben Göthe unstreitig das größte Talent für Darstellung des modernen Lebens. Göthe und Jean Paul sind die eigentlichen Dioskuren der modernen Gattung. Beide schildern das Leben, indem sie selber lebten, aber nach zwei verschiedenen Anschauungsweisen. Göthe beliebäugelte, billigte, pries dieses Leben und faßte dasselbe in seiner Einheit als ein Ganzes auf; Jean Paul dagegen sah es humoristisch halb mit Wehmuth, halb mit Spott an, und faßt es in seiner Zerrissenheit, in dem unendlichen Widerspruch, der durch dasselbe hindurch geht, und der eben unsre Zeit so sehr von dem in sich sichern und befriedigten Mittelalter unterscheidet. Auch darin stimmen beide Dichter überein, daß sie so vielseitig waren und gern ihre Persönlichkeit vorwalten ließen, sich selbst gern zum Gegenstand ihrer Darstellung machten. Göthe war vielseitig, weil es das Talent ist, und stellte sich in seinen Liebhabern und Helden gern selbst dar, weil alle Virtuosen sich gern im Spiegel besehen. Jean Paul war vielseitig, weil die humoristische Weltansicht durch alles hindurchdringt, und er zeichnete gern sich selbst, weil in der Selbsterkenntniß der Schlüssel zu aller Menschenkenntniß liegt, und weil er als ächter Humorist die tragikomische Doppelnatur der Außenwelt nur die seines eignen Innern wiederspiegeln sah.

Diese Doppelnatur ist das Unterscheidende bei Jean Paul. Ihr erstes Moment ist die Sensibilität, die leidende Empfindung, die wieder doppelt, theils zur tragischen Wehmuth und erhabenen Klage sich steigert, theils in idyllischer Empfindsamkeit und kindlicher Rührung sich besänftigt. Hierin spricht sich ein ächt musikalisches Steigen und Fallen der Empfindung aus.

Bald vernehmen wir bei Jean Paul die Klage und den tiefen Schmerz über die Schwäche der menschlichen Natur, über das irdische Elend, über das Laster und die Unnatur, besonders der verderbten geselligen Verhältnisse, und er schildert jede Art des modernen Jammers, und der modernen Verruchtheit, mit den lebendigsten und wahrsten Farben und mit der innigsten Empfindung. Bald geht sein heißer Schmerz in sanfte Wehmuth über, und er rettet sein beleidigtes Zartgefühl in die Unschuldswelt, welche dicht an der wilden Heerstraße des Lebens noch immer ihre kleinen idyllischen Gärten baut. Er schildert unverdorbene Seelen, Kinder, reine Menschen, das Land- und Stillleben. Doch herrscht auch in diesen Schilderungen immer ein Zug, entweder von Wehmuth, oder in der andern Richtung, von scherzender Ironie.

Das zweite Moment jener Doppelnatur ist der Spott, der mehr männlicher Natur sich über die Welt und den eigenen Schmerz erhebt, und dieselben Mängel und Laster, die dem Dichter so wehmüthige Empfindungen aufgedrungen, mit den Waffen des Witzes thätig angreift. Auch in diesem Spott unterscheiden wir eine steigende und fallende Bewegung. Bald versteigt sich der Dichter bis zum bittersten Sarkasmus, bis zu einer auf die Knochen brennenden Satyre, bald spielt er nur mit heiterer Ironie. Jener Sarkasmus ist am häufigsten mit seinem tragischen Schmerz, diese Ironie am häufigsten mit seiner idyllischen Empfindsamkeit gepaart.

Beide Momente durchdringen sich fast in allen Darstellungen Jean Pauls dergestalt, daß er oft auf derselben Seite die rührendsten Schilderungen mit den lächerlichsten wechseln läßt. Man hat ihm dieß zum Vorwurf gemacht, ohne zu bedenken, daß gerade hierin die Wahrheit des Humors und seine größte Wirkung besteht. Scheidet man die Doppelnatur des Humors, so hört sein Wesen auf. Im Humor durchdringen sich die beiden Gegensätze so innig, daß die Sprache nicht einmal

im Stande ist, diese innige Verbindung oder den schnellen Wechsel der Empfindungen treu genug auszudrücken.

Mit größerem Recht macht man Jean Paul den Vorwurf, seine Darstellung sei da, wo sie doch objectiv sein solle, zu wenig objectiv, namentlich in der Wahrheit und Haltung seiner Charaktere. Es ist nicht zu leugnen, daß mancher seiner Helden und Heldinnen, besonders die ernsthaften und rührenden oder idealisirten, und wieder besonders im Titan, zu wenig innere Wahrheit und Natürlichkeit haben, zu auffallend blos gedichteten, nicht wirklichen Wesen ähnlich sehen, aber auch hier kann man den Dichter entschuldigen. Es lag nicht in seinem Plan und nicht im Wesen seiner Poesie, Einheiten zu geben. Wo sie bei ihm vorkommen, erscheinen sie nur als äußere Rahmen für die Fülle seiner Sentiments und Witze, diese sind die Hauptsache. Der Humor verfährt überall analytisch, und zersetzt die gegebene Einheit des Lebens wie der Charaktere. Er dringt mit der Empfindung in die tiefsten Falten der feinsten Theile ein. Nur, indem Jean Paul die äußere Haltung aufgibt, kann er in ein psychologisches Detail eingehn, und wenn er wirklich seine Charaktere gehörig hätte abrunden und in die Anordnung seiner Romane mehr Symmetrie und Proportion bringen wollen, so würde er von seinem schönsten und reichsten Detail, von seinen Ausschweifungen und Episoden gerade das Beste haben wegschneiden müssen. Ueberdem herrscht im Humor die subjective Ansicht durchgängig vor, und es wäre einseitig, zu den Schönheiten, welche sie darbietet, noch andere zu verlangen, welche mit ihr im Widerspruch stehn, und welche wir bei andern Dichtern suchen und finden können. Was man übrigens von der Fehlerhaftigkeit seiner allzuhäufigen und gelehrten Metaphern gesagt hat, so kann man dieselbe wohl zugeben, ohne sich allzusehr daran zu stoßen. Wir würden gern jedem seine Manier verzeihen, wenn er nur ein Jean Paul wäre, und ein Fehler des Reichthums ist immer besser, als ein Fehler der Armuth.

Das Rühmlichste, was wir Jean Paul nachsagen müssen

und was ihn mit den edelsten Männern der Nation in eine Reihe stellt, ist der Adel seiner Gesinnung, seine reine Tugend und das Feuer edler Leidenschaft, der ethische Ingrimm gegen das Laster, jene erhabenen Eigenschaften des Charakters, die er vorzüglich mit Schiller getheilt hat. Auch Jean Paul stellt wie Schiller überall die Unschuld dem Laster entgegen, und das Recht dem Unrecht. Es ist fast kein Gebrechen der Zeit, das sein Scharfblick nicht entdeckt, vor dem sein liebevoller Sinn nicht freundlich gewarnt, oder das sein geistreicher Spott nicht treffend gegeißelt hätte. Es ist aber auch nichts Unschuldiges und Schönes, und keine Tugend dieser Zeit, die Jean Paul nicht erkannt und in rührenden Bildern zu Mustern aufgestellt hätte. Er fand an allen die lichte und die dunkle Seite heraus, und es gibt wenige Zeitgenossen, die ihre Zeit so fein beobachtet und so richtig gewürdigt haben.

Manche finden diesen liebenswürdigen Dichter zu weich und weiblich und ärgern sich an seinen zu häufigen Rührungen. Es ist wahr, sein weiches Herz schwärmt zuweilen, und seine Empfindung leidet nicht selten an übertriebener krankhafter Reizbarkeit; doch überläßt er sich dieser süßen Melancholie nur dann, wenn er ungestört für sich empfindet, und sie weicht einer tüchtigen Erhebung sogleich, wenn ihn eine höhere Idee aufruft, zu belehren oder zu strafen. Von Natur weich geschaffen, wird er doch männlich stark durch jede fromme und sittliche Idee, und dann fehlt ihm nie die Leidenschaft der Tugend, die edle Zornesgluth und die rücksichtslose Wahrheitsliebe. Die ihm angeborne Sanftmuth aber erzeugt bei ihm eine Toleranz, wie sie in unserer Zeit selten geworden ist, jene Duldung nämlich, die ohne indifferent zu sein, doch über alle Parteiungen hinwegsieht und das Gute überall anerkennt, wo es auch gefunden werden mag. In dieser Duldung kommt Jean Paul dem großen Herder am meisten gleich. Trotz seines unermeßlich reichen Witzes, mißbraucht Jean Paul doch die gefährliche Waffe niemals, und seine Gewissenhaftigkeit ist deßfalls nicht genug zu rühmen.

Er ist der friedfertigste, loyalste unter unsern Dichtern, und doch zugleich derjenige, der das unvergleichlich reichste Arsenal von Witz und Dialektik zur Polemik besaß. Von ihm, der alles hatte, um in dieser Zeit der wahre advocatus diaboli zu sein, müssen wir sagen, er war der sanfteste und unschuldigste unter allen unsern Dichtern. Keiner hätte solch ein Teufel sein können, und keiner war so ein frommer kindlicher Engel wie er.

Auch war es offenbar nur die Liebe, die Ueberfülle des wärmsten Gemüths, die seine Phantasie beständig elektrisirte. Alles glänzte an ihm, weil er Alles mit Liebe ansah, wie der Bräutigam die Braut. Sein ewig loderndes Feuer dämpfte selbst das Alter nicht. Seine Seele war ein Prisma, das überall, im Sumpf wie auf den Sonnenhöhen des Lebens vielfarbige Regenbogen um sich zauberte, immer gleich bunt, lebhaft, blühend und kräftig. Auch auf dem geringsten Zettel von ihm über die geringsten Gegenstände haben die Schmetterlingsflügel seiner Phantasie ihren bunten Glanz abgedrückt. Alles gestaltete sich ihm zu einem poetischen Bilde oder zu einer witzigen Antithese. Was ihn nur berührte, entlockte ihm den elektrischen Götterfunken des Genies.

In beinah allen Werken Jean Pauls tritt ein echt deutscher Zug charakteristisch hervor, Gutmüthigkeit, mit hoher und reicher Bildung gepaart, aber unpraktisch und in tausend Verlegenheiten des gemeinen Lebens. So wie in Göthes Werken überall der Held ein sentimentaler Don Juan ist, der die Damen mit hohem Gefühle doch nur wie Pferde dressirt und abgefeimt in allen Künsten des Egoismus ist, eben so begegnet uns in den Werken Jean Pauls sein Gegenbild, ein unschuldiger, schüchterner Jüngling, voll Seele, die aber wie eine Sensitive vor jeder Berührung zusammenfährt, voll Geist, den er aber nicht oder nur an unrechtem Orte anzubringen weiß. Dort der frühgeschulte Frankfurter Patricier; hier der naive Knabe vom Fichtelgebirge. Dort französische Kochkunst; hier die echt deutsche Genügsamkeit.

Es ist etwas unendlich Rührendes um diese treuherzigen Jean Paul'schen Jünglinge, die sich so oft lächerlich machen. Es ist so viel Wahres darin. Sie haben so viele Vorbilder in der Wirklichkeit, wenigstens gehabt. Bei frommer und sittlicher Erziehung, bei bescheidener Armuth war diese Jungfräulichkeit einem großen Theil unserer Jugend eigen und ist noch jetzt häufig zu finden. Das kriegerische Element fehlte, keine schmetternde Trompete rief den Jüngling ins öffentliche Leben, keine freudige Lust. Im engen Familienkreise aufgewachsen, an einsame Studien gewiesen, durch die Willkühr der Gewalt, durch das Uebergewicht der Gunst über das Verdienst, durch die aristokratischen Sitten überall zurückgeschreckt und eingeschüchtert, gutmüthig von Natur und gerne im Herkömmlichen ein göttliches Gesetz verehrend, gab es wirklich eine Menge gebildete, tiefgemüthliche Jünglinge, die ganz so waren wie Jean Paul sie schildert, und die wenigstens beweisen, daß die ursprünglich edle deutsche Natur trotz aller politischen Demoralisirung, trotz aller Verweichlichung und systematischen Entnervung sich doch immer zu behaupten weiß. Unschuld, Scham, richtiges Gefühl für das Große und Schöne, tiefe Scheu vor dem Gemeinen wird immer neu geboren, ist wie von selber da, und gehen diese guten Eigenschaften der Jugend auch am Ende in die schlechten des Alters über, werden sie am Ende von der Uebermacht der herrschenden Gemeinheit verschlungen, so bedarf es doch nur einer großen Anregung von außen, um das zarte Gefühl für Scham und Ehre, was lange Zeit bei den Jean Paul'schen Jünglingen nur weiblich, scheu, ja furchtsam erschien, in eine männliche Begeisterung und in kriegerischen Zorn zu verwandeln.

II. Erwachen des deutschen Volksgeistes. Oesterreichs Erhebung im Jahr 1808.

(1843.)

Im Osten Deutschlands war die Knechtschaft am drückendsten, aber weniger schimpflich. Oesterreich und Preußen waren besiegt, beraubt, entkräftet, während die Rheinbundstaaten den Sieg und die Beute getheilt hatten; doch war es immer noch ehrenvoller, vom Reichsfeinde mit Gewalt bezwungen zu seyn, als ihm freiwillig gegen das Reich Dienste zu leisten. Oesterreich und Preußen litten mehr als die Rheinbundstaaten, behaupteten aber doch eine größere Selbstständigkeit. Obgleich Preußen an seinen Wunden fast verblutete, sann es doch schon auf künftige Befreiung. Oesterreich war nach so vielen Niederlagen immer noch am unabhängigsten, aber auch ein geringeres Maaß von Knechtschaft war für diesen Staat beschämend, weil er an Macht und Ehren der reichste gewesen. Darum war es auch Oesterreichs unverrücktes Ziel, den fremden Tyrannen im Reich zu bekämpfen. Unermüdlich griff es immer von neuem an, Frankreichs erster und letzter Feind, der deutschen Ehre treuster Kämpfer.

Preußen war besiegt worden, weil es anstatt mit den übrigen deutschen Staaten vereint zu stehen, früher sie im Stich gelassen hatte, später von ihnen im Stich gelassen worden war, und weil es, anstatt sein kriegerisches Volk gegen jeden auswärtigen Feind gewaffnet zu erhalten, den eigentlichen Bürger zu wehrloser Weichlichkeit erzogen, und sich lediglich auf ein vom Volk getrenntes, als geistlose Maschine behandeltes Soldheer gestützt hatte. Der Gedanke lag also nahe, daß Preußen seine Rettung fortan nur in der Versöhnung mit den deutschen Nachbarn, in der Vereinigung aller Deutschen, und in dem patriotischen Aufschwung der Bürger, in der Volksbewaffnung finden könne. Um aber den Bürger zu begeistern, mußte man

ihm auch durch liberale Gewährung von Rechten das Gefühl der Freiheit, die Theilnahme am öffentlichen Wohl einflößen. Der Sklave hat ein Vaterland, nur der freie Mann weiß dafür zu sterben. In jenen Tagen der tiefsten Erniedrigung und Noth hörte man daher zum erstenmal wieder von Deutschland sprechen, unserem großen gemeinschaftlichen Vaterlande, von der deutschen Nationalehre, und das goldne Wort Freiheit erklang nicht bloß denen, die über die Herrschaft der Fremden jammerten, sondern denen sogar, die den tiefen Verfall der innern Freiheit, die allmähliche Verknechtung der stolzen Germanen unter innerer Willkürherrschaft beseufzt. Der König von Preußen blieb nicht bei der moralischen Wiedergeburt seines Heeres stehen, er gab auch weise Gesetze, durch welche Bürger und Landmann die Rechte und die Würde wiedererlangten, die ihnen so lange durch den allein privilegirten Adel vorenthalten waren. Der Bauer wurde durch Aufhebung der Leibeigenschaft und des Dienstzwangs, der Bürger durch die Wiederherstellung eines freien Municipalwesens (städtische Selbstverwaltung und freie Wahlen) wesentlich emancipirt. Zugleich verlor der Adel wie das ausschließliche Vorrecht zu den Officiersstellen und höchsten Civilämtern, so auch das zum ausschließlichen Güterbesitz. Jeder Bürger konnte sich Rittergüter kaufen, was bisher streng verboten war, und dagegen wurde dem Adel gestattet, auch seinerseits ein bürgerliches Gewerbe zu ergreifen, was ihn vorher, in Folge der jämmerlichen Vorurtheile, entehrt haben würde. Alle diese neuen Einrichtungen sind von 1808 und der Thätigkeit des Ministers Stein zuzuschreiben.

In Königsberg stiftete [der Oberfiscal Mosqua] eine geheime Gesellschaft, den sogenannten Tugendbund, mit dem Zwecke, die Deutschen im Stillen zu einem allgemeinen Aufstande gegen Napoleon vorzubereiten. Zu ihm gehörten viele Staatsmänner, Officiere, Gelehrte. Unter den letztern zeichnete sich Arndt durch seine populäre Sprache, Jahn durch seinen Einfluß auf die Jugend aus. Der letztere führte die so lange vernachlässigte

Gymnastik (Turnkunst) bei der Erziehung wieder ein, als ein Mittel, das neue Geschlecht zu kräftigen und den moralischen Muth durch Körperkraft zu erhöhen. Unterdeß schuf der große Scharnhorst ein neues Heer, behielt zwar immer nur die vorschriftsmäßige Zahl der Truppen, vertauschte aber die Eingeübten immer so schnell mit neuen, und kaufte heimlich so viele Waffen, daß er im Fall der Noth eine bedeutende Macht aufstellen konnte. Auch ließ er heimlich alle ehrnen Festungskanonen umgießen und die erstern durch eiserne ersetzen. Napoleons Spione kamen dem Tugendbund auf die Spur. Stein, durch einen aufgefangenen Brief bloßgestellt, wurde von Napoleon geächtet* und mußte Preußen verlassen. An seine Stelle trat Hardenberg, der einst den Basler Frieden abgeschlossen und dessen Wahl Napoleon öffentlich billigte. Auch Scharnhorst mußte abtreten, eben so Justus Gruner, Vorstand der Berliner Polizei. Dagegen pflanzte sich ein guter Geist auf der neuen Berliner Universität fort. Hier concentrirte man die Bildung; Frankfurt a. d. Oder ließ man eingehen. Halle war westphälisch geworden, weßhalb auch die Universitäten Rinteln und Helmstädt aufgehoben wurden.

Oesterreich war zu sehr unter dem gleichen Unglück gebeugt, als daß es nicht an dieselben Mittel der Rettung hätte denken sollen, wie Preußen. Hier führte die kaiserliche Würde und der Katholicismus von selbst zu den großen Erinnerungen des Mittelalters, und man sparte keine Mühe, dieselben in erhabenen Bildern vor des Volkes Augen zu entrollen. Daher die durch Friedrich Schlegel vermittelte Verbindung der romantischen Dichter und deutschen Alterthumsforscher mit der Wiener Politik. Zwar hatte sich die Vorliebe für altdeutsche Kunst und Poesie

* Befehl vom 16. Dec. 1808: „Ein gewisser Stein, der Unruhen zu erregen sucht, wird hiermit als Feind Frankreichs erklärt; seine Güter sollen sequestrirt werden und man soll sich seiner Person versichern.“ Die Allg. Zeitg. warnte damals in der 330. Nummer alle deutschen Gelehrten, sich patriotischer Schwärmerei hinzugeben und forderte sie auf, das Beispiel Johann Müllers nachzuahmen.

bloß als Reaction des deutschen Geistes gegen die Nachahmung des Fremden unabhängig in der Literatur erzeugt, aber diese literarische Reaction fiel mit der politischen zusammen und unterstützte sie. Mit Leidenschaft las man die Nibelungen, die Minnesänger, die alten Chroniken; Begeisterung erweckten die Dichter Tieck, Arnim, Brentano bei den freiern Geistern, Fouqué riß durch seine bunten Bilder der geharnischten Vorzeit die Jugend und die Menge hin; was Grimm, Hagen, Büsching, Gräter ꝛc. für die deutsche Alterthumskunde wissenschaftlich leisteten, fand damals rege Theilnahme, und am meisten wohl überraschte die tiefglühende Farbenpracht, mit der Joseph Görres in Coblenz mitten unter Deutsch-Franzosen, und er selbst ein ehemaliger Jacobiner, das Zauberbild des Mittelalters am ruinenreichen Rheinstrom hervorrief. Zwei Männer aber waren unabläßig thätig, Waffen gegen Napoleon zu schmieden, Stein jetzt in Oesterreich, und Graf Münster, ehemaliger hannöver'scher Minister, dann englischer Gesandter in Petersburg, der mit Stein in stetem Briefwechsel war und die geheimen Unterhandlungen mit England leitete. In Oesterreich war seit dem December 1805 Graf Johann Philipp von Stadion erster Minister geworden, der die Aufgabe und den Willen hatte, die Fehler Thuguts und Cobenzls wieder gut zu machen.

Oesterreich sah mit Schrecken das russisch-französische Bündniß. Napoleon hatte mit Alexander zu Erfurt gewissermaßen Europa getheilt. Man wußte, daß Deutschland neue Opfer bringen sollte. Rußland wollte um jeden Preis die Türkei, zunächst wenigstens ein Stück davon erobern, und bot Napoleon den Besitz von Böhmen an, wenn er zugäbe, daß die Russen ihrerseits die Moldau und Wallachei wegnähmen. Die Gefahr war dringend. Oesterreich, von Rußland an Frankreich verkauft, konnte sich beider nur durch eine ungeheure Anstrengung der deutschen Nationalkraft erwehren. Furchtbar hatte sich das alte fehlerhafte System gerächt. Die Uneinigkeit der deutschen Fürsten, die despotisch-aristokratische Verwaltung, die Entfernung und

Entfremdung des Volks von allen öffentlichen Angelegenheiten hatten endlich zu dieser tiefen Erniedrigung Deutschlands geführt. In der höchsten Noth nun änderte man das System und appellirte an das so lange vergessene deutsche Volk. Das Beispiel der Spanier sollte nachgeahmt werden. Stein, der sich damals in Wien befand, schürte das Feuer. Die früher schon vom Erzherzog Karl begonnene Reform des Heerwesens nahm einen großartigen Aufschwung. Ein ganz neues Institut, die Landwehr, die Volksbewaffnung im Gegensatz gegen die bisherigen Soldheere, trat hier zuerst ins Leben. An Begeisterung und patriotischem Zorne fehlte es nicht. Auch waren die katholischen Gemüther erbittert, weil gerade damals Napoleon den Papst in Rom einsperren ließ. Endlich hoffte man alles von einem allgemeinen Aufstand der Deutschen gegen die Franzosen. Allein zu voreilig. Preußen war noch zu geschwächt, seine Festungen noch in der Gewalt der Franzosen, und das Vertrauen zu Oesterreich noch nicht befestigt; der Rheinbund aber trachtete nur, sich durch neue Kriege auf Oesterreichs Kosten zu vergrößern, und war auch hier das Volk an vielen Orten, besonders in Westphalen, sehr zum Aufstande geneigt, so wagte es doch nicht das schwer aufliegende Joch abzuschütteln, da Napoleon noch immer als unüberwindlich galt.

Karl Schnaase.

I. Brügge.

(1830.)

Nach sieben bis achtstündiger Fahrt landete vorgestern Nachmittag unsere Barke, aus der ich Ihnen zuletzt schrieb, in den äußern Theilen der Stadt. Was ich von ihr auf der Wanderung zum Gasthofe kennen lernte, zog mich so an, daß ich diesen gleich wieder verließ, und ohne Zweck und Ziel umherstreifend, bloß dem allgemeinen Eindrucke mich hingab. Welch ein Unterschied gegen Gent! Dort überall Thätigkeit, Auf- und Abladen der Wagen, Hin- und Hertragen der Ballen, dampfende Schornsteine hinter den neuen Fabrikgebäuden, eilende Commis und dichte Schaaren elender Arbeiter; daneben elegante Kaufläden, moderner Luxus, und die wenigen Ueberreste alt-flanderischer Zeit vernachlässigt und vergessen. Hier dagegen stehn an den breiten heitern Straßen wohlerhaltene Giebelhäuser, theils im älteren Stile mit einfachen Streifen, theils reicher mit Heiligenbildern oder mit mythologischen und allegorischen Gestalten verziert. Nicht selten wechseln damit erhaltene Kirchen oder vormalige, zu Wohnungen umgewandelte Kapellen, dann größere öffentliche Gebäude, dann wieder Gartenmauern, über welche die Bäume freundlich herübersehn. Und in diesen Straßen sieht man keine unruhig eilenden, geräuschvollen Gestalten, sondern einzelne Frauen, schwarz gekleidet und mit einem weißen Tuche verschleiert, stets wie zum Kirchgange, leise auftretend, als wollten sie die Grashalme nicht beschädigen, die an einzelnen

Stellen keimen, oder Reisende, die in aufmerksamer Betrachtung der Umgebungen zögern. So hat, wer von Gent nach Brügge kommt, den Gegensatz des Geräusches und der Stille, des gegenwärtigen täglichen Lebens und der Vergangenheit fast wie bei Neapel und Rom. Bei dieser Alterthümlichkeit ist aber nirgends Verfall, nirgends Mangel und Vernachlässigung; alles Alte wird erhalten, reinlich und mit Liebe gepflegt. Es ist als ob, seitdem im sechzehnten Jahrhundert der Welthandel sich von hier fortzog und in andere Häfen überging, der Gang der Zeit für Brügge gestockt hätte. Das Alte scheint, wie in einem Pompeji des Mittelalters, verschüttet und geschützt und jetzt erst wieder aufgedeckt zu seyn. Auch der ersten Anlage nach ist hier nichts finster und enge, der Raum ist nicht ängstlich benützt wie in südlichen Gegenden oder in den alten Handelsstädten Deutschlands. Geräumige Straßen wechseln mit großen und kleinern Plätzen; Baumreihen stehen neben den Kirchen oder an den breiten klaren Canälen, und in den Nebenstraßen unterbrechen Gärten die Häuser. Es ist daher nicht das Malerische der Ruinen oder der Enge, sondern ein heiteres, fröhliches Bild, das wieder nicht selten an die toscanischen Städte der Ebene, an Pistoja und Prato erinnert.

Der große Platz, ziemlich regelmäßig und auch schon großentheils von neuern Häusern eingeschlossen, hat an der einen Seite ein gewaltiges, für den kolossalen Reichthum der alten Handelsstadt bezeichnendes Gebäude. Es sind die Hallen, die als Märkte für Frucht und Leinen dienen, gewaltige Räume, wie sie das reiche fleißige Land erheischt. Ohne besondern Schmuck, aber mit einer gewissen bequemen Breite, welche der damalige Stil bei solchen Zwecken leicht annahm, würde das Gebäude an sich wenig Bedeutung haben. Eine höchst eigenthümliche Gestalt erhält es aber dadurch, daß auch hier, wie gewöhnlich im Mittelalter, der Handelsreichthum kriegerisch gerüstet erscheint. Denn in der Mitte der Fronte nach dem Platze zu hebt sich darauf der gewaltige Bellfried, der Glockenthurm,

der, vollkommen senkrecht ohne alle Verjüngung aufgesetzt, auf jeder Seite einen rechten Winkel mit der langen Linie des Daches bildet, diese aber weit übertrifft, und bis zu den Zinnen, die ihn oben abschließen, wohl die vierfache Höhe des Gebäudes unter ihm erreicht. Weiterhin wird das Innere der Stadt malerischer. Bald kommt man an das überaus zierlich im heitersten gothischen Stil gebaute Rathhaus, neben welchem die Capelle „des heiligen Blutes" (du Saint sang du Sauveur), eine reizende Ruine, liegt. Dann zum großen Canal, den man bis zum Platz der Akademie überblickt, die, selbst ein größeres altes Gebäude, von zierlichen Wohnhäusern umgeben ist. Unfern davon (wo sich die Vlaeming- und die Honter Straße kreuzen) ein kleiner, alterthümlich unregelmäßiger Platz, an dem sich eine vormalige Capelle, jetzt von einem Schuster benutzt, auszeichnet, mit einem Steinbilde des Ritters St. Georg. Weiterhin trifft man, nicht gar entfernt von einander, die großen dunkeln Massen der Salvators- und der Frauenkirche, beide freistehend und von Bäumen umgeben, und ein höchst pittoresker Weg führt endlich von der letzten an einem Canale entlang, jenseits dessen man die Rückseite der Capelle des heiligen Blutes und des Rathhauses sieht.

Dieß sind die reichern Theile der Stadt. Die ärmere Classe wohnt jenseits des großen Canals. Weite Straßen, meistens von kleinen Häusern, ziehen sich hier bis zu den Wällen, nicht selten von Kirchen, oft auch von den hohen, langen Mauern aufgehobener Klöster unterbrochen. Doch auch hier ist nichts Düsteres, nichts Verfallendes.

Die Frömmigkeit selbst hat hier einen eigenthümlich heitern Anstrich. Am Sonntag Morgen durchstrich ich diese entlegeneren Gegenden, und zufällig war es das Fest der heiligen Anna, deren Kirche und Sprengel hier liegt. Da war denn Alles wie zu einem Triumphzuge geschmückt. Musik ertönte an vielen Stellen, und Blumengewinde und bunte Bänder prangten an den Häusern. Einzelne reichere Bewohner dieser Gegend hatten

ihre Orangerie vor die Thore gestellt und Teppiche ausgehängt, die ärmeren aber, was sie nur irgend aufzutreiben vermochten, zum Besten gegeben. Da sah man alte Familienportraits, die sie zufällig irgendwo erhalten, Landschaften und Blumenstücke, ja sogar Schlachtbilder, und einer, der keine Gemälde gehabt, hatte wenigstens einen Bogen mit bunten Soldaten schön aufgeklebt und mit einem vollen Kranze behängt. Die Kinder blieben dabei natürlich nicht zurück, Knaben und Mädchen belegten den Boden der Straßen, durch welche die Procession kommen sollte, mit einer Art Mosaik von weißem oder rothem Sande, Blumen und Blättern. Ließ sich dann ein Fremder sehen, so hing sich das lustige Völkchen mit Lachen und Scherzen an ihn, um zur weitern Vollendung ihrer Arbeit eine Beisteuer zu erhalten. In der That wußten sie auch den Namenszug der Heiligen des Tages, das Wort Ave Maria oder dergleichen, mit ganz artigen Figuren in bunten Farben auszulegen; die Farbenluft ist, wie die heitere Frömmigkeit der alten Stadt, aus dem Leben des Mittelalters geblieben. Noch jetzt ist Brügge, wie in seiner blühenden Zeit, der Sammelplatz der Fremden; außer dem Französischen, das fast gleiche Rechte mit dem Flamländischen hat, hört man auf allen Straßen englisch, ja selbst spanisch und portugiesisch sprechen. Aber während sonst das rüstige Treiben des Erwerbs die Ausländer hier zusammenführte, thut es jetzt die Noth der Zeit. Jene fliehen die Theuerung, diese den politischen Drang ihres Vaterlandes, und die verödete und deßhalb wohlfeilere Stadt, durch Ostende leicht mit London und so mit der ganzen Küstenwelt verbunden, wird von Verbannten bevölkert. Und wer weiß, wie bald das Ungewitter, das im Westen heraufzieht, sie auch aus dieser Freistätte vertreiben wird!

Doch dieß sind trübe Gedanken, die mich nur Abends überraschten, wenn ich im Kaffeehause die jetzt so wichtigen Pariser Blätter nachlas und die Gespräche an den andern Tischen mitanhörte. Im Tage vergesse ich den Drang der Gegenwart

völlig und lebe nur im Genusse der Vergangenheit und der Kunst, besonders der herrlichen Bilder van Eycks und Hemlings. Wenn ich im Haag mich an den heitern Niederländern der spätern Zeit ergötzte und mich mit ihnen und ihrer Stellung auszusöhnen suchte, wenn ich nachher Rubens mich hingab, auch bei ihm das geistig Höhere fühlte; wie sehr viel größer ist der Genuß, den mir diese ältern Meister geben! Dort blieb noch immer, wenn ich auch härtere Angriffe ruhig zurückweisen konnte, ein leiser Vorwurf des Ungenügens oder der Entheiligung, während ich hier ohne Rückhalt mich der Freude des Anschauens überlassen kann. Da Sie mich kennen, so wird es Sie nicht wundern, daß auch dieses Mal mein Gefühl weder in schweigendem Entzücken bleibt, noch in lyrisches Preisen ausströmt, sondern zur Betrachtung sich ausbreitet.

II. Ueber den religiösen Ausdruck der Gemälde.

(Brügge 1830.)

Noch immer bin ich hier, obgleich mein letzter Brief die Abreise schon auf gestern ankündigte. Eine, freilich nicht zuverlässige Nachricht, nach welcher noch ein Bild von Hemling aufzufinden sein sollte, war die Ursache oder doch der Vorwand, meine Reise zu verschieben. Denn schwerlich hätte mich die schwache Hoffnung zurückgehalten, wenn mir der Ort nicht, durch den wehmüthigen Ton der Vergangenheit, der hier überall durchklingt, so lieb geworden wäre. In der That fand ich mich getäuscht: jenes Bild war ein geringes Machwerk, bei dem an Hemling nicht zu denken; aber ich verschmerzte es leicht, da ich nun meine Lieblingsplätze in der Stadt, vor Allem die Gemälde im Hospital und in der Akademie, noch einmal besuchen konnte.

Ich erneuerte dabei die Erfahrung, daß man „nicht ungestraft unter Palmen wandelt," und daß jeder Trank aus der

Quelle der Erkenntniß den Durst nur immer mehr erregt. Diese Bilder des Hemling und van Eyck hatten mich aufs tiefste ergriffen; als ich mich aber mit ihnen beschäftigte, wurde ich bald gewahr, daß ich das, was sie auszeichnet, bei meinen bisherigen Betrachtungen über die Natur der Kunst, noch nicht genug berücksichtigt hatte.

Ich meine die religiöse Weihe dieser Bilder. Daß sie uns unendlich tiefer ansprachen, als die Bilder leichterer Gattungen, können wir nicht bloß dem ehrwürdigeren Gegenstande zuschreiben; denn wie viele Kirchenbilder verfehlen diesen Eindruck ganz. Worin liegt nun das, was diesen Bildern den höhern, religiösen Ausdruck verleihet?

Die Meisten werden die Fragen schon überflüssig finden. Die mehr oder minder religiöse Gesinnung, glauben sie, gibt auch den Bildern mehr oder minder religiösen Ausdruck. Zunächst läßt man es dahin gestellt, ob die Gesinnung, von der die Rede ist, den Einzelnen oder ihrem Zeitalter angehört, allein bei näherer Prüfung muß man wohl annehmen, daß es weniger von den Einzelnen als von der Zeit gilt. Denn wir finden z. B. Alle Bilder des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts mehr im religiösen Sinne als die des siebzehnten, und doch hat es zu allen Zeiten Gute und Böse, Fromme und Leichtsinnige, auch unter den Künstlern gegeben. Die Bilder des Giotto und des Filippo Lippi scheinen uns mehr frommen Ausdruck zu haben, als die des Rubens, und dennoch wird dieser wegen seiner Frömmigkeit gerühmt, während von Lippi ein entschieden leichtes Leben, von Giotto wenigstens Aeußerungen einer gewissen religiösen Gleichgültigkeit berichtet werden. Und sollte wirklich das fünfzehnte Jahrhundert eine tiefere Frömmigkeit gehabt haben, als das sechzehnte und siebzehnte? Die Geschichte des ersten gibt mehr Beispiele von Unglauben und Gleichgültigkeit, von Trug und Hinterlist, von Meineiden und Verbrechen aller Art, während die folgenden Jahrhunderte zwar den Streit der kirchlichen Parteien und kriegerische Wildheit, aber jedenfalls mehr

religiösen Ernst und Eifer entwickeln. Die Bilder des fünfzehnten Jahrhunderts übertreffen aber auch im frommen Ausdrucke die des frühern Mittelalters, und dennoch ist es keine Frage, daß die Glaubenskraft und die Gewalt der kirchlichen Mittel in diesen frühern Zeiten stärker war. Endlich wenn wir im fünfzehnten Jahrhundert selbst die verschiedenen Schulen vergleichen, so haben die niederländischen Bilder der Eyck'schen Schule wiederum mehr fromme Wärme und Innigkeit als die der oberdeutschen Schule; und dennoch mußte damals in Deutschland der Geist der Reformation schon keimen, der, wie man auch davon denken mag, jedenfalls nicht ein Zeichen religiöser Lauigkeit war.

Der Schluß von dem, was wir religiösen Ausdruck eines Bildes nennen, auf die Frömmigkeit des Zeitalters und des Landes ist daher unsicher; noch weniger aber kann man daraus auf die Frömmigkeit des einzelnen Malers schließen. Jeder Künstler muß von seinem Gegenstande begeistert seyn, wenn er etwas Wahres und Lebendiges hervorbringen soll. Die Nachahmer und Copisten kirchlicher Bilder mögen gleichgültig gegen ihren Stoff gewesen sein, die wahrhaft genialen Künstler, welche den Ton der Zeit angaben, waren es aber gewiß niemals. In der That, wer nur einigermaßen in den Stil der verschiedenen Zeiten eingedrungen ist, wird es empfinden, daß auch die dürre Strenge des Mittelalters und die affectirte süßliche Grazie in den Kirchenbildern des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts aus dem redlichen Bestreben hervorgegangen sind, die verehrten Heiligen mit allem Ehrwürdigen und Herrlichen, mit Reinheit, Huld und Demuth darzustellen, wie sie sich die Gläubigen dachten. Die Formen, die uns weniger frommen Ausdruck zu haben scheinen, sind nicht durch einen Mangel frommer Empfindung so geworden, sondern durch eine andere Richtung des Geschmacks oder bestimmter des Formensinnes. Mit den gewöhnlichen Vorstellungen ist dieß allerdings nicht leicht zu vereinigen; man ist gewohnt, die Religion nur im Sinne der Kirchenlehre anzusehen,

und die äußern Formen als etwas ihr Gleichgültiges zu betrachten. Man erkennt daher das Religiöse in der Kunst nur als Eigenschaft ihres Gegenstandes an, und hält den religiösen Ausdruck des Werks für einen Ausfluß der Gefühle des Künstlers für die heiligen Gestalten, welche er eben darstellt. Wenn man aber nur etwas näher tritt, muß man die Unhaltbarkeit dieser Ansicht fühlen. Bei andern Werken, die sich in Worten oder äußern Handlungen darlegen, ist immer eine gewisse Verwandtschaft mit der Religionslehre vorhanden, weil sie niemals aller moralischen Beziehung entbehren. In der Kunst aber soll der religiöse Ausdruck aus zarten Verhältnissen der Form und der Farbe entstehen, also aus Dingen, für welche die eigentliche Religion gar keinen Maßstab hat. Gewiß wird das Gefühl für das Heilige im Sinne der Kirchenlehre auch mitwirken, denn wie gesagt, der Künstler muß für seinen Gegenstand begeistert sein; allein damit diese Begeisterung sich in Formen und Farben äußern könne, müssen diese schon an und für sich des religiösen Ausdrucks fähig sein. Die Begeisterung für den heiligen Gegenstand schließt sich nur an eine der Kunst eigenthümliche, nicht in Worten zu überliefernde Religiosität an.

Manchem mag es anstößig scheinen, außer der eigentlichen Religion noch von einer zweiten zu hören. Allein dieß beruht auf einer ähnlichen Verwechselung, wie sie bei der Kunst gewöhnlich ist, auf einer Verwechselung des Gegenstandes mit der Auffassung. Der Gegenstand der Kirchenlehre ist allerdings der höchste, der nicht seines Gleichen neben sich hat; sie selbst aber ist eine menschliche Thätigkeit, einseitig und unvollkommen wie die andern, und ihrem Gegenstande nicht völlig genügend. Sie lehrt Gott kennen, und übt den Menschen, sich zu Ihm und über die Natur zu erheben, aber eben deßhalb kann sie in das Einzelne der Natur nicht eingehen. Und doch ist das Gefühl für Gott nicht rein und ungetrübt, wenn wir nicht zugleich das volle Bewußtsein haben, daß Er auch in der Natur und daß die Natur in Ihm lebe. Das praktische Leben und die Wissen-

schaft geben nur Zweifel über diese Einheit, und die Kirche kann diese Zweifel höchstens verstummen machen, indem sie von einem tiefen Mysterium spricht, das der Mensch nicht durchschauen könne. Das Bedürfniß nach voller Anschauung der Einheit Gottes und der Natur bleibt daher ungestillt, die Religion in sich unvollendet.

Hier tritt die Kunst befriedigend ein; indem sie die Natur gleichsam zum zweiten Male, aber mit ursprünglicher geistiger Selbstständigkeit gestaltet, gibt sie das Gefühl, daß auch die Welt der Erscheinungen nirgend ohne Gott sei. Sie ist selbst eine Religion, die aber nicht wie die eigentliche von Geist zu Geist spricht, sondern durch die Erscheinung zum Gefühl, die Verklärung der Natur für den Menschen, Naturreligion, und damit eine Ergänzung der geistigen Religion. Sie ist das pantheistische Element, das keine Religion entbehren kann.

Leo.

Die Italiener.

(1829.)

Es kann zunächst als wunderbar erscheinen, nachdem so gründlich-verschiedene Charaktere der einzelnen Staaten und Bevölkerungen in Italien hervorgehoben sind, auch von einer gemeinsamen italienischen Volksthümlichkeit, auch von einem allgemeinen Charakter der Italiener zu reden. Desungeachtet ist ein solcher vorhanden, und in einer Schärfe vorhanden, ja mit Eigenschaften ausgestattet, welche den Neid wenigstens der Teutschen erregen könnten; nur muß man bei der Beurtheilung des Italieners den moralischen Standpunkt des teutschen oder überhaupt nordischen bürgerlichen Lebens vergessen und bedenken, daß die Moral der niederen Kreise überall im Leben bei weitem weniger die Hervorbringung geistiger Thätigkeiten als physischer Bedingungen des äusseren Lebens ist.

Italien liegt unter den wärmeren Graden der gemäßigten Zone; die einfache und erste Folge dieser klimatischen Stellung ist, daß sich der Mensch freier von nothwendigen Bedürfnissen fühlt, daß er ein größeres Bedürfniß hat zu genießen. Einige Bedürfnisse, für welche der Bewohner nordischer Regionen zu sorgen hat, kennt der Italiener, besonders der aus den südlichern Landschaften, fast gar nicht; andere schwinden so zusammen, daß sie kaum mehr Bedürfnisse zu nennen sind. Das Wenige, dessen der Mensch nothwendig bedarf, giebt das Land fast überall im Ueberfluß, und kaum die Hälfte Arbeit ist nöthig, um für den

gemeinen Mann, in Beziehung auf sein physisches Leben, dieselben Resultate zu geben, als bei uns in Teutschland. Der Mensch fühlt sich also freier, er kömmt leichter zu der Betrachtung, daß er zu etwas Besserem dasein könne, als in geisttödtender körperlicher Anstrengung sein Leben als eine Marter zu empfinden. Er sucht und findet leichter Muße, und weil diese Muße zunächst nur in der Freiheit von Beschäftigung besteht, wird sie ihm die Quelle des Müssiggangs, der Spielsucht, die Quelle von Intriguen aller Art, während sie ihn auf der andern Seite nie zu der unmenschlichen Stumpfheit herabsinken läßt, zu welcher nordischer Pöbel durch das Uebermaß geistloser Arbeit in der Regel verdammt ist. Der Italiener hat mehr Zeit zu reflectiren, und weil der Sohn die gebildete Reflexion des Vaters als Kind schon vor Augen hat, kommt er schneller aus dem kindlichen Gebundensein zu einer freiern Stellung gegen die Welt. Die Sprache leistet hierbei bewunderungswürdige Dienste: ihre Leichtigkeit, ihre Verständigkeit, die ungetrübten Anschauungen, die reinen Abstractionen, welche sie bietet, der einfache Mechanismus, in welchem sie sich bewegt, Alles trägt dazu bei, in Italien schon das Kind zum Herrn dieses Elements zu machen, während der Teutsche gewöhnlich Zeitlebens damit kämpft und nur Wenige dazu kommen sich mit der Klarheit und einfachen Natürlichkeit auszudrücken, die man in dem Munde jedes Italieners findet, der nicht durch Einmischung einer fremden Bildung in der seinigen getrübt ist.

Die Müheloſigkeit dieser Freiheit der geistigen Betrachtung läßt dieselbe zunächst in einem schlechten Lichte erscheinen. Bedürftigkeit ist so oft die Quelle der Liebe. Würde die Mutter das Kind mit gleicher Liebe umfassen, wenn sie wüsste, daß es ihrer nicht im mindesten bedürfte? Würde das Kind mit gleicher Liebe an den Aeltern hängen, wenn es in einem Alter, wo der Einfall des Augenblicks noch Alles über dasselbe vermag, die Erfahrung machte, daß es auch ganz ohne die Aeltern bestehen könne? — In Italien ist zwar die Bedürftigkeit nicht ganz auf-

gehoben, was an sich unmöglich ist, aber im Verhältniß zu Teutschland ist sie sehr verringert, und so ist die nächste Folge, daß die natürlichen Bande der Liebe in diesem Lande weit loser sind, als wir gewöhnlich glauben, daß sie sein müssten. Aeltern und Kinder trennen sich leichter von einander; gesellschaftliche Verhältnisse wurzeln nie so tief im Gemüthe, oder vielmehr, da der Italiener von Jugend auf eine reflectirende Position einnimmt, so hat er das, was man Gemüth nennt, nur noch in der Form der Leidenschaft, d. h. es hat nur da auf seine Denk- und Handlungsweise Einfluß, wo es, durch gewaltsame Erregungen unterstützt, mächtig genug ist, temporär die Reflexion zu besiegen. Ein Gemüth, dem der Kampf mit den Forderungen des reflectirenden Verstandes erlassen, oder auch nur leicht gemacht wäre, kennt der Italiener nicht, und sehr oft finden sich Persönlichkeiten, in denen der reflectirende Verstand alles Gemüth todt geschlagen und dadurch eine Einfachheit des Handelns und Denkens erzeugt hat, von der ein Teutscher selten eine Vorstellung gewinnt. Wenn der Mangel an Pietät, an Gutmüthigkeit den Nordländer in Italien zuerst empört, so ist das Bemerken dieser Reflexion, die andere Menschen lieber braucht als sich ihnen hingibt, auf jeden Fall sich frei von ihnen weiß und sie wie Dinge ansieht, geeignet ihn überall Teufel erblicken zu lassen und ihm Italien als eine Hölle voll Falschheit und Mistrauen zu constituiren. Am Ende ist nur das Gemüth des Nordländers ein unebener Spiegel, in welchem sich die einfache Verständigkeit des Italieners zur Caricatur verzieht. Wie möchte einem Italiener zu Muthe werden, wenn er alle die krampfhaften Gemüthszustände unserer nordischen Welt kennen lernte: mit Abscheu würde er sich schwerlich abwenden; um den zu erregen, wäre der Gegenstand zu schwächlich, aber des Ekels und Mitleids könnte er sich gewiß nicht erwehren.

Es ist nothwendig, daß, wo das Volk im Allgemeinen sich in physischer und moralischer Beziehung leichter frei weiß und frei bewegt, wo ihm Pietät und das Gefühl geistiger Unter-

ordnung abgeht, daß da überhaupt die niederen Classen eine ganz andere Stellung zu den höheren einnehmen, als bei uns. In Italien ist der Pöbel nicht demüthig; er fühlt sich den höheren Ständen gegenüber in einer gewissen geistigen Kraft; denn seine Verhältnisse liegen jedem Einzelnen klar vor Augen, er genügt jeder Forderung, die seine Lage an ihn macht, und was er nicht braucht, verachtet er; zugleich fühlt er sich in einer gewissen Unabhängigkeit hinsichtlich seines physischen Bestehens. Nicht als eine höhere geistige Befähigung erscheint dem gemeinen Italiener die höhere Bildung des vornehmern, sondern nur als Resultat eines Mehr oder Weniger an Geldmitteln. Mit Selbstbewusstseyn, mit Höflichkeit, die er zu gewinnen sucht, aber ohne innere Erniederung, zuweilen mit Gleichgültigkeit und Grobheit und mit dem Gedanken, daß der Tod Allen gleichermaßen beschert sei und daß es in der Hand des Muthigen liege, dem Uebermüthigsten dies Naturgesetz der Gleichheit auf jeden Fall überzeugend genug zu demonstriren: mit solchen Prädicaten tritt der Mann gemeinern Stammes dem Vornehmern entgegen.

In unserer Zeit, wo die Verhältnisse der italienischen Staaten durch auswärtige Mächte garantirt sind, kann die Gesinnung und der Charakter der untern Stände als sehr indifferent in politischer und historischer Hinsicht angesehen werden; allein so lange Italien sich selbst überlassen war, also in der Zeit, wo die meisten Institute und die Sitten des gewöhnlichen Lebens, wie sie größtentheils noch bestehen, ihre Gestalt erhielten, in dieser Zeit war das Volk in allen italienischen Staaten von der höchsten Bedeutung, mochte die Verfassung nun eine solche sein, wo ihm eine Mitwirkung bei Geschäften und Angelegenheiten, welche das gemeine Wesen betrafen, zugestanden war, oder nicht; denn in letzteren griff das Volk oft gewaltsam ein, und wenn dies verhütet werden sollte, mussten die regierenden Stände oder Herren dieselbe wenigstens mit bei weitem mehr Berücksichtigung behandeln, als uns der Pöbel zu verdienen scheint. Die Kraft, die im gemeinen Volke ist, dies, daß der Einzelne, der zum Pöbel

gehört, mehr Zeit hat zu reflectiren und zu phantasiren, daß er nie durch Mühseligkeiten und Mangel innerlich gebrochen, sondern allenfalls nur wüthend gemacht wird, dies ist es, was in Italien frühzeitig eine gewisse demokratische Richtung sich entwickeln läßt.

Diese demokratische Richtung ist dann aber nicht bloß eine halbe, sie erstreckt sich nicht bloß auf das Heben gewisser Bürgerclassen, etwa der Grundbesitzer oder der in den Städten Angesessenen, oder gewisser Gewerke, sondern sie ist durchgreifend; bis zu dem gemeinsten Fachin ist das Bedürfniß eines freien Raisonnements und die Lust an öffentlichem Handeln vorhanden. Natürlich kann sich eine solche Lust in wirklich demokratischen Formen nur dadurch bethätigen, daß sie entweder sofort mit der heillosesten Anarchie anfängt oder bald dazu gelangt; daß es auf diese Weise nicht gehe, mochte selbst der gemeinste Hause bald einsehen, so nahm er also in Italien denselben Ausweg, der schon im alten Griechenland so häufig betreten ward, er erhob Tyrannen. Dies waren entweder Anführer, wie sie das Volk und der Zufall im Augenblick ausbrechender Tumulte an die Spitze stellte, oder es waren Leute aus höhern Ständen und mit umfassendern Mitteln, welche die Natur des Volks recht wohl kannten, sie berechnet hatten und die Kraft, die sie in derselben fanden, anzuwenden wußten, um sich emportragen zu lassen. Die Letzteren waren die einzigen von bleibendem Einfluß, die Ersteren wurden gewöhnlich in Verhältnisse gestellt, denen sie nicht gewachsen waren, und gingen schmählich zu Grunde.

Wenn wir im Mittelalter sehen, wie in Italien in jedem Staate die Volksclasse, welche der herrschenden zunächst steht, nach Theilnahme an der Regierung strebt, wie so die Hoheitsrechte von den Königen und ihren weltlichen Fürsten zuerst an die Bischöfe, von diesen an die schöffenbar-freien Bürger, von diesen an alle Bürger kommen, werden wir Italien als durch einen gewissen Freiheitssinn ausgezeichnet, als ein Land anerkennen müssen, dessen Bewohner mit regem Interesse für öffent-

liche Angelegenheiten, begabt sind. Aber wie Italien das Land der Freiheit genannt werden kann, mit demselben Rechte kann es auch das Land der Tyrannei genannt werden: denn wo irgend jener Kampf gewisser höherer Bürgerclassen, also einer aristokratischen Partei gegen eine demokratische Partei in dem Staate entstand, da trieb die letztere immer Tyrannen in die Höhe und zwang dadurch auch die Gegenpartei, um mit ähnlicher Energie auftreten zu können, ihren Führern eine Gewalt anzuvertrauen, die nur gar zu leicht in tyrannische Herrschaft ausarten mußte.

Italien ist also das Land der Volksfreiheit wie der Tyrannei, und seine Tyrannen haben in ihrem Uebermuthe gegen ihre Feinde, da sie gegen ihre eigne Leidenschaft durchaus kein Gegengewicht hatten, das Scheußliche selbst zuweilen übertroffen. Wir schließen hieraus ganz richtig, daß die Freiheit der Italiener keine sittliche Grundlage habe; und diese sittliche Grundlage fehlt deshalb, weil der einzelne Italiener, inwieweit er innerlich frei ist, es durch die Natur ist; weil geistige Freiheit in Italien nicht das Resultat ernsten und tiefen Ringens des Menschen in ihm selbst, sondern eine göttliche Gabe und ein Product der Muße ist, die jedem Italiener so leicht zu Theil wird. Die Freiheit des Italieners ist durch die Art, wie sie producirt wird, Etwas, was in der Noth nicht Stich hält; durch die Wirkung allgemeiner Kräfte ist es hervorgerufen und eben dadurch wird es zertrümmert, sie ist nichts innerlich, nichts sittlich Festgestelltes. Der einzelne Italiener, wie er leicht dazu kommt, für sich alle Freiheit in Anspruch zu nehmen, kommt eben so leicht dazu, sie Andern ganz zu rauben.

Es reduciren sich alle diese Erscheinungen immer wieder auf jene Bemerkung, daß der Italiener durch die Sorglosigkeit des Lebens, die Gemüthlosigkeit seiner Umgebung, die Leichtigkeit seiner Sprache als Knabe dazu kommt, sich in reflectirendem Denken zu verhärten und sich gegenüber Alles nur als ihm innerlich fremde Gegenstände zu betrachten. Im Gegensatz der nordischeren Nationen Europa's ergiebt sich hieraus der Unter-

schied, daß der Italiener als einzelne Persönlichkeit im Durchschnitt schöner, einfacher, in seiner Weise vollendeter, mit einem Worte mehr als ein ganzer Mensch dasteht, aber sowie allgemeine, sittliche Beziehungen zu Familie, zum Staat eintreten, häßlicher erscheint; während bei jenen viele Tausende von einzelnen Persönlichkeiten geistig verstümmelt und verkrüppelt werden, um durch diese Verkrüppelung den Platz, den ihnen das Ganze bestimmt, besser zu erfüllen: so daß also der Vorzug der nördlichern Nationen recht eigentlich nur in der Vollendung ihrer umfassendern Kreise und öffentlichen Institute, in ihrem Familien und Staatsleben besteht. Mann gegen Mann gehalten, würden tausend Nordländer, die ganz eingekrüppelte Schuster, Schneider, Gelehrte, Soldaten u. s. w. sind, aufzuzählen sein, ehe Einer sich fände, der den Körper und Geist sich so gewandt erhalten hätte, daß er jedes freien Genusses oder auch nur einer graziösen Bewegung seiner Gliedmaßen fähig wäre; während im Süden, in Italien wenigstens, gerade der entgegengesetzte Fall eintritt, und irgend eine Bäuerin aus dem Latinergebirg oder irgend ein Bewohner Venedigs, aus wie niedrigem Stande er auch sein mag, was Haltung und Genußfähigkeit, was persönliche Energie und Entschlossenheit anbetrifft, dreist nicht nur allen ihren Standesgenossen in Teutschland die Spitze bieten dürften, sondern gewiß tausendmal auch Glieder weit gebildeter Stände dieses Landes durch eine Zusammenstellung beschämen würden. Der Italiener ist als Einzelner immer etwas werth, der Teutsche gar zu oft nur als Glied eines größern Ganzen.

Fassen wir nun die Eigenthümlichkeit der italienischen Nation so, daß in ihr die Persönlichkeit des einzelnen Subjects eine weit größere Berechtigung prätendirt und verdient, daß aber dadurch auch eine größere Vereinzelung stattfindet, solange nicht eine höhere Macht gewaltsam zusammenbindet; so wird uns zugleich begreiflich werden, wie in Italien die Wirkung gewisser allgemeiner Kräfte zu allen Zeiten weit größer war, als in anderen Ländern. Es findet nämlich in dieser Hinsicht

dasselbe Verhältniß statt zwischen einer Nation, bei der die allgemeinen Beziehungen Kraft haben und das Subject zurücktritt, und einer Nation, bei welcher durchaus die Einzelheit auf ihrem Recht beharrt, wie zwischen einem Sandfelsen und einem Haufen Sandstaub. Während Sturm und Wogen lange, lange vorüberbrausen, ohne jene Gestalt bedeutend zu verändern, gibt dieser jedem Eindruck nach, der von aussen an ihn gebracht wird. In keinem Lande, Griechenland etwa allein ausgenommen, haben Geld, haben Noth und Gewalt so große Wirkungen hervorgebracht, als in Italien; in keinem Lande hat so oft und so mächtig Weiberschönheit die wichtigsten Verhältnisse bestimmt, als in Italien. Solange Italien sich selbst überlassen war, finden wir einen steten Wechsel der Verfassungen und eine unerschöpfliche Productionskraft neuer Formen des öffentlichen Lebens, eben weil Alles, was auf des Menschen Phantasie oder Reflexion, auf seine Sinnlichkeit oder seinen Eigennutz einwirkt, nirgends in der neuern Zeit eine größere Gewalt hatte, als in Italien. Welches Land ausser Italien kann ein Beispiel aufstellen, daß Wichtigkeit eines Hauses für Geldverhältnisse demselben die Stellung eines souveränen Fürstenhauses erworben hat? Die Mediceer waren, bevor sie zu fürstlichem Ansehn gelangten, nur Banquiers: Nichts führte den alten Cosmo aus seiner Verbannung zurück und stellte ihn doppelt so hoch als früher, Nichts erwarb ihm in Venedig jene schon beinahe fürstliche Auszeichnung, als weil seine Abwesenheit in Florenz drückend in allen Geldgeschäften gefühlt ward, und sich mit den Bestrebungen seiner Freunde eine höhere Macht, das Bedürfniß eines weitern und dadurch einflußreichern Kreises, zu seiner Zurückberufung alliirte. Nichts stellte den erlauchten Lorenzo so in den Mittelpunct aller italienischen Verhältnisse, Nichts machte ihn also auch seinen Mitbürgern unentbehrlicher, als weil er am großartigsten die Geldverhältnisse aller damaligen gebildeten Staaten übersah und zum Theil leitete. Und wo ist das Land außer Italien, wo Weiberschönheit, ich will nicht

sagen Kriege entzündete, sondern ganz allein entschied; wo Weiber durch den Genuß, den ihr Körper hoffen ließ, regierten und längere Zeit nicht bloß über weltliche, sondern sogar in geistlichen Verhältnissen dominirten.

Weil in Italien der Einzelne sich als solcher freier, isolirter fühlt, haben hier die persönlichen Leidenschaften und persönlichen Interessen zu allen Zeiten ein schwereres Moment in allen, auch den öffentlichen Angelegenheiten gebildet, als irgendwo sonst in dem modernen Europa. Es folgt daraus, daß, wer die liebenswürdigen und beneidenswerthen Eigenschaften des italienischen Volkes kennen lernen will, dieses Volk nicht in seinem Familien-, auch nicht in seinem Staatsleben, überhaupt nicht da aufsuchen darf, wo der Einzelne seine Individualität unterordnen soll, sondern da, wo die geistige Fülle des einzelnen Menschen reich und glänzend sich entwickeln kann, im Gebiete der Kunst.

Wer überhaupt von der Geschichte einer ihm fremden Nation etwas mehr kennen lernen will, als Namen und Jahrzahlen, muß darauf gefaßt sein, für einzelne Interessen, die er bei seiner Nation verfolgen kann, bei jener nicht den mindesten Sinn zu finden; und will er nicht eine krankhafte und trübe Ansicht gewinnen, so bleibt ihm dann Nichts übrig, als auch auf die Richtungen des fremden Volks mit Liebe einzugehn, für welche das Leben im Vaterlande weniger Sinn in ihm zu wecken und zu nähren geeignet war. Wer wissen will, was Italien der Welt war, der muß Sinn für bildende und redende Künste mitbringen, und er muß durch die Bewunderung jener herrlichen Kraft, die den Italiener so viele ewige Werke hervorbringen ließ, selbst sich die Fähigkeit erwerben, ihn auch da geistig anzuerkennen, wo sich derselbe zu anderem Thun weniger tüchtig gezeigt hat.

Uns erscheint die Kunst gar zu leicht als Nebenwerk, als eine Art Zierpflanze, als ein Luxusartikel des Lebens, und wir beurkunden dadurch nur, daß unserer Zeit im Allgemeinen jenes

Vermögen und jenes Bedürfniß verschwunden ist, welches die Kunst ins Dasein rief.

Wie ein Pflanzenkeim, der sich entwickelt, die unvollkommneren Umhüllungen, die eine Zeit lang das allein Sichtbare an ihm waren, absterben läßt, sowie vollkommnere Theile genugsam erstarkt sind, um ihrer nicht mehr zu bedürfen: so hat der Mensch im Verlauf der Geschichte gewisse Perioden vorzugsweise gewissen Richtungen gewidmet, die dann, nachdem sie durchlaufen waren, eben dadurch, daß sie, die früher von unendlicher Wichtigkeit waren, weil ihr Ende und ihre Schranken unbekannt waren, jetzt nicht mehr als allem geistigen Leben Bewegung und Bedeutung verleihend, sondern selbst als eine einzelne Bewegung erschienen, nicht mehr das Streben der Zeit, das höchste Interesse des Geistes ausmachen konnten. Das sicherste Kennzeichen, daß eine Tendenz in einer Zeit auf die angegebene Weise dominirt, daß man von ihrer Verfolgung die Befriedigung der höchsten Wünsche des Geistes erwartet, ist ihre innige Verknüpfung mit der Religion. Zugleich aber ist dies ein Beweis, daß die Tendenz nach ihren letzten Resultaten noch dunkel ist. Gott ist überall zu finden, und wer das Göttliche vorzugsweise auf Einem Wege glaubt suchen und darstellen zu müssen, zeigt dadurch nur, daß er diesen Einen Weg noch nicht als einen einzelnen, beschränkten erkannt hat, daß er ihn nicht in seinem vollen Umfange übersieht.

Es ist also das erste Erscheinen einer Richtung als höchstes Interesse der Zeit ein Zeichen, daß der Mensch in dieser Hinsicht noch geistig gebunden, noch unwissend ist, daß er aber ein Bewußtsein über seine Unwissenheit gewonnen hat, daß sie ihn drückt und er deshalb Anstrengungen macht, auf dieser Bahn fortschreitend, das Ziel, zu dem dieselbe führt, kennen zu lernen. So lange auf derselben noch eine große Strecke in Dunkel gehüllt vorliegt, tritt zugleich der Reiz einer gewissen Sehnsucht, die dieses Dunkel mit dem Höchsten; über welches die Phantasie gebietet, erfüllt, ein, und so gehen äussere Ungeschicklichkeit und

jene gebundene Religiosität, die Andacht, gleichen Schritt. Nur während solcher geistigen Zustände vermögen Bilder, wie das alte Crucifix in Santa Maria Novella zu Florenz, eine ganze Stadt nicht bloß in Bewegung, sondern sogar dahin zu bringen, daß die Vollendung des Gemäldes in allem Ernst als eines der größten Zeitereignisse angesehen wird. Wie die äussere Ungeschicklichkeit allmälig abnimmt, der Mensch freier über das Material, in welchem er das, was ihn geistig beschäftigt, darstellen will, gebietet, wird auch das religiöse Bewusstsein ein freieres, und die Vollendung der Kunst ist zugleich eine Befreiung für den Gedanken. Dies ist es, was den Gebildeten auszeichnen soll in jeder Beziehung, daß er das allgemeine Bedeutung Enthaltende seinem Auge nicht durch verhüllende Namen entrücken lasse. Die großen italienischen Künstler haben eben so viel gethan für die geistige Befreiung und Entwickelung der Welt, als die deutschen Reformatoren: denn so lange jene alten, düstern, strengen Heiligen- und Gottesbilder noch die Herzen der Gläubigen fesseln konnten, solange in der Kunst die äussere Ungeschicklichkeit noch nicht überwunden war, war darin ein Zeichen gegeben, daß der Geist selbst noch in einer engen Beschränkung, in drückender Gebundenheit beharrte. Die Freiheit in der Kunst entwickelte sich mit der Freiheit des Gedankens in gleichem Maße, und beider Entwickelung war gegenseitig bedingt. Erst als man an der Kunst wieder ein freies Wohlgefallen fand, war man auch wieder fähig, die Classiker der alten Welt aufzunehmen, sich an ihnen zu erfreuen und in ihrem Sinne weiter zu arbeiten; und ohne die Aufnahme der alten classischen Literatur wäre die Reformation nie etwas Anderes, als ein kirchliches Schisma geworden, wie das der Hussiten war. Als sich das Interesse jedes freieren Strebens des Geistes mit der Reformation verbinden konnte und verband, ward sie ein Panier für Alles, was sich geistig seit jener Zeit ausgezeichnet hat. Die Beziehung der Kunst und Wissenschaft zu der Religion war also in der damaligen Zeit keineswegs, wie sich

manche Protestanten vorstellen mögen, eine künstliche; sondern ein unzerreißbares Band umschlang und verband beide, und nur gleichen Schrittes konnten sie der Befreiung entgegengehen.

Bis zur Reformation gingen Teutschland und Italien, diese früher so innig verschwisterten Länder, diesen gleichen Schritt, sich stets ergänzend und vielseitig freundlich berührend. Seitdem sind sie auseinandergegangen. Italien hatte die Welt der Kunst in ihrem ganzen Umfang zu seinem Interesse gemacht; in Teutschland blieb das Interesse des Gedankens das Höchste; Italien verschmähte später die Freiheit teutscher Wissenschaft, Teutschland Italiens Kunst, und während Teutschlands Wissenschaft dadurch zu einem nüchternen, hohlen, von Lebenskraft entblößten Gemächt des gemeinen Verstandes zu werden drohte, ist Italiens Kunst zu einem frivolen Spiel geworden, welches geistigen Ekel erregt und eine Flucht der Religion vor der Kunst erzeugt, wobei die Letztere ganz zu sinnlicher Ergötzung bestimmt, langweilig und leer zugleich wird.

Wenn dies aber jetzt auch der Fall ist, wo Italien unter die verknöcherte Form der Hierarchie gedrückt, politisch durch fremde Interessen bestimmt und auf diese Weise zurückgehalten ist von der lebendigen Theilnahme an dem, was die Zeit verlangt, so ruft doch die ganze Geschichte und jeder Schritt breit italienischen Landes uns zu, daß, wenn in den politischen Verhältnissen in Italien das Land es war und seine Beschaffenheit, welche fast überall die Motive der Gestaltungen hergab, und also die Natur hier den Menschen besiegte, im Gegentheil in der Kunst der Mensch sich als Sieger der Natur zeigte, und daß er sich aus diesem ganzen Lande Ein großes Denkmal seiner geistigen Herrlichkeit geschaffen hat.

Daß dies möglich werden konnte, dazu reichte es nicht hin, daß das italienische Volk eine Reihe hochbegabter Künstlernaturen hervorbrachte; es musste auch in jedem Individuum dieser Nation eine gewisse Genußfähigkeit, die Fähigkeit vorhanden sein, das Schöne zu erkennen und zu achten; denn nie wird

ein ausgezeichnetes Werk vollbracht werden, wenn nicht ein großer Kreis sich danach sehnt und an seiner Vollbringung Theil nimmt. In einem Volke kann aber jene Genußfähigkeit, jener Sinn, das Geistige in der sinnlichen Gestalt zu fassen, jener Sinn für das Schöne nie stattfinden, wenn ganze Classen desselben durch rohe Arbeit sinnlich abgestumpft und selber aller graciösen Haltung beraubt werden. Die Muße ist die Mutter der Künste.

In Italien hat diese Mutter so fruchtbar sich gezeigt, daß selbst der gewöhnliche Acker mit seinen Baumreihen, seinen Rohrgebüschen und Weinguirlanden, daß selbst das gewöhnliche Gehöft des Bauern mit seinen offnen, wie auf Säulen ruhenden Vorrathsgebäuden, mit den Häusern, die das schöne flache Dach bedeckt, daß selbst die Kleidung der gemeinsten Frau vom Lande mit ihren fast überall geschmackvoll zusammengestellten Farben und mit dem einfach und zierlich geordneten Haar noch als Beweis eines der ganzen Nation eigenthümlichen Schönheitssinnes angeführt werden kann. Doch wer beschreibt die Herrlichkeit einer Aussicht über jene Kunststadt Toscana's und der Welt, über Florenz, und den Garten ihrer Umgebung? Wer malt die äusserste Begrenzung derselben von da an, wo Fiesole mit seinen freundlichen Thürmen herüberwinkt, bis wo die blauen Buckel der Luccheserberge auf dem goldnen Hintergrund des westlichen Abendhimmels sich erheben; wie hier Alles, Alles die Spuren mehrtausendjähriger Arbeit geistvoller Menschen an sich trägt? Wie eine Wasserlilie hervorragt über den Spiegel des Sees, so ruht auf diesem reizenden Boden das reizendere Florenz mit seinen ewigen Werken, mit seinem unerschöpflichen Reichthum. Von dem kühnen, luftigen Thurme des Palastes, der wie ein schlanker Mast emporsteigt, bis zu Brunelleschis Wundergebäu, der herrlichen Kuppel der Kathedrale; von dem alten Hause der Spini bis zu dem großartigsten Palast, den die Welt gesehen, dem Hause der Pitti; von dem Garten des Franciscanerklosters bis zu den wunderwürdigen Anlagen der

Caſcinen iſt Alles unvergleichlich herrlich und voll Grazie; jede Straße von Florenz iſt eine Welt für die Kunſt; die Mauern von Florenz ſind der Kelch, der die ſchönſte Blume menſchlichen Geiſtes umſchließt.

Und dies iſt nur der reichſte Edelſtein in dem Diadem, womit das italieniſche Volk die Erde geſchmückt hat. Und wenn auch kein anderer ihm ganz an die Seite geſetzt werden kann, verſchwindet doch faſt ſein Glanz unter der Menge der ihn umgebenden, die alle in eigenthümlicher Herrlichkeit leuchten. Man muß ſehr armſeligen Geiſtes oder ſehr ſchwächlichen Gemüths ſein, um ſich durch irgend ein Ungemach abhalten zu laſſen, Italien in ſeiner Hoheit, und die Italiener, wie ſie der Geſchichte angehören, in ihrer Tüchtigkeit und Eigenthümlichkeit anzuerkennen.

Tholuck.

Das in Gott verborgene Leben.

(Bruchstück einer Predigt; am Todtenfeste 1834.)

Lasset uns den geheimnißvollen Strom des in Gott verborgenen Lebens des Menschen bis zu jenem ersten Quellpuncte verfolgen, wo er so leise fließt, daß er schon da ist, ehe der Mensch selbst es merkt. „Gott hat gemacht — sagt der Apostel — daß von Einem Blut aller Menschen Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen, und hat Ziel gesetzt und zuvor versehen, wie lange und wie weit sie wohnen sollen, daß sie den Herrn suchen sollten, ob sie ihn fühlen oder finden möchten, und zwar ist er nicht fern von einem Jeglichen unter uns; denn in ihm leben, weben und sind wir." Sehet da die geheimnißvolle Stelle, wo der Born der Ewigkeit in die Zeit hineinfließt. Als der Ewige in den neugeschaffenen Erdensohn seinen Odem hineinblies, und zu ihm sprach: du bist mein Bild! da entstand das Geheimniß der Menschennatur, in welchem, wie in einem verschlungenen Namenszuge, die Ewigkeit sich mit der Zeit vermählt hat. Gott ist allen Menschen nahe, denn „sie leben, weben und sind in ihm." Von den Heiden sagt derselbe Apostel im Briefe an die Römer, daß „eine göttliche Wahrheit in sie hineingeboren ist, die sie in Ungerechtigkeit aufhalten," d. i. nicht zu Worte kommen lassen, daß sie „von Natur das Gesetz Gottes wissen, daß auf die Sünde der Tod folgt!" (Röm. 1, 31.) „Es giebt ein Licht, wie Johannes uns sagt, was jeden Menschen erleuchtet, der in diese

Welt kommt.“ Und in diesem Lichte, in dieser von Gott in uns hineingebornen Wahrheit zu leben, das, meine Freunde, ist das verborgene Leben, es ist das in Gott verborgene Leben, denn kein anderer als Er, aus dem es hervorquillt, weiß um seinen verborgenen Wellenschlag — Er ist es, in dem es gelebt wird. Soll ich nun den Schleier von eurer Brust heben, soll ich sie euch deuten die vielleicht von euch selbst noch unverstandenen Anfänge jenes Lebens in Gott, so laßt mich zuerst euch hinweisen auf jene Augenblicke, die wohl in dem Leben Keines von euch gefehlt haben, wo ihr nach Etwas verlangt habt, das die ganze Welt euch nicht bieten konnte. Denn wenn über die Welt hinaus kein anderes Gut ist als Gott, so hat eure Seele sich damals nach Gott gesehnt — es sind die Anfänge gewesen eines verborgenen Lebens in Gott. O daß nur der Mensch in solchen Augenblicken sich selbst verstände, o daß ein liebendes Freundeswort der Dollmetscher würde für jene geheimnißvolle Gottessprache, denn für wie viele spricht Gott, ohne daß sie es ahnen. Laßt mich euch den göttlichen Ruf nachweisen in den Momenten, die euch wohl allen bekannt sind. Ein feierlicher Sternenhimmel, die Höhen der freien Berge, ein stiller Sommermorgen mit dem fernen Ruf der Glocke, die zur Anbetung ladet — wo wäre ein noch so tief in der Welt versunkenes Herz, in dem nicht dann und wann dabei eine Sehnsucht aufgegangen wäre, eine Sehnsucht, die du bald eine Sehnsucht nach einem unbekannten Etwas, bald eine Sehnsucht nach Gott, bald eine Sehnsucht nach einer Ruhe nanntest, welche die Welt nicht geben kann. Ob dir's auch selber nicht bewußt ist, du sehntest dich damals wahrhaftig nach Gott. Du legst die glühende Wange an den Busen des Freundes, du stützest das müde Haupt an die Brust der Gattin, du läßt alle Güter des Lebens an dir vorübergehen, und fühlst dich so arm! „Gott hat den Menschen geschaffen zu ihm, darum findet das Menschenherz keine Ruhe, als bis es ruhet in ihm.“ Mitten im Geräusch der Gesellschaft ergreift einen Andern jene Sehnsucht;

die rauschende Musik schweigt einen Augenblick — ein Augenblick und alles um dich und hinter dir däucht dir ein langer Traum und alle Menschen Träumende — o wehe dir, der du den Augenblick nicht festhältst, und dich wieder hineinstürzest in die Woge, bis sie über deinem Haupte zusammenschlägt! So beginnt, ein einzelner Blitz, das verborgene Leben des Menschen; Christus nennt diese innern Flammen die Züge vom Vater, und es kommt nun darauf an, ob dieser Anfang einen Fortgang haben soll. Gott hat sich dir genaht, es kommt darauf an, ob du nun ihm wieder nahen willst. (Jak. 4, 8.) Du thust es, das unbekannte Etwas, nach dem du dürstest, drängt dich! du suchst die stillen Stunden, du gehst ihm entgegen, ob es sich dir noch näher enthüllen wolle, dir näher entgegen kommen, du rufst: „Unbekanntes Etwas, nach dem ich die Hände ausstrecke, ohne noch seinen Namen zu wissen, offenbare dich mir und gieb mir Ruhe!“ In der Sehnsucht deines Innern greifst du zur Rechten, greifst du zur Linken — endlich, endlich greift deine Hand auch zum Neuen Testamente. Und nun wird Alles anders. Du lieset, und es fallen die Schuppen von deinen Augen. Du wußtest selbst nicht, was deine Unruhe und Sehnsucht eigentlich meinte. Da lernst du es erkennen, daß die Sünde es sei, die dir den Weg zum Lande der Ruhe verschloß, das ahntest du nicht. An Sünde dachtest du überhaupt nicht. Nun siehst du diese Scheidewand. Nun sehnest du dich aber auch nicht mehr nach einem unbekannten Etwas — nun weißt du, was dir fehlt; du sehnest dich nach dem reinen Herzen, ohne welches man Gott nicht schauen kann. Und das, das, meine Freunde, ist der Anfang im verborgenen Leben, der wahrhaftig einen Fortgang hat. Christliche Gemeinde, wir stehen jetzt in einer wichtigen Periode des Reiches Gottes, in einer Zeit großer Sehnsucht. O wie viele von Sehnsucht zerrissene Herzen mag es auch in dieser Versammlung geben! Doch wie viele auch zugleich, denen in diesem Sehnen ein Jahr um's andere vergangen

ist, und das Suchen hat kein Finden werden wollen. Könntet, dürftet ihr vortreten vor die Gemeinde Gottes, ihr zerrissenen Herzen, und dürftet ihr eurem Schmerze Worte geben — wie hör' ich euch jammernd rufen: „Ach, daß das verborgene Leben, von dem du sprichst, bei mir nur zerrissene Blitze sind, nach denen die Nacht desto schauerlicher wird, und ein Morgen will nimmer tagen!“ Freunde! So lange eure Sehnsucht noch die nach einem unbekannten Etwas ist, da könnet ihr freilich nicht finden. Das war es ja eben, was ich euch sagte. An das bestimmte Wort der Schrift muß sie sich anknüpfen; die Gottheit, welche für euch noch keinen Namen hatte, muß eine Gestalt vor euch bekommen; ihr müßt den Heiligen erkennen, der da sagt: „Ich bin heilig, und ihr sollt heilig sein!“ ihr müßt aus der Schrift lernen, was die Scheidewand ist vom Lande der Ruhe, und alles euer Gebet muß in das Eine sich auflösen: „Mein Gott, schaff' in mir ein reines Herz!“ Ein solcher Anfang, Brüder, hat wahrhaftig einen Fortgang.

Es ist wahr, meine Andächtigen, in dieser Frühlingszeit des Reiches Gottes, in der wir leben, schlagen viele Bäume aus, von denen es zweifelhaft ist, ob je der Herbst ihre Blüthen in Früchte verwandeln werde. Zahlreich sind unter Männern und Frauen, und insbesondere auch unter euch, ihr Jünger der Wissenschaft, diejenigen, bei denen ein gewisser Sinn für die unsichtbare Welt erwacht ist, eine Sehnsucht nach einem namenlosen Etwas, aber mit diesem Sinne und dieser Sehnsucht seid ihr nun hingegangen von einem Jahre zum andern, und die zerrissenen Bausteine haben sich nicht zusammenfügen wollen zu einem Tempel Gottes. Das macht, daß jene eure Sehnsucht noch keinen sittlichen und heiligen Charakter hat, daß es ein unbestimmtes Hangen und Schweben, ein dunkles, dichterisches Träumen ist. Soll ich in den Worten eines Dichters die Natur eures Sehnens aussprechen?

„Wo faß' ich dich unendliche Natur?
Euch Brüste wo? Ihr Quellen alles Lebens,
An denen Himmel und Erde hängt,
Dahin die welke Bruſt ſich drängt —
Ihr quellt, ihr drängt, und ſchmacht' ich ſo vergebens?

Das iſt nicht eine einzelne Stimme, das iſt die Stimme Vieler unſeres Geſchlechts. Und ſo lange das verborgene Leben in Gott nur dieſen Charakter hat, ſo fehlt ihm auch die fortgehende Geſchichte des innern Menſchen. Dieſe beginnt eigentlich erſt damit, wenn jene Sehnſucht nach Ruhe eine Sehnſucht nach einem reinen Herzen geworden iſt. Eine ſolche Sehnſucht nach einem reinen Herzen flattert nämlich nicht mehr in's Unbeſtimmte hinaus, ſondern ſchließt ſich unmittelbar an die Perſon des Erlöſers an, und eben darin liegt der Grund, daß ein ſolcher Anfang des verborgenen Lebens auch ſeinen Fortgang hat. Iſt jene unbeſtimmte Sehnſucht eine Sehnſucht nach einem reinen Herzen geworden, ſo gehen alle Gedanken auf den Erlöſer als ihren Mittelpunkt hin. Sein heiliges Opfer wird der Troſt, wenn das Gewiſſen uns anklagt; die Gemeinſchaft mit ihm durch den Glauben wird die Quelle der Lebenskraft; ſein heiliges Bild wird Vorbild. Darum heißt denn auch das verborgene Leben ſelbſt in den Worten des Apoſtels Chriſtus, „wenn Chriſtus, euer Leben — heißt es — wird offenbar werden.“ Von dem an, wo dieſes eintritt, beſteht das verborgene Leben nicht bloß in vereinzelten Augenblicken, in zerriſſenen Blitzen, es wird eine zuſammenhängende, fortgehende Reihe innerer Erfahrungen — nach der langen Nacht bricht der Morgen an. Während vorher die ganze Reihe der äußern Begebenheiten des Lebens losgelöſt von deinem innern Leben an dir vorübergieng, bringſt du nun zu allem deinen Thun und Treiben die Beziehung auf den Erlöſer mit, ſo daß jedes Wort und jede That des vor der Welt offenbaren Lebens des Chriſten mit einem innern Worte und einer innern That des verborgenen Lebens in Gott zuſammenhängt. Während du vorher, unmittelbar nachdem der Blitz

vom Himmel her dich durchzuckt hatte, dich wieder im Schlamme der Erde wohlfühlen konntest, kommt nun Einheit in dein Leben. Freilich kommen auch noch Zeiten, wo der Zusammenhang dieses innern Lebens uns gestört erscheint, wo es uns vorkommt, als wäre es erloschen. Wie der Wanderer auf hohem Felsenrande tief unten unter dem Gestein kaum vernehmbar leise den kleinen Bach rauschen hört, so vernimmt auch der Gläubige zuweilen nur leise, daß der Strom seines innern Lebens fortfließt — doch steht er nicht mehr still. Das ist das tiefe Wort unsers Luthers, daß der Glaube bei dem wiedergebornen Christen gleich dem Pulsschlage des Blutes selbst in der Nacht nicht stille steht. Ueber sein eignes Gnadenwerk in unserer Seele hält der Herr zuweilen den Schatten seiner Hand, daß wir es nicht sehen können, um im Glauben uns zu prüfen, und in der Demuth uns zu erhalten. Da nun aber, nachdem der Mensch seinen wahren Schaden erkannt hat, das Verlangen nach dem reinen Herzen nicht mehr aufhören kann, so wird das Christenherz auch fortwährend nach seinem Herrn hingedrängt; denn Bedürfniß nach Erlösung kann nimmer aufhören, und eben damit kann denn auch der innere Strom nie völlig abbrechen. Ja nicht nur hört der Strom des verborgenen Lebens nicht auf zu rinnen, sondern er nimmt zu. Zwar haben gläubige Christen darüber verschieden gedacht, aber gewiß, dünkt mich, müssen wir sagen, daß in der Reinigung des Christen von der Zeit an, da er gläubig wurde, wenn auch von einzelnen Stillständen oder wohl gar Rückschritten unterbrochen, doch im Ganzen ein Fortschritt seyn muß bis zu seinem Ende. Mit jedem größeren Zeitabschnitt muß die Luft der Welt uns verächtlicher, die ewige Wahrheit uns heiliger, Gottes Wille uns leichter, der Gedanke an den Tod uns freundlicher werden, dafern wir ächte Christen sind. Was heißt es denn anders, wenn der Apostel auffordert: immerdar zu wachsen, „bis daß wir alle hinankommen zu einerlei Glauben, und ein vollkommner Mann werden nach dem Maaße des vollkommenen Alters Christi?“ Zwar mag uns der Schatten

der Hand des Herrn nicht nur, wie ich vorhin sagte, unsere innere Verbindung mit Gott, sondern auch unser Wachsthum darin zuweilen verdecken, aber die, mit welchen wir in der nächsten Beziehung stehen, die müssen es wahrnehmen können zum Preise Gottes, daß an allen Aesten des Baumes unseres Lebens die goldnen Früchte der Gerechtigkeit sich mehren, und wenn auch deren Auge zu schwach seyn sollte, so muß das unsichtbare Gottesauge uns dieses Zeugniß geben können.

Das ist der Fortgang des verborgenen Lebens mit Christo in Gott.

Robert von Mohl.

Lord Wellesley.

(1856.)

Es ist mit einem Worte zu sagen, worin der Werth der Staatsschriften des Marquis Wellesley* besteht. Sie zeigen an einem der glänzendsten Beispiele, welche Eigenschaften ein großer Staatsmann haben muß und welche Erfolge er mittelst derselben erreichen kann, und namentlich machen sie den Unterschied begreiflich zwischen dem Staatsmanne, welcher auf der ganzen Höhe seiner Aufgabe steht, und dem bloßen Geschäftsmanne.

England bedarf zweierlei Arten von Staatsmännern. Die Einen stehen an der Spitze der parlamentarischen Parteien, und leiten die Politik des Staates mittelst der Gewalt der Rede

* Richard Colley Wellesley, geboren 1760, war der älteste Sohn des irischen Grafen Mornington. Mit 21 Jahren trat er in's irische Oberhaus, bald aber auch in das englische Unterhaus ein. Nach Bekleidung untergeordneter Aemter wurde er 1797 zum Statthalter von Indien ernannt, welches Amt er bis 1805 verwaltete, in dieser Zeit das Reich um das Doppelte vergrößernd. Im Jahre 1809 Botschafter bei der Junta von Sevilla, übernahm er bald und bis 1812 das Staatssecretariat des Auswärtigen. Von 1821—1828 und wieder von 1833—1834 Lordlieutenant von Irland; zwischen hinein und später in verschiedenen großen Hofämtern; trat 1834 ganz zurück und starb 1842. — Eine gute Lebensbeschreibung Lord Wellesley's ist: R. Rouiere Pierce, Memoirs and Correspondence of Richard Marquess Wellesley. I—III. London, 1846.

und geschickter Führung der Gleichgesinnten. Zum eigentlichen Handeln kommt es bei ihnen weniger, sondern ihre Hauptaufgabe ist die Durchkämpfung und Feststellung der obersten Grundsätze und der Widerstand gegen die feindlichen Parteien. Die Eigenschaften, welche sie in die erste Reihe stellen, sind: Großartigkeit und Tragweite der Gedanken, allgemeine Bildung, Beredsamkeit und Schlagfertigkeit im Wortgefechte; richtige Auffassung des Zeitgeistes und der nächsten praktischen Bedürfnisse der Nation, Uneigennützigkeit, Parteiklugheit. Die Andern aber haben die unmittelbare Leitung und Vollziehung der Staatsmaßregeln, sei es im Mutterlande und am Sitze der Centralgewalt, sei es in den entfernten Reichen. Namentlich diese Letzteren verdienen ein genaues Studium. Sie müssen hauptsächlich Männer der Handlung sein; aber freilich nicht in dem Sinne bloßer Vollstrecker der im Allgemeinen von Höhern gegebenen Befehle. Schon der Mechanismus der Regierung zu Hause, noch mehr aber die große Entfernung der Colonieen fordert bei den obersten verwaltenden Beamten große Selbstständigkeit des Geistes und der Gesinnung, großen bürgerlichen Muth zur Uebernahme einer ungeheuren Verantwortlichkeit, eigenen staatlichen Blick. Sie sollen zu gleicher Zeit die folgerichtigen und getreuen Organe der in der Reichsregierung, d. h. im Parlamente gerade herrschenden Richtung, und die in dringenden Fällen ohne eine Anweisung und ohne einen Parteirückhalt selbstständig Befehlenden sein. Vollständiges Eingehen in den Grundgedanken Anderer und ganz eigenes Gebahren mit demselben ist ihre gleichmäßige oft kaum vereinbare Pflicht. Ihnen liegt ob, die Menschen nach der Tauglichkeit eines Jeden zu verwenden, über die Einkünfte des ungeheueren Reiches zu verfügen, die größte Flotte der Welt, eines der tapfersten Heere nach Bedürfniß und Vortheil zu verwenden, Krieg und Frieden zu schließen. Dieß aber alles unter beständiger Aufsicht nicht nur einer sehr lebendigen öffentlichen Meinung und einer freiesten Presse; sondern unter der ganz unmittelbar gefährlichen derjenigen parlamenta-

rischen Partei, welcher sie nicht angehören. — Wohl bedarf es eines reichen staatlichen Lebens und eines nach Geist und Charakter tüchtigen Volkes, um immer und in gehöriger Anzahl die Männer zu finden, welche im Stande sind, so verschiedenen je in ihrer Art schwierigen und sehr zahlreichen Forderungen zu entsprechen.

Lord Wellesley gehörte dieser zweiten Gattung von Staatsmännern an; und zwar war er ohne Zweifel der größte derselben, welchen die englische Geschichte, wenigstens die Neuzeit, aufzuweisen hat. Seine parlamentarische Tauglichkeit, wie er sie in seinen Jugendämtern und als Minister des Auswärtigen bewies, und welche sich namentlich in seiner frühen und festen Unterstützung der Rechtsansprüche der Katholiken in vollem Lichte zeigte, soll nicht unterschätzt sein; allein auf diesem Felde ist er doch einem Chatham, Pitt, Fox, Canning, Peel nicht gleichzustellen. Dagegen ist Keiner, welcher eines der englischen Vicekönigreiche so großartig aufgefaßt, mit solch schneller Einsicht und so richtigem Ueberblicke gekannt, mit solcher Entschlossenheit und Thatkraft, solcher Furchtlosigkeit vor Tadel und Verantwortung regiert hätte, als er. Lord Wellesley als Statthalter ist das Ideal eines großen, eines geistig vornehmen Staatsmannes. — Mit einer Art von Intuition kam er zur Einsicht in die Wahrheit; denn zum Begreifen eines Zustandes, zur Ueberzeugung von einer Nothwendigkeit bedurfte er keiner Beweisführung wie in einem Civilprocesse, sondern sein bewundernswerther Scharfsinn schloß plötzlich und richtig von kleinen Spuren auf die Hauptsache; seine Menschenkenntniß wußte, wo sie der Versicherung oder Ansicht eines Untergeordneten unbedingt trauen durfte. Stand aber seine Ueberzeugung fest, so war er auch in demselben Augenblicke zur That entschlossen und wäre diese noch so bedeutend und gefährlich gewesen. Die passenden Mittel standen alsbald vor seiner Seele, und nun wurde ohne allen Zeitverlust, mit Verachtung aller untergeordneten Rücksichten, mit kräftiger Beiseiteschleuderung aller kleinlichen Hindernisse, wenn es nöthig

war, mit bedeutenden persönlichen Opfern, zur Ausführung geschritten; bei dieser aber mit eiserner Festigkeit bis zum Ziele verharrt. Eine geistreiche Auffassung der Verhältnisse ließ ihn Befehle aus dem Mutterlande zum Voraus ahnen; er bereitete alles vor, und wenn sie endlich ankamen, konnten sie augenblicklich vollzogen werden. Wenn ihm, der an Ort und Stelle die Zweckmäßigkeit eines Auftrags aus England besser zu beurtheilen im Stande war, das öffentliche Wohl unter der Vollziehung eines solchen zu leiden schien, so nahm er kurzweg einen Ungehorsam auf seine Verantwortung, und ersparte mit bedeutender persönlicher Gefahr dem Staate Schaden und Reue. Ueberhaupt besann er sich nie, seine Person für die Sache einzusetzen, oder seinen Vortheil zu einem öffentlichen Zwecke zurücktreten zu lassen. — Selbst seine Feinde räumten ihm ein, daß er mit wunderbarer Menschenkenntniß für jedes Geschäft den rechten Mann zu finden, jedes Talent zu entdecken gewußt habe und zwar zeigte sich, wenn irgendwo, so hier seine große Natur. Keinerlei Empfehlung, und wäre sie von den höchsten Personen gekommen, keine Familien- oder Parteiverbindung hatten den mindesten Einfluß auf Bevorzugung im Dienste; dagegen bedurfte das Verdienst auch niemals einer solchen äußeren Unterstützung. Die Folge hievon war denn auch, daß er eine große Anzahl der tüchtigsten, talentvollsten und eifrigsten Männer in kurzer Zeit um sich versammelte. Seine aufrichtige Gesinnung war aber auch gegen jeden falschen Schein völlig gleichgültig. Er fand seinen Bruder Arthur (den späteren Herzog von Wellington) vor anderen Offizieren seines Ranges tauglich; und so verwendete er ihn denn zu den wichtigsten Angelegenheiten, völlig unbekümmert um den Vorwurf von Nepotismus. Für einen tüchtigen Mann war es ein Genuß, unter ihm zu dienen. Seiner eigenen hohen Vorzüge sich bewußt, war ihm Neid auf die Talente und Auszeichnungsgelegenheiten Untergeordneter oder die Anmaßung der von ihnen geleisteten Dienste als eigene Leistung gänzlich unbekannt; und so

wie er sich selbst das volle Maaß amtlicher Befugnisse und Thätigkeit gegen Oben nahm, gewährte er den von ihm Beauftragten weitesten Spielraum. Sie waren streng verantwortlich für die Leistung, allein sie hatten alle Mittel und alle Freiheit, diese recht zu bewältigen. Er ging hierin so weit, daß es ihm amtlichen Tadel zuzog. Mit seltener Uneigennützigkeit schlug er ein ihm von der ostindischen Compagnie für die Eroberung von Seringapatnam angebotenes Geschenk von 100,000 Pf. St. zu Gunsten des Heeres aus. — Seinem staatsmännischen Blicke entgieng nicht, daß die Regierung und Erhaltung des unaufhaltsam anschwellenden indischen Reichs eine höhere Bildung der zahlreichen Beamten erforderte, und kurzweg war er entschlossen, eine Bildungsanstalt für dieselben in großartigster Anlage zu gründen. Man wähne aber nicht etwa, als sei Wellesley alles sehr leicht geworden, und habe er, gedeckt durch seine persönliche Stellung und durch allmächtige Freunde, nur zu wollen gebraucht. Er hatte in England und in Indien mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Dort machte ihm Neid und Eifersucht, kleinliche Bemessung großer Maßregeln und Nothwendigkeiten nach den Buchstaben der Vorschrift, unzeitige Sparsamkeit und Krämergeist vielen Verdruß; namentlich wurde sein Verhältniß zu der Direktion der asiatischen Compagnie allmählig ein bitter feindseliges, und erst viele Jahre später machte dieselbe, durch die Erfahrung von der Richtigkeit seiner Ansichten und der Großartigkeit seines Wirkens belehrt, das gegen ihn begangene Unrecht gut. In Indien fand er Ungehorsam und Widerwillen, bis er durch Strenge sich Achtung verschafft hatte. Sogar eine Staatsanklage wurde am Schlusse seiner Verwaltung von einem mißvergnügten ehemaligen Untergeordneten gegen ihn erhoben, freilich mit glänzendem Siege von seiner Seite.

Keineswegs soll freilich mit dem bisherigen gesagt sein, daß Lord Wellesley als Staatsmann gar keine Fehler gehabt habe. Wo so viel Licht ist, ist auch starker Schatten; und gerade in der Natur seiner Vorzüge lag auch der Keim von

unlöblichen Eigenschaften und Handlungen. Allein auch die Beobachtung dieser Mängel ist sehr lehrreich. Sie gibt einen Fingerzeig, worauf man sich bei so mächtigen Geistern gefaßt zu halten und womit man ihre Leistungen zu bezahlen hat. — So ist denn unläugbar, daß Wellesley sich durch das Bewußtsein seines guten Willens hinreißen ließ, die Gestaltung und Ausdehnung des englischen Reiches nach seinem Kopfe vorzunehmen gegen die bestimmte Vorschrift von Parlamentsacten und gegen die Befehle seiner Obern. Es ist wahr, daß er im Gefühle seines überlegenen Talentes die collegialischen Berathungen des obersten Raths in Calcutta beinahe gänzlich vermied, sich als eine höhere Behörde gegenüber von demselben eigenmächtig betrug und die wichtigsten Regierungshandlungen vornahm, ohne dem Rathe auch nur Nachricht davon zu geben. Zuweilen fuhr er gegen solche, welche seinen Planen zuwider waren, oder deren Verhalten er für das öffentliche Beste nachtheilig erachtete, mit Maßregeln durch, welche einen ziemlichen Beigeschmack von orientalischer Herrscherwillkühr hatten. So z. B. gegen die Zeitungsschreiber in Calcutta, welche er ohne Weiteres unter Censur stellte oder nach Europa einschiffte. Vor allem aber ist zuzugeben, daß er ein schlechter Haushalter war und die indische Schuld sehr bedeutend steigerte. Mit Einem Worte, solche große Plane konnten namentlich bei einer für sie nicht passenden Staatseinrichtung nicht durchgeführt werden ohne Zusammenstoß mit dem formellen Gesetze; und eine so vollständige Einsetzung einer hohen Persönlichkeit mußte gelegentlich bei ihr auch Uebermuth und Ungehorsam erzeugen. Allein wie klein sind am Ende diese Flecken gegen das Gute gehalten, wie wenig setzen sie den Staatsmann und den Menschen in unsern Augen herab! Und wenn der Greis in seiner irländischen Statthalterschaft nicht mehr die durchgreifende Entschiedenheit zeigte, wie sie die Erinnerung an den jungen indischen Generalgouverneur vielleicht erwartete, so muß billig dem Alter, dem Mangel an Unterstützung von

Oben und von Unten, dem unsichern Systeme der Regierung selbst Rechnung getragen werden.

Von selbst versteht sich, daß die nähere Bekanntschaft mit einem so ereignißreichen Leben auch reichen Stoff zu allgemeinen Betrachtungen und zur Feststellung und Erweiterung der Wissenschaft liefert. Dieß ist in so ausgedehntem Maaße der Fall, daß in der That eine Verlegenheit der Wahl entsteht; und es ist Zufall, wenn nachstehende und nicht etwa andere Bemerkungen an diese Sammlung von amtlichen Briefschaften geknüpft werden.

Eine der hauptsächlichsten Bemühungen Lord Wellesley's in Indien war die Errichtung einer großen Anstalt zur wissenschaftlichen Ausbildung von Beamten und Offizieren für den öffentlichen Dienst. Kaum lag ihm irgend eine Angelegenheit so sehr am Herzen und nichts war für ihn schmerzlicher, als daß er seine Schöpfung schließlich doch nicht aufrecht halten konnte gegen den unverständigen Geiz oder Eigensinn der Directoren in London. Diese Vorliebe ist sehr bezeichnend und leicht erklärlich. Unbedingt kann es nämlich als ein Beweis eigener ächt staatsmännischer Sinnesweise betrachtet werden, wenn ein Hochgestellter von seinen Untergeordneten eine allgemeine und professionelle wissenschaftliche Bildung verlangt, für eine solche daher die nöthigen Einrichtungen trifft und ihre Erwerbung als Grund von Begünstigung und Beförderung erkennt und behandelt. Es ist dies nicht nur ein Beweis eigener höherer Bildung und Denkungsweise, welche nicht nöthig hat, sich aus Neid und Instinct von geistigem Schwunge und bedeutendem Wissen zurückzuziehen, sondern es zeigt auch ein aufrichtiges Streben zum Guten und eine großartige Auffassung der gesellschaftlichen Bedürfnisse. Eine solche Neigung zur Bildung setzt nämlich voraus, daß dem Untergebenen keine gemeine Handlungsweise angemuthet werden will; und daß eine Verbesserung der Zustände mittelst wahrer Einsicht in die Lücken und in die richtigen Mittel beabsichtigt ist. Der selbst niedrig Denkende will auch gleichgesinnte

Werkzeuge, welche wohl fähig sind zur mechanischen Ausführung ertheilter Befehle, aber weder durch Plane von Verbesserungen oder gar durch eine scharfsinnige Kritik vorgekommener Fehler beschwerlich fallen, und welche überdies durch Mangel an höherer Bildung und allgemeinerer Brauchbarkeit unbedingt hingewiesen sind auf die Beibehaltung ihres Amtes und sich also Allem fügen. Es mag als ein ausnahmloses Axiom aufgestellt werden, daß ein Staatsmann, und daß eine ganze Regierung, in demselben Grade selbst tüchtig und ehrlich besorgt sind, in welchem sie ausgezeichnete wissenschaftliche Bildung verlangen.

Der zwischen den Directoren und dem Generalgouverneur über diese Angelegenheit obwaltende Streit und die Art seiner Führung und seines Verlaufes sind übrigens auch noch in einer andern allgemeinen Hinsicht von Bedeutung. Sie zeigen nämlich das höchst Mißliche und in sich Widersprechende der Regierung eines großen Reiches durch einen bloßen Beamten und bei ungeheurer Entfernung der obersten Gewalt so recht in vollem Lichte. Nachdem der Mann, welchem man die Entscheidung über Krieg und Frieden, die Erwerbung von ganzen Königreichen, die Ausgabe und Einnahme von vielen Millionen anvertraut hatte und anvertrauen mußte, eine von ihm für die Erhaltung und Regierung des Reiches unerläßlich nöthig erachtete Lehr-Anstalt gegründet und ausgerüstet, dieselbe als seine Lieblingsschöpfung und fast seine Ehre für gleichbedeutend mit ihrem Gedeihen erklärt hatte: wurde ihm diese verhältnißmäßig unwichtige Handlung von einigen am andern Ende der Welt wohnenden, mit den Verhältnissen nothwendig weniger bekannten Kaufleuten verwiesen, und er hatte die Demüthigung und den Kummer, nachgeben zu müssen. Auf der einen Seite königliche Macht, fürstlicher Glanz, ungeheure Verantwortlichkeit; auf der andern Seite Gebundensein an Amtsanweisungen, die Möglichkeit einer Durchkreuzung aller Plane! Und dieses Beispiel ist nichts weniger, als ein vereinzeltes. Sehr häufig tritt dieser innere Widerspruch in den Briefen zwischen dem Generalgouverneur und den

Behörden im Mutterlande schreiend hervor; und er war es auch, welcher bei einem so thatkräftigen und selbstvertrauenden Manne, wie Wellesley war, am Ende zu der peinlichsten Spannung führte. Die Uebel eines solchen Zustandes sind in der That mannichfach und sehr bedeutend. Sicher nicht das größte, aber doch ein sehr beschwerliches, ist schon die Nothwendigkeit einer häufigen und höchst ausführlichen Berichterstattung von Seiten des Statthalters. Es finden sich in der Sammlung viele Berichte von einer ungemessenen Länge, z. B. der über das College in Fort William hat über 140 Paragraphen. Wie hinderlich aber für den Regenten eines großen Reiches eine solche Nothwendigkeit weitläufiger Schreiberei ist, bedarf nicht erst des Beweises. Sodann kann bei dieser großen Entfernung sehr leicht während langer Zeit jede Nachricht von Hause fehlen, also keine Kenntniß von den wichtigsten Vorfällen vorhanden sein, während doch die Regierung immer fort geht und in möglichster Uebereinstimmung mit dem — unbekannten Willen und Vortheile des Mutterlandes geführt werden soll. Wellesley beklagt sich einmal, daß er sieben Monate lang ohne einen Buchstaben von England gewesen sei. Endlich muß es sich oft begeben, daß die anlangenden Befehle den örtlichen Verhältnissen lediglich nicht entsprechen, sei es aus ursprünglicher Unbekanntschaft der Befehlenden mit denselben, sei es weil sich jene in der Zwischenzeit änderten. Welche Verlegenheit und welche Verantwortung ist dieß nun für denjenigen, welcher zu entscheiden hat, ob Gehorsam geleistet werden soll! — Allerdings ist hier nicht zu helfen! die Uebelstände liegen in der Natur der Sache. Soll nicht die Regierung des Mutterlandes (nach dem Ausdruck des Rathes der Directoren) auf die Rolle der Ernennung und der Abberufung der Statthalter beschränkt sein, so bleibt keine andere Möglichkeit, als eine Ertragung dieser Nachtheile. Allein eben so gewiß ist auch einer Seits, daß das Verhältniß der Abhängigkeit eines Reiches von einem weit entfernten andern ein unnatürliches ist und die Strafe der Unnatur mit sich führt; anderer

Seits, daß der Zustand sich, selbst auf kurze Zeit, unmöglich erweisen muß, wenn man im Mutterlande nicht den Willen und das Glück hat, nur Männer von großer Begabung und hohem Charakter hinzusenden, ohne alle Rücksicht auf Stand, Verbindungen und politische Partei. Ein Kolonialreich kann völlig zu Grunde gehen unter einem unfähigen Günstlinge, der zu Hause freilich auch nichts nützen, aber doch nur vorübergehend und unmerklich schaden würde.

Diese Erwägung führt denn zu einer weiteren allgemeinen Betrachtung. Das beständige und selbst steigende Glück der Engländer in der Regierung ihrer zahlreichen und zum Theil riesengroßen Nebenländer ist schon oft der Gegenstand der Verwunderung, bei den Franzosen der Gegenstand des bittersten Neides und Hasses gewesen. Es geht aber mit sehr natürlichen Dingen zu; und wenn irgend etwas, so kann die aufmerksame Lesung der Schriften und Denkwürdigkeiten Lord Wellesley's die Lösung des Geheimnisses an die Hand geben. Sieht man nämlich ab von den allgemeinen Gründen des tüchtigen staatlichen Lebens in England, also davon, daß das freie öffentliche Leben im Volke und der Kampf im Parlament einerseits die Ernennung völlig unbrauchbarer und schlechter Menschen sehr erschwert, andererseits immer eine gehörige Anzahl ausgezeichneter Männer bildet und an's Licht zieht (Vortheile, welche allerdings sehr bedeutend sind, doch nicht Alles zu erklären vermögen): so findet man, daß sich die Wirksamkeit und Größe der englischen Colonialverwaltung im Wesentlichen auf drei Ursachen zurückführen läßt; auf die persönliche Ehrenhaftigkeit des gebildeten Engländers; auf die häufige Verwendung hochgeborner Männer, endlich auf den Bildungsgang des Engländers.

Sehr großes Gewicht ist gleich auf den ersten Umstand zu legen. Wo unter den Beamten in einem vom Mutterlande fernen, hauptsächlich also nur durch diese Beamten zu regierenden Lande, eine unehrenhafte Gesinnung, namentlich verbreche-

rische Habsucht verbreitet ist, muß nothwendigerweise ein ganzer Schwarm von Nachtheilen entstehen. An der Stelle des öffentlichen Wohles wird hier die Selbstsucht der Bestimmungsgrund der Handlungen und Unterlassungen sein; statt der Förderung der Unterthanen in rechtlicher, wirthschaftlicher und rein menschlicher Beziehung wird nur für den Eigennutzen gesorgt. Wenn aber ein Vorgesetzter nicht rein in seinem Leben und in seiner Amtsführung ist, kann er auch Unordnungen und Gemeinheiten der Untergebenen nicht verhindern, vielmehr hat eine von ihm begangene Schlechtigkeit in geometrischem Verhältnisse zunehmende Uebelstände in dem ganzen ihm übertragenen Geschäftszweige zur Folge. So werden die Mittel, welche zu einer kräftigen und blühenden Regierung hingereicht hätten, nach allen Seiten hin verschleudert, und der ganze Organismus fault durch und durch. Da dieß aber natürlich, mittelbar und unmittelbar, auf Kosten der Unterthanen geht, so werden diese nicht bloß arm und elend, sondern auch feindselig werden. Und wäre es nur die Verachtung gegen die Vorgesetzten, welche unter solchen Umständen allgemein sein muß, so wäre dieß schon ein großes Uebel. Was hält nun hauptsächlich die Engländer in Indien, trotz der fabelhaften Unnatur des ganzen Verhältnisses? Es ist lediglich die allgemeine Ueberzeugung von der persönlichen Ehrenhaftigkeit und höheren Sittlichkeit der europäischen Vorgesetzten. Die Masse hat vor ihnen Achtung; sie weiß, daß sie von ihnen besser und menschlicher behandelt wird, als sie es von den Eingebornen würde, wenn diese wieder zur Herrschaft kämen; sie sieht, daß das Beste der Unterthanen, nicht aber Bestechung und Plünderung zur eigenen Bereicherung die Amtsaufgabe ist. Dieß aber wirkt namentlich bei den höchsten Vorgesetzten auf unberechenbare Weise durch das ganze Land. Gegenüber von einem Generalgouverneur, welcher durch Hochsinnigkeit und Ehrenhaftigkeit auf den verdorbenen und schlau-feigen Asiaten doppelten Eindruck macht, wagt der einheimische Fürst manches gar nicht, was er einem Manne bieten würde, den er

mit sich auf gleiche Stufe der Gesinnung setzt. Nicht bloß Kenntniß ist Macht; Ehrenhaftigkeit ist es auch und vielleicht noch mehr.

Ein zweiter Grund der tüchtigen Regierung der Engländer in ihren Kolonien ist die häufige Verwendung vornehm geborner Männer. Natürlich ist geistige Aristokratie und Geburtsaristokratie nicht gleichbedeutend; und weder ist mit hoher Geburt auch Fähigkeit und Willen, noch mit niedriger das Gegentheil verbunden. Ein hochmüthiges, beschränktes und unwissendes Junkerthum ist eine von den schlechtesten Regierungsformen. Allein, wenn ein vornehm geborner Mann von der Natur die nöthigen Fähigkeiten erhalten, und er sich nicht selbst vernachlässigt hat: so hat seine Verwendung zu wichtigen Aemtern allerdings bedeutende staatliche Vortheile. Vorerst ist nicht zu läugnen, daß die oben besprochene Ehrenhaftigkeit der Gesinnung und Großartigkeit der Ansichten sich leichter in dieser Schichte der Gesellschaft als in den untern vorfindet. Wenn ein Mensch seine Jugendeindrücke von einer gemeindenkenden, auf täglichen kleinen, vielleicht halb unehrlichen Erwerb gerichteten Umgebung erhielt, wenn er die Welt und den Staat zuerst aus dem Gesichtspunkte der rohen und unverständigen Menge betrachten lernte, so wird nur allzu leicht eine solche Gesinnung in seiner tiefsten Seele bleiben, und sich unversehens auf unerfreuliche und schädliche Weise zeigen, wenn er zu einer hohen Stelle gelangt ist. Sodann sind noch zwei bedeutende Vortheile der Verwendung von Männern aus hohen Familien zu erwähnen. — Einmal werden solche, namentlich in einem Staate mit parlamentarischen Einrichtungen, schon in jüngeren Jahren zu bedeutenderen Posten gelangen. Dieß hat aber einerseits die Folge, daß sie noch entschlossen zur Unternehmung schwieriger und weit aussehender Geschäfte, nicht feindselig gegen neue Gedanken, noch muthig zur Uebernahme von persönlicher Verantwortlichkeit und Verdrüßlichkeit sind; daß sie nicht langjährige mechanische Uebung für einen verständigen Grund halten; das Leben und seine For-

derungen auch noch frisch und mit den Augen des kräftigsten Theiles des Volkes ansehen. Wer giebt nicht zu, daß ein großer Theil des Geheimnisses der französischen Siege während der Revolutions- und der napoleonischen Kriege darin besteht, daß die Franzosen junge Anführer hatten, über ihrer Gegner Scheitel aber zum Theil achtzig Jahre hingegangen waren? Nun, in der Civilverwaltung ist es nicht wesentlich anders. Eine Gerontokratie ist ein jämmerliches allmähliges Absterben, ein Hinausschieben des jetzt Nothwendigen, vielleicht Unerläßlichen, eine Verderbniß des eigenen früheren Guten. Und doppelt schlimm ist natürlich dann der Fall, wenn der jetzt an die Spitze gekommene Mann sich während seiner ganzen kräftigen Lebenszeit in untergeordneten Stellen, an kleinen Geschäften abmühen und sich an denselben stumpf arbeiten, durch sie einen engen Gesichtskreis angewöhnen mußte. Da gehen selbst ursprünglich bedeutende Talente zu Grunde. Auch hier ist Lord Wellesley ein redendes Beispiel. Er war 37 Jahre alt, als ihm die Regierung des indischen Reiches übertragen wurde. Wenn das höhere Alter seine eigenen Vorzüge hat für eine allseitige Erwägung der Staatsgeschäfte, so ist die körperlich und geistig kräftige Jugend zum Handeln weit geeigneter. Und im Handeln besteht zum großen Theile das Regieren. — Zweitens aber sind die bedeutenden Verbindungen, welche ein schon durch die Geburt Hochgestellter hat, bei wichtigen und verantwortungsreichen Aemtern eine Sache von großer Bedeutung. Nicht nur findet ein Solcher wenigern Widerstand, weil der Gegner die ganze Stellung desselben beachten muß; sondern er selbst handelt, des mächtigen Rückhaltes sicher, kecker, und dadurch erfolgreicher. Eine genaue persönliche Bekanntschaft mit den einflußreichsten Personen zu Hause erleichtert manche Einräumung und Unterstützung, welche der Fernstehende nicht erhalten hätte; aus Rücksicht auf die Jugendgenossen oder Verwandten wird ein Plan gebilligt, wenn man vielleicht auch demselben an sich nicht sehr geneigt ist; es geht nicht alles nur durch die Kanzlei, sondern auch, schneller

und vollständiger, durch Privatverkehr. Auch in dieser Beziehung ist die Sammlung der Briefschaften Lord Wellesleys (und noch mehr vielleicht die seines Bruders Wellington) ein wichtiger Beleg. — Allerdings stimmt dieses Alles wenig überein mit der jetzigen demokratischen Ansicht und Forderung. Allein deßhalb kann es doch wahr sein. Nur dem Unverstande und Mangel an aller staatswissenschaftlichen Bildung kann verborgen sein, daß jede Regierungsform ihr eigenthümliches Gutes hat, keine aber alles Vorzügliche in sich vereinigt, oder auch nur damit verträglich ist. Endlich ist noch der Bildungsgang des Engländers als eine der Ursachen guter Regierung genannt worden. Bekanntlich wird sein Geist und Streben nicht durch Brod — und Examenstudien gebrochen, sondern er erhält auf seinen Schulen nur eine allgemeine Bildung. So faßt er denn auch mit dem offenen Sinne eines allgemein Gebildeten die praktischen Geschäfte auf, deren Besorgung ihm zu Theil wird. Mag auch der Mangel an wissenschaftlichen Fachkenntnissen zuweilen nachtheilig sein, so ist wenigstens bei den leitenden Männern diese Freiheit von engen und einseitigen professionellen Ansichten und von aufgedrungenen Kategorieen ein Vortheil. Sie sind hinreichend gebildet, um neue Dinge in ihrem Wesen richtig aufzufassen und dieselben in den allgemeinen Beziehungen zurecht zu legen; und sind nicht verbildet durch eine langjährige und ausschließende Specialität der Gedanken und Richtungen. Namentlich für Verhältnisse, welche mit den europäischen Zuständen und Ansichten so gar keine Aehnlichkeit haben, wie die indischen, ist eine allgemeine menschliche Bildung ohne Zweifel einer strengen Fachbildung vorzuziehen, weil sie natürlicher begreift und weniger gewaltthätig ist. Vielleicht läßt sich die Erscheinung, daß in diesen indischen Dingen sich hauptsächlich Officiere auch zur Besorgung bürgerlicher Geschäfte brauchbar erwiesen haben, auf denselben Grund zurückführen. Jedenfalls ist die Persönlichkeit Wellesley's ein Beleg für unsern Satz. Er war ein nach eng-

lischer Art hochgebildeter Mann; die Classiker begleiteten ihn überall hin, und er bildete sich als Redner und Staatsmann nach ihnen (noch in seinem 81. Jahre ließ er lateinische und griechische Gedichte drucken); ein Fachgelehrter, ein Jurist war er jedoch keineswegs. Dieß aber hat ihn nicht gehindert, der größte Staatsmann zu sein, welchen England je nach Indien geschickt hat.

Heinrich Heine.

Grubenfahrt im Harz.

(1826.)

Das Befahren der zwei vorzüglichsten Clausthaler Gruben, der „Dorothea“ und „Carolina,“ fand ich sehr interessant und ich muß ausführlich davon erzählen.

Eine halbe Stunde vor der Stadt gelangt man zu zwei großen schwärzlichen Gebäuden. Dort wird man gleich von den Bergleuten in Empfang genommen. Diese tragen dunkle, gewöhnlich stahlblaue, weite, bis über den Bauch herabhängende Jacken, Hosen von ähnlicher Farbe, ein hinten aufgebundenes Schurzfell und kleine grüne Filzhüte, ganz randlos, wie ein abgekappter Kegel. In eine solche Tracht, bloß ohne Hinterleder wird der Besuchende ebenfalls eingekleidet, und ein Bergmann, ein Steiger, nachdem er sein Grubenlicht angezündet, führt ihn nach einer dunkeln Oeffnung, die wie ein Kaminfegeloch aussieht, steigt bis an die Brust hinab, giebt Regeln, wie man sich an den Leitern fest zu halten habe, und bittet angstlos zu folgen. Die Sache selbst ist nichts weniger als gefährlich; aber man glaubt es nicht im Anfang, wenn man gar nichts vom Bergwerkswesen versteht. Es gibt schon eine eigene Empfindung, daß man sich ausziehen und die dunkle Delinquenten-Tracht anziehen muß. Und nun soll man auf allen Vieren hinab klettern, und das dunkle Loch ist so dunkel, und Gott weiß, wie lang die Leiter seyn mag. Aber bald merkt man doch, daß es nicht eine einzige, in die schwarze Ewigkeit hinablaufende Leiter

ist, sondern daß es mehrere von funfzehn bis zwanzig Sprossen sind, deren jede auf ein kleines Brett führt, worauf man stehen kann, und worin wieder ein neues Loch nach einer neuen Leiter hinableitet. Ich war zuerst in die Carolina gestiegen. Das ist die schmutzigste und unerfreulichste Carolina, die ich je kennen gelernt habe. Die Leitersprossen sind kothignaß. Und von einer Leiter zur andern geht's hinab, und der Steiger voran, und dieser betheuert immer: es sey gar nicht gefährlich, nur müsse man sich mit den Händen fest an den Sprossen halten, und nicht nach den Füßen sehen, und nicht schwindlicht werden, und nur bei Leibe nicht auf das Seitenbrett treten, wo jetzt das schnurrende Tonnenseil heraufgeht, und wo, vor vierzehn Tagen, ein unvorsichtiger Mensch hinunter gestürzt und leider den Hals gebrochen. Da unten ist ein verworrenes Rauschen und Summen, man stößt beständig an Balken und Seile, die in Bewegung sind, um die Tonnen mit geklopften Erzen, oder das hervorgesinterte Wasser herauf zu winden. Zuweilen gelangt man auch in durchgehauene Gänge, Stollen genannt, wo man das Erz wachsen sieht, und wo der einsame Bergmann den ganzen Tag sitzt und mühsam mit dem Hammer die Erzstücke aus der Wand heraus klopft. Bis in die unterste Tiefe, wo man, wie Einige behaupten, schon hören kann, wie die Leute in Amerika „Hurrah Lafayette!“ schreien, bin ich nicht gekommen; unter uns gesagt, dort, bis wohin ich kam, schien es mir bereits tief genug: — immerwährendes Brausen und Sausen, unheimliche Maschinen-Bewegung, unterirdisches Quellen-Gerieſel, von allen Seiten herabtriefendes Wasser, qualmig aufsteigende Erddünste, und das Grubenlicht immer bleicher hinein flimmernd in die einsame Nacht. Wirklich, es war betäubend, das Athmen wurde mir schwer, und mit Mühe hielt ich mich an den glitschrigen Leitersprossen. Ich habe keinen Anflug von sogenannter Angst empfunden, aber, seltsam genug, dort unten in der Tiefe erinnerte ich mich, daß ich im vorigen Jahr, ungefähr um dieselbe Zeit, einen Sturm auf der Nord-See erlebte, und ich

meinte jetzt, es sey doch eigentlich recht traulich angenehm, wenn das Schiff hin und her schaukelt, die Winde ihre Trompeter-Stückchen losblasen, zwischen drein der lustige Matrosen-Lärmen erschallt, und Alles frisch überschauert wird von Gottes lieber, freier Luft. Ja, Luft! — Nach Luft schnappend stieg ich einige Dutzend Leitern wieder in die Höhe, und mein Steiger führte mich durch einen schmalen, sehr langen, in den Berg gehauenen Gang nach der Grube Dorothea. Hier ist es luftiger und frischer, und die Leitern sind reiner, aber auch länger und steiler als in der Carolina. Hier wurde mir auch besser zu Muthe, besonders da ich wieder Spuren lebendiger Menschen gewahrte. In der Tiefe zeigten sich nämlich wandelnde Schimmer; Bergleute mit ihren Grubenlichtern kamen allmählig in die Höhe, mit dem Gruße „Glückauf!" und mit demselben Wiedergruße von unserer Seite stiegen sie an uns vorüber; und wie eine befreundet ruhige, und doch zugleich quälend räthselhafte Erinnerung, trafen mich, mit ihren tiefsinnig klaren Blicken, die ernstfrommen, etwas blassen, und vom Grubenlicht geheimnißvoll beleuchteten Gesichter dieser, theils jungen, theils alten Männer, die in ihren dunkeln, einsamen Bergschachten den ganzen Tag gearbeitet hatten, und sich jetzt hinauf sehnten nach dem lieben Tageslicht, und nach den Augen von Weib und Kind.

Mein Cicerone selbst war eine kreuzehrliche, pudeldeutsche Natur. Mit innerer Freudigkeit zeigte er mir jene Stolle, wo der Herzog von Cambridge, als er die Grube befahren, mit seinem ganzen Gefolge gespeist hat, und wo noch der lange hölzerne Speisetisch steht, so wie auch der große Stuhl von Erz, worauf der Herzog gesessen. Dieser bleibe zum ewigen Andenken stehen, sagte der gute Bergmann, und mit Feuer erzählte er: wie viele Festlichkeiten damals stattgefunden, wie der ganze Stollen mit Lichtern, Blumen und Laubwerk verziert gewesen, wie ein Bergknappe die Zitter gespielt und gesungen, wie der vergnügte, liebe, dicke Herzog sehr viele Gesundheiten ausgetrunken habe, und wie viele Bergleute und er selbst ganz

besonders, sich gern würden todtschlagen lassen für den lieben, dicken Herzog und das ganze Haus Hannover. — Innig rührt es mich jedesmal, wenn ich sehe, wie sich dieses Gefühl der Unterthanstreue in seinen einfachen Naturlauten ausspricht. Es ist ein so schönes Gefühl! Und es ist ein so wahrhaft deutsches Gefühl! Andere Völker mögen gewandter seyn, und witziger und ergötzlicher, aber keines ist so treu, wie das treue deutsche Volk. Wüßte ich nicht, daß die Treue so alt ist, wie die Welt, so würde ich glauben, ein deutsches Herz habe sie erfunden. Deutsche Treue! sie ist keine moderne Adressen-Floskel. An Euren Höfen, Ihr deutschen Fürsten, sollte man singen und wieder singen das Lied vom getreuen Eckart und vom bösen Burgund, der ihm die lieben Kinder tödten lassen, und ihn alsdann doch noch immer treu befunden hat. Ihr habt das treueste Volk, und Ihr irrt, wenn Ihr glaubt: der alte, verständige, treue Hund sey plötzlich toll geworden, und schnappe nach Euren geheiligten Waden.

Wie die deutsche Treue hat uns jetzt das kleine Grubenlicht, ohne viel Geflacker, still und sicher geleitet durch das Labyrinth der Schachten und Stollen; wir stiegen hervor aus der dumpfigen Bergnacht, das Sonnenlicht strahlt' — Glück auf!

Die meisten Berg-Arbeiter wohnen in Clausthal und in dem damit verbundenen Bergstädtchen Zellerfeld. Ich besuchte mehrere dieser wackern Leute, betrachtete ihre kleine häusliche Einrichtung, hörte einige ihrer Lieder, die sie mit der Zitter, ihrem Lieblings-Instrumente, gar hübsch begleiten, ließ mir alte Bergmährchen von ihnen erzählen, und auch die Gebete hersagen, die sie in Gemeinschaft zu halten pflegen, ehe sie in den dunkeln Schacht hinunter steigen, und manches gute Gebet habe ich mit gebetet. Ein alter Steiger meinte sogar, ich sollte bey ihnen bleiben und Bergmann werden; und als ich dennoch Abschied nahm, gab er mir einen Auftrag an seinen Bruder, der in der Nähe von Goslar wohnt, und viele Küsse für seine liebe Nichte.

So stillstehend ruhig auch das Leben dieser Leute erscheint, so ist es dennoch ein wahrhaftes, lebendiges Leben. Die steinalte, zitternde Frau, die, dem großen Schranke gegenüber, hinter'm Ofen saß, mag dort schon ein Viertel-Jahrhundert lang gesessen haben, und ihr Denken und Fühlen ist gewiß innig verwachsen mit allen Ecken dieses Ofens und allen Schnitzeleien dieses Schrankes. Und Schrank und Ofen leben, denn ein Mensch hat ihnen einen Theil seiner Seele eingeflößt.

Nur durch solch tiefes Anschauungsleben, durch die „Unmittelbarkeit" entstand die deutsche Märchen-Fabel, deren Eigenthümlichkeit darin besteht, daß nicht nur die Thiere und Pflanzen, sondern auch ganz leblos scheinende Gegenstände sprechen und handeln. Sinnigem, harmlosen Volke, in der stillen, umfriedeten Heimlichkeit seiner niedern Berg- oder Waldhütten offenbarte sich das innre Leben solcher Gegenstände, diese gewannen einen nothwendigen, consequenten Charakter, eine süße Mischung von phantastischer Laune und rein menschlicher Gesinnung; und so sehen wir im Mährchen, wunderbar und doch als wenn es sich von selbst verstände: Nähnadel und Stecknadel kommen von der Schneider-Herberge und verirren sich im Dunkeln; Strohhalm und Kohle wollen über den Bach setzen und verunglücken; Schippe und Besen stehen auf der Treppe und zanken und schmeißen sich; der befragte Spiegel zeigt das Bild der schönsten Frau; sogar die Blutstropfen fangen an zu sprechen, bange, dunkle Worte des besorglichsten Mitleids. — Aus demselben Grunde ist unser Leben in der Kindheit so unendlich bedeutend, in jener Zeit ist uns Alles gleich wichtig, wir hören Alles, wir sehen Alles, bey allen Eindrücken ist Gleichmäßigkeit, statt daß wir späterhin absichtlicher werden, uns mit dem Einzelnen ausschließlicher beschäftigen, das klare Gold der Anschauung für das Papiergeld der Bücher-Definitionen mühsam einwechseln und an Lebensbreite gewinnen, was wir an Lebenstiefe verlieren. Jetzt sind wir ausgewachsene, vornehme Leute; wir beziehen oft neue Wohnungen, die Magd räumt täglich auf und verän-

dert nach Gutdünken die Stellung der Möbeln, die uns wenig interessiren, da sie entweder neu sind, oder heute dem Hans, morgen dem Isaak gehören; selbst unsere Kleider bleiben uns fremd, wir wissen kaum, wie viel Knöpfe an dem Rock sitzen, den wir eben jetzt auf dem Leibe tragen; wir wechseln ja so oft als möglich mit Kleidungsstücken, keines derselben bleibt im Zusammenhange mit unserer inneren und äußeren Geschichte; — kaum vermögen wir uns zu erinnern, wie jene braune Weste aussah, die uns einst so viel Gelächter zugezogen hat, und auf deren breiten Streifen dennoch die liebe Hand der Geliebten so lieblich ruhte!

Die alte Frau, dem großen Schranke gegenüber, hinter'm Ofen, trug einen geblümten Rock von verschollenem Zeuge, das Brautkleid ihrer seligen Mutter. Ihr Urenkel, ein als Bergmann gekleideter, blonder, blitzäugiger Knabe, saß zu ihren Füßen und zählte die Blumen ihres Rockes, und sie mag ihm von diesem Rocke wohl schon viele Geschichten erzählt haben, viele ernsthafte, hübsche Geschichten, die der Junge gewiß nicht so bald vergißt, die ihm noch oft vorschweben werden, wenn er bald, als ein erwachsener Mann, in den nächtlichen Stollen der Carolina einsam arbeitet, und die er vielleicht wieder erzählt, wenn die liebe Großmutter längst todt ist, und er selber, ein silberhaariger, erloschener Greis, im Kreise seiner Enkel sitzt dem großen Schranke gegenüber, hinter'm Ofen.

Philipp Wackernagel.

I. Poesie und Prosa.

(1838.)

Die Erstlinge aller Poesie sind Lieder. Aus ihnen entstehen Epos und Drama. Jedes auf anderem Wege. Das Epos durch Vereinigung, das Drama durch Entfaltung. Dem Epos voran geht eine Fülle von Heldenliedern, die ihre Einheit in dem Sagenkreiße haben, zu welchem sie gehören. Die lebendige Beziehung dieser Heldenlieder auf einander lebt im Geiste des Volkes als Gefühl und Anschauung des Epos vor dem Epos. Das Volk dichtet und empfindet diese Lieder als Glieder einer großen Poesie, von der es beseelt ist. Finden am Abend, wenn sie anfangen zu schweigen, diese Lieder noch einen Dichter, der sie in jenem Zusammenhange darstellt, und ihnen den Leib zu der Seele gibt, so empfangen die kommenden Geschlechter in seinem Werke ihr Epos. In diesem hat die Kunst erreicht, was als Thatsache längst im Bewußtsein der früheren Geschlechter gelegen. Anders das Drama. Es entsteht nicht durch Verschmelzung vorhandener Elemente, sondern durch Entwickelung eines besonderen poetischen Moments. Ein Lied, das nicht erzählt, sondern in Worten der betheiligten Personen die Absichten und Entschlüße derselben, die Ursachen und Folgen ihrer Handlungen zu erkennen gibt, ist der Keim des Dramas als Poesie: Gegengesänge bei geistlichen oder weltlichen Festen, als Empfindung der Vortragenden selbst oder in Anderer Namen gesungen, sind der Keim des Dramas als Schauspiel. Diese dramatische Form

des Liedes kann lange vorhanden sein und in das früheste Alterthum hinaufreichen: die Entwickelung des vollendeten Dramas aus ihr fällt überall erst in die spätesten Zeiten, aber dann, der verständigen Richtung angemeßen, in rascher Folge.

Völker, die kein System von Heldenliedern besaßen, oder keinen Dichter erzeugt, der diese zur rechten Zeit sammeln und verbinden konnte, gehen des Epos für immer verlustig. Aber beide Epos wie Drama, kann ein Volk, dem sie nicht selbständig erwachsen, von anderen aufnehmen; es kann sie nachahmen. Aus ihrer verschiedenen Natur aber folgt, daß dieß mit dem Drama besser als mit dem Epos gelingt: wir müßen Epos, Epoid und episches Gedicht unterscheiden. Immer aber sind Lieder die ewige Form und Substanz aller Poesie, Gruß und Jubel am Morgen der Völker, Scheiden und Wehmuth am Abend, und auch während der Hitze des Tages Trost und Erquickung den müden. Sie gehen neben dem Epos und Drama her, unbekümmert um beide und um den Reiz, den dieselben hie und da, dann und wann üben: das Lied ist immer und überall Bedürfnis, immer und überall Befriedigung. Ehe noch Stoff zum Epos oder Einsicht für das Drama vorhanden war, in den ersten Tagen des Menschen war das Lied; und wenn das alte Epos in Trümmer gienge und sich in Lieder auflöste, würde gleichzeitig eine neue Saat erstehen, Lieder jedes Alters würden neben einander keimen und blühen, um, wäre sonst alles günstig, den Kreißlauf von Neuem zu beginnen.

Die Weise des Liedes ist die erste Musik. Oratorium und Oper sind gleich dem Drama bloße Fortbildungen des Liedes. — Der Unterschied zwischen Poesie und Prosa liegt lediglich im Verse, ursprünglich in der Strophe. Die Sprache ist musikalisch in den beiden Grundmomenten aller Musik: in dem Wechsel der Sylbenzeit und im Wechsel der Betonung; in einem Dritten, im Wechsel der Sprachorgane, der Instrumente, enthält sie bereits, was erst die spätere Musik zur Entwickelung bringt, die Symphonie der Klänge; sie enthält dieselbe abfließend, als Ab-

klang, nicht in der Gleichgültigkeit des Einklangs, wie auch aus gleichzeitiger Projection der Melodie, der Folge der Töne, die spätere Harmonie hervorgeht. Nicht Nachahmung, etwa der Töne des Thiers, die auch unvollkommener sind, weniger gegliedert und der Beobachtung ferner liegen, als die Sprache; oder des Klanges der Instrumente, auf deren Erfindung umgekehrt die Stimme des Menschen geführt: die Musik liegt gleich anerschaffen und eingeboren in dem Wesen der Sprache, wie in der Natur des Gehörs. Unser Ohr nennt allein Musik, was sich in dem Dimensionssystem der gleichgliedrigen Krystalle vernehmen läßt: unsrer Sprache ist eine Betonung eigen, die sich nur in diesen Verhältnissen bewegt. Hiermit ist kein Gleichnis, sondern Natureinheit ausgesprochen. Es ist lediglich das längere Aushalten der Töne, wodurch wir die Musik der Sprache als Musik besonders hervortreten laßen; die Fortführung derselben Intervalle in größerer Höhe und Tiefe ist das Unterscheidende nicht. In der Prosa ist die Musik aufgelöst: in der Poesie wird sie Krystall, Melodie. Melodie und Strophe sind Eins. Ein Vers ist nur als Glied der Strophe zu verstehen, es sei denn, daß er in sich eine Strophe verberge, aus deren Contraction er hervorgegangen. Musik, die nicht Melodie des Liedes ist, ist nur Prosa der Musik; Sprache, die nicht Strophe des Liedes ist, ist Prosa der Sprache. In der Prosa fließen tausend Melodien, tausend Strophen in einander; während der Aufgesang der einen vorüberrauscht, bricht in die zweite Welle schon eine andere hinein, und ehe diese ihren Abgesang vollendet, stört sie in leiser Verschmelzung eine dritte, bereits auch schon zertheilte Weise.

Die Musik der Sprache hat Bedeutung. Die Melodie, die Strophe ist das Kleid des Begriffs. Die zwei- und eingliedrige Entwickelungsform des Gedankens kann in der Prosa verfließen, in der Sprache der Schule sich mechanisch gestalten: „reines Ebenmaß der Gegensätze" in ihrer Einheit und in ihrem Unterschiede, lebendige Gestalt empfängt er allein in dem Bau der Strophe, in der Melodie des Liedes. Weder war die Melodie

das frühere und hat dem Begriff seine Bewegung vorgezeichnet, noch hat der Begriff die Melodie erzeugt und ihr sein Wesen eingeprägt: beide sind durch einander und in einander: die in der Prosa verfließenden Melodien und Gedanken sind in der Poesie zu ihrer specifischen Gestalt gekommen. Die Musik außerhalb der Sprache, die Musik des Instruments, die reine Musik, ist die Sprache der unmittelbaren Natur; wir empfinden in ihr die Identität unseres Lebens mit dem allgemeinen Naturleben. Sie kann Verlangen nach Bestimmtheit erwecken, kann zu Gedanken anregen, zu Thaten auffodern: unmittelbar, wie sie ist, aussprechen kann sie keinen Begriff; nur in dem Sinne dessen, der sie gesetzt, der sie mit Worten begleitet, die er uns verschwiegen, ist sie Ausdruck bestimmter Gedanken gewesen. Diese können wir ahnen, können sie zu errathen suchen: aber zu der Versenkung unsrer Seelen in den Sprachstrom der allgemeinen Natur, in die dreieinige Flut des Klanges, kommt nur dieses Geheimnis noch hinzu, daß diese Musik der Ausdruck unbekannter Gedanken sei. Die Poesie weiß viele Beispiele von schönen Versen und Strophen, die ganz wie unmittelbare Musik wirken, deren Worte nur euphonische Instrumentalbedeutung haben, ohne daß Gedanken und Melodie gleichzeitig in unsre Seele schlügen; Verse von magischer, geheimnißvoller Art, von träumerischem Inhalt, der weit absteht von der ewigen Klarheit einer an Leib und Seele gesunden, wachen Poesie.

Das Lied ist von Seiten des Inhalts wie der Form die Grundlage jeder späteren Poesie. Die epischen und dramatischen Versformen aller Nationen, der ältesten wie der neuesten, sind früheren lyrischen Bildungen entnommen. Dieß gilt von der Nibelungenstrophe wie von der Terzine und Stanze der Italiener; es gilt von den Reimzeilen, der deutschen Heldenromane und von dem dramatischen Jambus der Engländer, die beide anfangs strophische Bindung hatten. So dürfen wir auch nicht sagen, daß dem Hexameter „alle Geschlechter der Rythmen ent-

rieſelen oder entbrauſen“: ſeine Form iſt keine urſprüngliche, ſondern eine abgeleitete, eine durch Cäſuren gebundene Strophe.

Führen wir die Gegenſtände der Poeſie auf ihren erſten einfachſten Ausdruck zurück, ſo ſind es dieſe drei: die Begebenheiten der Menſchen, das Leben der Natur, Wollen und Empfinden der Seele. Die poetiſche Auffaßung aber iſt überall nicht die einer Thatſache, eines Geſchehenen, das beſchrieben werden ſoll, ſondern eines Lebendigen, ſich entwickelnden; es iſt überall die Geſchichte, die Geſchichte des Menſchen, der Natur, der Seele, was Gegenſtand der Darſtellung wird, ſei es, daß der Dichter das Leben rein und für ſich oder Gott in den Begebenheiten ſuche und darſtelle. Von allen aber läßt ſich auch in Proſa reden; die Sagen und Mährchen der älteren Zeit, die Schauſpiele und Romane der neueren beweiſen es. Die Individualiſirung der Geſchichte, die Abſonderung des Ereigniſſes aus dem Strom des Allgemeinen verkündigt auch hier die Nähe der Poeſie; aber ſie ſelbſt erſcheint erſt, wenn die in ſich verſenkte Darſtellung Textur gewinnt und in der kryſtalliniſchen Geſtalt der Strophe ihre organiſche Gliederung vollendet. Keine Poeſie ohne Melodie, ohne Strophe. Dieſe Gliederung, in der ſich Inhalt und Form, Gedanken und Sprache zugleich vollenden, iſt jene Manichfaltigkeit in der Einheit, in welche die Schule etwas kalt das Weſen der Schönheit geſetzt.

Dieß iſt der Unterſchied zwiſchen Poeſie und Proſa. In der Sprache zunächſt tritt kein anderer hervor. Denn was man von Eigenthümlichkeiten des poetiſchen Ausdrucks anführt, gilt niemals allgemein und findet ſich zugleich immer auch bei einzelnen Gattungen der Proſa. Und ſo umgekehrt. Denn die lebendige, anſchauliche Darſtellung, die blühende, bilderreiche Sprache, die Pracht und Hoheit des Ausdrucks, ſollen ſie ein Vorrecht der Poeſie ſein, und will man der Proſa gegen alles Herkommen einen welken, lebloſen Styl, eine niedrige Darſtellung vorſchreiben? Die Proſa ſoll Verſtand und Maß repräſentiren, die ruhige Betrachtung, das geſetzte Alter: der Poeſie

bleibe das Gebiet der Gefühle, das Schwärmerische, Jugendliche, sie brauche sich der Unbestimmtheiten und der Leidenschaft nicht zu schämen: wie wenig gedenkt man bei solchen Vorstellungen der beßeren Prosa aller Völker und Zeiten, wie wenig des Wesens der Poesie, die gerade ihrerseits das strengste Maß, die gemeßenste Haltung fordert. So daß man auch nicht sagen darf, die Prosa sei Nothwendigkeit, die Poesie Freiheit. Denn gerade umgekehrt erscheint die Prosa oft als Willkühr und Ungebundenheit, die Poesie als Ausdruck innerer Nothwendigkeit und Abhängigkeit. Stellt also die Prosa vielleicht das unmittelbar Gegebene dar, die Poesie die Schönheit, die von Zufälligkeiten und Perturbationen befreite Idee des Gegenstandes? Die historische und die wißenschaftliche Prosa aber thun dieß hierin jede auf ihre Weise der Poesie gleich. Oder repräsentirt etwa die Prosa den Gedanken, die Poesie das Gefühl, die Rede den Willen? Aber diese drei Vermögen sind ja in jeder Darstellung beisammen und der Unterschied würde also bloß in Beziehung auf das eine Moment stattfinden und hier nur ein gradueller sein. Auch in den Gegenständen ist kein Unterschied, die Poesie will keine anderen als die Prosa. Es ist nichts, das je in Prosa ausgedrückt worden, was nicht auch die Poesie gesagt, von den erhabensten Lehren der heiligen Schrift und den Mittheilungen der innersten Seelenbewegungen bis zu der Erzählung des einfachsten äußeren Ereignisses und dem Sprichwort herab. Immer wird, wer da behauptet, daß nur die Darstellung der höheren Gegenstände Poesie genannt werden dürfe, die der niederen aber Prosa sei, alle Unbestimmtheit dieser Vorstellung bei Seite gesetzt, zugeben müßen, daß es auch eine gemeine Behandlung erhabener Gegenstände gibt und daß umgekehrt den niedrigsten Hoheit und Würde verliehen werden kann. So käme es denn wiederum auf jenen Unterschied in der Darstellung zurück. Endlich setzt auch die Persönlichkeit des Autors keinen Unterschied. Dieselbe Hand schreibt Poesie und Prosa, dieselben Lippen singen und sagen. Wer keine guten Gedichte machen kann, macht schlechte; auch

schlechte Prosa bleibt immerhin Prosa. Nur Wahrheit verkündigen wollen verklärt Prosa und Poesie; Wahrheit in Versen gesagt ist Schönheit.

Dichtend freilich ist der Autor ein anderer als im Zustand der Prosa; insofern liegt in der Person allerdings ein Unterschied. Was wir mitsprechen während der Empfängnis der Dinge, die Sprachsphäre alsdann, in deren Fluten die Kraft des Geistes sie auflöst, beides ist Prosa, beides geht allem Dichten voran: es ist die Versenkung des Gegenstandes in mich und die meine in den Gegenstand. Bleibt dieser in seinem Glanze, aber eben deswegen auch in seiner Härte stehen, so nimmt der Gedanke nur den Schein desselben auf: die Sprache wird diesen, der auch ein Gegenstand ist, in voller Wahrheit enthalten, in Beziehung auf den ganzen gegebenen Gegenstand aber nur reflectirende Prosa, später reflectirende Poesie sein. Soll aber die Darstellung nicht statt des Gegenstandes nur Ansichten desselben bieten, so müßen die Sinne erfahren haben, daß und wie sie demselben gleich sind, sie müßen ihn in sich wißen und haben, die Sinne, welche vermöge dieses Bewußtseins Gedanken genannt werden. Darin besteht alsdann das Vermögen, den Gegenstand aus jedem gegebenen Punkte innerhalb und außerhalb desselben darstellen zu können, die Fähigkeit der beweglichen angemessenen Prosa. Poesie ist es, wenn durch diese in der Seele verschloßene Sprachflut die Spannung der gestaltenden Kraft, Blitz und Klang der Krystallisation geht. In der friedelosen stürmischen Seele bildet sich dann ein Niederschlag unzähliger einander störender Figuren, ein Marmor, der sich wiederum der Prosa vergleicht, nur daß er in seinen starren Widerholungen unfreundlicher ist als diese. In dem Gottesfrieden einer heiteren ausharrenden Seele dagegen vollenden sich jene schönen durchleuchtenden Krystalle, in deren wunderbare Gestalt sich die Sinne vertiefen und die in dem Spiel ihrer Farben und Töne alle Pracht der Natur und die Musik der Sterne widerspiegeln.

II. Die Lieder Luthers.

(1847.)

Wir müßen wieder lernen groß denken von den Liedern Luthers. Sie sind die Erstlinge nicht nur des evangelischen Kirchengesanges, sondern der gesamten evangelischen Poesie, und doch nichts Unerhörtes, nichts, womit eine Spaltung in der Kirche beabsichtigt sein konnte. Vielmehr ist gerade an ihnen das Verlangen, das der Reformation ursprünglich zu Grunde lag, recht klar geworden: nicht nur mit allen gesunden Wurzeln der Kirche in lebendigem Zusammenhang zu bleiben, sondern das durch Sünden und Krankheit aller Art gehinderte Wachsthum von seinem Drucke zu befreien und zu fröhlicher Blüte zu bringen. Wie schöne Lieder sang man schon vor der Reformationszeit und mit wie schönen Weisen; aber ihrer war nur eine kleine Zahl, auch waren sie wenig verbreitet und oft entstellt, in der Kirche sang das Volk gar nicht, und was es daselbst singen hörte, waren lateinische Texte. Was that Luther anders, als was Vertrauen und Weisheit immer thun: das Gute aufsuchen, erkennen und pflegen, das Verkehrte aber beßern oder wegschaffen? Sollte er darum nicht der Stifter des evangelischen Kirchengesanges sein, weil er so weise handelte? oder handelte er darum nicht weise, weil sich dieß alles bei ihm so allmählich ergab? Und wie gelang es ihm. Er hatte den Funken, der unter der Asche geglommen, zur lebendigen Flamme angeblasen. Wie bald waren die Zungen gelöst, wie strömte jedes Herz über von Psalmen und Lobgesängen und geistlichen lieblichen Liedern.

Luthers Lieder hatten dieß Wunderbare, daß sie von Seiten der Sprache, nämlich der Ausdrucksweise, dem Volke wie etwas längst Bekanntes vorkamen: wo er zu einer alten Strophe neue hinzudichtete, da schienen diese längst zu derselben gehört zu haben, und auch seinen eigenen Liedern wohnte dieser Cha-

rakter des Unvergänglichen bei, nämlich des schon Dageweſenen, das, wie es iſt, auch bleiben werde. Er ſchrieb für das Volk, das ihm am Herzen lag, deswegen mußte ſeine Sprache die Sprache des Volkes ſein. Er übte ſie in ſeinen Predigten, er ſuchte und forſchte nach ihr für ſeine Bibelüberſetzung, er dichtete in ihr ſeine Lieder. Alle ſeine Schriften ſind Urkundenbücher dieſer Sprache und haben dieſelbe für immer befeſtigt, ſo daß nichts Geſunderes, Friſcheres, Wahrhaftigeres von Seiten des Inhalts und der Form gefunden werden kann, als dieſe Grundlage aller unſerer Bildung und Literatur. Dieß war die Sprache, die er ſtatt der lateiniſchen in alle Aemter der Kirche einſetzte, dieſe treue, wahre, tiefſinnige Volksſprache, die den tauſendjährigen Schatz geprüfter Weisheit enthält, dieſe Geſammtſprache des deutſchen Volkes, nicht die beſondere Sprache des Beamten oder des Gebildeten oder des wißenſchaftlichen Mannes. Luther machte die Volksſprache zur Kirchenſprache, in dem Sinne, in welchem wir in der Baukunſt von Kirchenſtyl reden, zur Sprache, die der Kirche allein geziemt, zur Kirchenſprache für immer. Denn dieſe Sprache veraltet nicht, noch heute ſpricht ſie das Volk, wie es ſie vor Luther geſprochen und noch lange ſprechen wird und immerdar zu hören verlangen wird in der Predigt, in der Verwaltung der Sacramente und in den Liedern. Und ſollte ſie einmal veralten, d. h. nicht mehr durchaus gleichlautend mit der Sprache Luthers ſein, ſo hindert das nicht, ſondern heiligt ihren fortdauernden Gebrauch in der Kirche. Erſt wenn dieß die Hirten und Lehrer der Gemeinden erkennen, wenn ihnen die Volksſprache überhaupt, wie vielleicht in früheren Jahren vorübergehend einmal die Volkspoeſie, als der allein wahre Ausdruck vollendeter Bildung, und den Gemeinden gegenüber als die allein kirchliche, ja die allein mögliche Sprache erſcheint, wenn ſie ſich das Studium derſelben aus dem Leben und aus den Schriften Luthers ſauer werden laßen, wenn ſie ſo dem Bedürfnis ihrer Gemeinden alle von ganzem Herzen entgegenkommen, und nun die längſt vorhandene Kirchenſprache auch

für ihr Bewußtsein vorhanden und von Allen anerkannt ist, erst dann ist Luthers Absicht erreicht, erst dann hat mit dieser festen Kirchensprache auch die Kirche selbst Festigkeit und Bestand gewonnen, denn auch Einheit des Bekenntnisses ist nicht möglich ohne Einheit der Sprache. Diese Anerkennung einer evangelischen Kirchensprache schließt auch die richtige Würdigung des evangelischen Kirchenliedes überhaupt, insonderheit der Lieder Luthers in sich. Das wahrhafte Kirchenlied muß im Kirchenstyl, in der geistlichen Volkssprache gedichtet sein; dann werden die neuen Lieder nicht so weit abstehen von den alten und es wird auch so vieler neuen nicht bedürfen. Damit sind geistliche Lieder in der Sprache besonderer Bildungsstufen und besonderer Persönlichkeiten so wenig verworfen, als die geistliche und weltliche nicht kirchliche Literatur überhaupt.

Sollte aber dem unhistorischen Denken und Meinen, das, um sich geltend zu machen, so gern daherfährt mit dem Einwurfe, daß Luthers Lieder wie seine Bibelübersetzung doch auch nur Menschenwerk seien, und als solches nothwendig unvollkommen, sollte ihm nicht bange werden, wenn es sieht, gegen was es eigentlich kämpft, daß es Herz und Sinn des Volkes bekämpft und in der Volkssprache, an der es in der Bibel wie in den Liedern herummäkelt, auch die Kirchensprache meistert und verletzt? Ein böser Geist führt diese Denker, die nicht gedenken und nicht danken mögen, tief in den Irrthum hinein, als ändere sich die Gesamtsprache des Volks mit der Schriftsprache eines einzelnen Standes, als wäre, was sie in der Bibel oder an einem Liede nicht verstehen oder anstößig finden, auch dem Volke unverständlich, und umgekehrt ihre städtische, ja locale, ja persönliche Anschauungs- und Ausdrucksweise dem Volke verständlicher als die Sprache Luthers, als gäbe es nur städtische Gemeinden und wäre nur zu sorgen für die eingebildeten Bedürfnisse der gebildeten Leute und umgekehrt.

Dieß Wunderbare hatten die Lieder Luthers, daß sie so vertraut und doch zugleich so neu waren, daß dieß Herrliche,

was der Einzelne hie und da einmal vernommen, geistlicher Gesang in der Sprache des Volkes, nun überall gehört ward und Allen nahe kam. Und eben so wunderbar waren sie von Seiten ihres Inhalts: die evangelische Lehre, die sich, den seltenen Liedern gleich, hie und da unvergeßen erhalten hatte, die alte Lehre gieng in neuer Fülle und neuem Segen über jede Gemeinde auf und alles Volk bekannte seine Sünden und wandte sich zum Herren. Wie arm mußte sich da die zurückbleibende Kirche in Deutschland erscheinen, wie gieng offenbar ein Fragen durch alle Sprengel, ob es nicht möglich sei, es hier der erneueten Kirche gleich zu thun. Natürlich war es nicht möglich ohne gleiche Erneuerung des Sinnes, und hätten sie diese gewagt, so wäre ihnen ja der ganze Segen, dessen ihre Brüder sich freuten, von selber zugefallen. Unser armes Vaterland! Es läßt sich nicht ausdenken, zu welcher Vollendung politischer und kirchlicher Größe Deutschland gekommen wäre, wenn das ganze Volk mit allen seinen Bischöfen damals sich für die evangelische Herstellung erklärt hätte, statt dessen die zurückbleibenden Theile, wie im Dienste der Fremden, die noch immer Deutschland nicht groß sehen wollen, über dasselbe auf lange Jahrhunderte Elend und Schmach gebracht haben.

Hermann Hauff.

Volkstracht und Modetracht.

(1840.)

Bei allen Völkern, wo eine Volkstracht, wenn auch nur in Trümmern besteht, äußert sich der angeborne Takt des weiblichen Geschlechts für das Zierende und Zierliche mit erstaunlicher Sicherheit. Es könnte nur befremden, daß diese divinatorische Koketterie sich beim modernen Putz nicht selten verleugnet, daß dieser untrügliche Blick für das Passende und Reizende so oft getrübt erscheint, wenn es sich darum handelt, die bunten Muster der Mode nach Form und Farbe auf die einzelne Person überzutragen. Diese Erscheinung erklärt sich aber leicht.

Eine Volkstracht, just indem sie Allen dieselbe hergebrachte geometrische Figur gibt, wird für den Trieb des Weibes, zu gefallen und sich auszuzeichnen, zu einem dankbaren Stoff, an dem er seine poetischen Künste mit Leichtigkeit übt. Wo der Gebrauch Allen Hut und Haube, Rock und Mieder, Tuch und Mantel in derselben Form, oft in derselben Farbe vorschreibt, da wird die Tracht etwas Vorausgesetztes, etwas sich von selbst Verstehendes, und just in dieser Beschränkung findet der weibliche Instinkt seinen größten Vortheil: er wirkt das Ueberraschendste mit den kleinsten Mitteln; die Grazie verkörpert sich im Wurf einer Falte, das natürliche Schönheitsgefühl im Nicken einer Feder, und mit leichtem Finger wirft die Koketterie ihre Kränze um das oft starre Substrat der altväterlichen Tracht.

Jedes nationelle Costüm, auch das für uns zurückstoßendste

und abgeschmackteste, hat seine Poesie, und das Auge findet überall schnell die Individuen heraus, welche durch natürlichen Geschmack und ungelernte Kunstgriffe die Träger dieser Poesie sind. Man sieht, unter diesen Umständen fragt es sich nicht, was man trägt, sondern wie man das Gegebene trägt; bei der Modetracht ist es aber gerade umgekehrt. Hier ist die Basis des Bleibenden, des Gegebenen, des sich von selbst Verstehenden zu schmal, und auf ihr ruht, ein buntes Aggregat zufälliger Motive, ein maßloses Gebäude, weßhalb es auch jeden Augenblick theilweise einstürzt.

Für die Weiber in den höchsten Kreisen der Gesellschaft ist dieses ewige Einreißen und Wiederaufbauen eine mehr oder weniger geistreiche Beschäftigung. Der Trieb, die Gebilde einer fashionablen Phantasie in Gaze und Seide, in Blumen und Diamanten zu verkörpern, mag immerhin die Poesie eines vorzugsweise der Repräsentation gewidmeten Lebens ausmachen, und so weit wäre nicht viel dagegen zu sagen. Nehmen nun aber Weiber, deren moralischen und intellektuellen Kräften noch ein anderer Wirkungskreis angewiesen ist, stets wechselnde Formen der Tracht aus jener Sphäre in die ihrige herüber, wird es zum bindenden Gesetz, das, was dort in freier Thätigkeit ausgebildet worden, an sich ängstlich zu reproduciren, so läuft der größte Theil des Geschlechts Gefahr, in einem seiner liebenswürdigsten Rechte, in freier Ausübung der Koketterie, sich selbst zu kränken.

Volkstracht ist klassische Schule, wobei es nur darauf ankommt, die feste Form mit Grazie zu umspielen und den alten Mantel mit Anstand zu drapiren. Das Modewesen ist romantische Schule, welche keck in alle Höhen hinan, in alle Tiefen hinabgreift, die disparatesten Bilder und Farben nebeneinander setzt und in scheinbarem Unsinn tiefen Sinn zu errathen gibt. Und diese Schule nun macht die Mehrzahl der Weiber zu romantischen Nachahmern; wir wissen aber Alle, wie bei diesem zweideutigen Geschäfte nur zu oft die Persönlichkeit desto mehr

verloren geht, je mehr man eigentlich dabei mit ihr bezahlen sollte.

Im Chaos lockender und abstoßender, in raschem Kreislaufe auf- und niedertauchender und sich kreuzender, gestern bewunderter, morgen verhöhnter Formen, hat eine Frau, ein Mädchen, die neben der Eleganz noch andere Lebenszwecke zu verfolgen haben, große Mühe, ihren natürlichen Schwerpunkt zu finden und zu behaupten. Man fühlt wohl, daß es der Frau zukommt, die bildende Künstlerin ihrer eigenen Persönlichkeit zu seyn; sie schickt sich auch dazu an, sie wählt und ordnet, sie meint schöpferisch frei zu handeln; aber wie der Gottseybeiuns hinter dem alten Maler, steht hinter ihr der Dämon der Mode und führt ihr die Hand und taucht die Pinsel in die Farbentöpfe. Oft, wir wollen glauben sehr oft, wird ein Kunstwerk daraus, und ein schöner Körper im harmonischen Gewande, frei in der Form, eins im Gedanken, scheinbar nothwendig, wie die Hüllen, welche die Natur um ihre Körper wirft, ist ein Kunstwerk. Nicht selten aber hat die Künstlerin sich selbst verzeichnet, hat hier einen Reiz durch Contouren und Farben, statt ihn zu heben, beschattet, dort eine Schwäche zur Blöße gemacht; im guten Falle beugt sie sich dann seufzend vor einer Tyrannei, welche jede Revolte furchtbar mit Lächerlichkeit straft, im schlimmen aber ruft sie vor ihrem Spiegel: anch' io sono pittore.

Es kann nicht fehlen, in den Mittelständen muß häufig über der sich jeden Augenblick aufdrängenden, beängstigenden Frage: mit was werden wir uns kleiden? die andere vergessen werden: wie wird das, was als neu geboten wird, uns kleiden? Der unruhige Trieb, sich das Neueste, oder was dafür gilt, möglichst schnell anzueignen, gestattet nur zu oft keinen Raum für Rücksichten, wobei doch die Eigenliebe wesentlich betheiligt ist. Eine Frau läßt sich vom Gespenst der Mode in eine Form hineinschrecken, welche ihren ganzen Körperumriß verwandelt, behält aber kein Auge dafür, ob nicht vielleicht

dieser ihr neuer Umriß ein Zerrbild des theoretischen oder praktischen Musters ist, das sie vor sich hatte; ein Mädchen hascht nach einer Farbe, welche Alles trägt, vergißt aber mit sich zu Rathe zu gehen, wie diese Modefarbe sich bei ihr zu Teint, Haar und Auge chromatisch verhält. Ist die Frage, ob man modisch aussieht, befriedigend beantwortet, so wird die zweite: ob man gut aussieht, als etwas sich von selbst Verstehendes durch die Tagesordnung beseitigt. So kommt es, daß von Zeit zu Zeit ein neuer Schnitt, ein neues Farbenspiel das Städtchen oder die Stadt epidemisch überzieht und unter den natürlichen Reizen der modischen weiblichen Welt die bedauerlichsten Verheerungen anrichtet; und die Bevortheilten lächeln dazu, und ihre befriedigten Blicke sagen: es thut nicht wehe! — Man sucht wetteifernd, in athemloser Hast den immer zurückweichenden Genius der Eleganz einzufangen; er verstreut auf seiner Flucht die bunten Federn aus seinen ewig nachwachsenden Fittigen, man rafft sie hastig auf, wie Atalanta die Aepfel, und ist immer gleich weit vom Ziele.

Ich erinnere mich, wie ich als Jüngling in meiner Vaterstadt einen Officier bedauerte, den die Natur und sein Dienstrock dazu verurtheilten, beständig einen schreienden Farbenmißton hervorzubringen. Sein starkgefärbtes, bläulichrothes Gesicht war seitlich von einem rothen Backenbart, unten aber vom scharlachrothen Kragen der Uniform eingerahmt. Wie ersprießlich wäre dem Mann ein hellblauer oder schwarzer Kragen gewesen! Dieser Unglückliche fiel mir ein, als ich vor einem Jahr auf einem rheinischen Dampfboot ein deutsches Frauenzimmer von Stand kennen lernte, welches bei blondem Haar und sehr starkem Teint einen kirschrothen Hut, und zum Ueberfluß ein Umschlagtuch mit verschiedenen rothen Schattirungen trug. Der Officier, dachte ich, grollte gewiß vor dem Spiegel seinem Souverain, dessen Laune ihm einen Scharlachkragen aufgezwungen, und das Mädchen hier macht ganz gemüthsruhig und unbefangen die Honneurs ihrer natürlichen und künstlichen Reize, weil

sie sich einer eingebildeten Ordonnanz unterworfen, und damit alle Ansprüche, welche sie an die Welt und die Welt an sie hat, erfüllt zu haben meint. Es fällt ihr nicht ein, daß die Uniform, die sie wohlgefällig selbst gewählt, für eine ganz andere Waffengattung im Heere der Schönen angeordnet war.

Die weibliche Schönheit ist ein Stück Poesie, das durch die Dekoration des Anzugs in Scene gesetzt wird. Dabei geht es aber gerade wie auf der Bühne: zu viel scenischer Aufwand schadet dem Stück desto mehr, je schöner, das heißt je geistiger es ist. Die Blitze des Geschmeides, das Wogen der Federn, die Windungen und Schlingungen der Blumen, die krausen Gebilde der Schleifen, Spitzen und Bänder machen ein Frauenzimmer nur zu leicht zu einem Spektakelstück, wenn bei ihr nicht der Ausdruck der Seele im Blick, im Lächeln, in jeder Geberde siegreich all das Beiwerk in den Hintergrund drückt und zur bloßen Folie macht. Sollte es Frauenzimmer geben, welche dies nicht glauben oder fühlen, so werden sie an ihrer Toilette, wie deutsche Theaterintendanten bei ihrer Regie, nicht eine Kunst, sondern ein Handwerk treiben und Kennern und Liebhabern, solchen nämlich, die nicht verliebt sind, einen Augenschmerz bereiten.

Bei dem gegenwärtig herrschenden Luxus ist diese Gefahr noch bedeutend größer, als in einer frühern Periode. Man erinnert sich, daß noch vor wenigen Jahren der Damenputz im Ganzen weit einfacher, oder doch weniger kostspielig war, als seitdem man die Trachten der vorigen Jahrhunderte so anspruchsvoll nachahmt. Eine nicht ganz hochgestellte Frau, welche sich bei uns auf der Höhe der Mode halten möchte, glich beim frühern einfachern System einem deutschen Intendanten, der das Vaudeville oder das Repertoire der komischen französischen Oper kopirt. Wohl mag dieser zuweilen den Geist der fremden Poesie kurios genug auffassen; aber sein Personal, sein Orchester, seine leinwandene Natur und Architektur reichen aus, um den Eindruck des Stücks, das keine großen Ansprüche macht und

nicht viel äußere Mittel in's Spiel bringt, erträglich wiederzugeben: ebenso konnte unsere Dame mit ein paar Ellen Seide, Gaze und Band, mit einem Händchen voll Kleinodien, einem Bischen Geschmack und etwas mehr Einbildung sich den glänzendsten Erscheinungen keck an die Seite stellen. Jetzt aber steht sie im ängstigenden Verhältniß eines ehrgeizigen Bühnenvorstandes, der die großen Opern und Ballette der Pariser königlichen Akademie der Musik in sein armseliges O von Holz bannen soll. Da fehlt's überall, und am Besten: wo sollen nur gleich die Federbüsche, die Wappenröcke und der Mondschein zu den Hugenotten herkommen? Wir fürchten sehr, daß unter diesen Umständen die Toilette einer Frau, welche sich im Coptren gewisser Muster zuviel zutraut oder zumuthet, nur zu oft der letzten Scene in Robert dem Teufel auf einem deutschen Secundärtheater gleichen möchte, oder noch besser, an demselben Ort dem Maskenball, auf welchem Ankarströms königliches Opfer schlauer Weise sich in einen siebenbürgischen Herzog verwandelt hat.

Es könnte nicht schwer fallen, den Satz, daß die Mode die gefährlichste Feindin der weiblichen Grazie ist, durch Beispiele zu erläutern, zu zeigen, wie das ruhelose Streben, alles Neue, nur weil es neu ist, zu erfassen, sehr leicht die feine Fühlung des Geschlechts für das wahrhaft Kleidende, Ganze und Uebereinstimmende abstumpft; wie die vom Urtheil zu wenig unterstützte Eitelkeit am geistigen Reiz der Erscheinung, die allgemein die echte, siegende Koketterie ist, nagt gleich dem Wurm an der Knospe. Am deutlichsten wird dieß, wenn man das Modewesen in seiner äußersten Ausartung betrachtet, wo es zur Karrikatur wird. In den untersten Ständen, welche zur französischen Fahne geschworen haben, tritt das weibliche Geschlecht gleichsam in den rohen Naturzustand zurück, in welchem das Weib jeden Flitter, dessen es habhaft werden kann, gierig an sich rafft, ihn flugs in's Haar, durch Ohr und Nase steckt, oder um Brust und Hüften wirft. Die Rolle des See-

fahrers, der den eingebornen Schönen für Glasperlen ihr Goldblech ablockt, spielt hier der Trödler, der Tandler; dieses österreichische Wort verdiente das große deutsche Bürgerrecht. Er verkauft den Putzsüchtigen den Ausschuß der fashionabeln Maskerade, und sie lassen dafür noch etwas Kostbareres zurück als Geld, das Selbstgefühl. Sie entsagen dem wahren, großen Vortheil einer eigenen, leicht zu handhabenden Tracht, und bannen ihre Reize in eine Form, wo die Koketterie zur Fratze wird. Manche reizende doch blühende Tochter der Stände, die wir hier im Auge haben, trüge als Virtuosin den Schleier der Spanierin und Niederländerin oder Haube und Mieder deutscher Stämme; so aber macht es einen noch mehr wehmüthigen als lächerlichen Eindruck, wenn sie mit Putzhut, Shawl, Kleid und Beschuhung ein optisches und ästhetisches Charivari aufführt.

Bei der Volkstracht ist es genialer Naturalismus, der mit sicherm Takt seine Mittel wählt und mit den kleinsten unbewußt die größten Wirkungen hervorbringt; die modische Tracht dagegen ist zu einer wahren Kunst des Anzugs geworden, wobei die angeborne Grazie von der Bildung, der Instinkt von der Ueberlegung geleitet werden will. Die höchsten Stände haben ihre Leibpoeten und Dekorateurs, die für sie dichten und denken; die untersten sinken in einen Naturalismus zurück, der eine Mißgeburt der Cultur, durch rohe Nachahmung und Gemeinheit sich charakterisirt. Der Frau der Mittelstände bleibt die kitzliche Aufgabe, aus der überwältigenden Masse von Formen und Schattirungen, welche täglich auf dem Markt der Mode auftauchen, sich ihre äußere Erscheinung gleichsam zu dichten.

Die Hauptsache ist, die Forderungen der Meinung mit dem Selbstbewußtseyn zu versöhnen und unter keiner Bedingung sich selbst ganz aufzugeben. Unter diesen Umständen reicht der sonst so siegreiche Mutterwitz nicht immer ganz aus; dies beweist schon ein weiterer wesentlicher Unterschied zwischen der Volkstracht und der Modetracht. Jene wird in ihrer Eigen-

thümlichkeit nur von den Mädchen und jüngsten Weibern mit natürlicher Grazie und ungelerntem Anstand zur Anschauung gebracht; mit vorrückenden Jahren verfallen die Weiber schnell in den nüchternen, salopen Schlendrian des Costüms. Im modischen Leben dagegen ist es häufig die reifere Frau, welche sich am besten kleidet, und die junge Elevin der Eleganz kann der mütterlichen Lehren schwerlich entrathen.

Karl August Hase.

Geburt und Wiedergeburt des Heiligen.

(1856.)

Das Kind eines reichen Tuchhändlers in Assisi war von der Mutter Pica in der Taufe Johannes genannt worden, der Vater, Pier Bernardone in Handelsgeschäften aus Frankreich zurückkehrend, es war im Jahr 1182, nannte ihn mit dem Namen der Erinnerung an Frankreich, und Francesco hat immer für das Französische, wohl für die damals besonders ausgebildete provençalische Sprache, eine Vorliebe behalten, selbst zu Gebeten und Lobgesängen, obwohl er es nur gebrochen sprach. Zum Kaufmann erzogen mit der dazu üblichen einfachen Bildung, wozu doch in Italien etwas Latein gehörte, nicht der einzige, aber der geliebte und verzogene Sohn, hat er eine frohe Jugend durchlebt, beim Schmause der Erste, Gesanges kundig, als die Blume der Jugend gerühmt. Man sagt den Aeltern: er lebe nicht wie ihr Sohn, sondern wie der Sohn eines Fürsten. Die fromme Mutter entgegnet: „Er wird noch durch die Gnade ein Sohn Gottes werden." In dunkler Sehnsucht und im Glauben einer großen Zukunft liebt er das Eitle, Auffällige. Er hat sich ein Gewand machen lassen auf der einen Seite von kostbarem Stoffe, auf der andern vom geringsten; wie die Ankündigung der beiden Hälften seines Lebens. In einer städtischen Fehde zwischen Assisi und Perugia ward er gefangen, viele Edle seiner Vaterstadt mit ihm, ein Jahr lang bis zum Friedensschlusse in Haft schlichtet er ihre Händel, sie nennen

seinen frohen Muth Thorheit. „Was denkt ihr von mir? — sagt er, — man wird mich noch in der ganzen Welt verehren? So lebendig ist in ihm die Lust und das Vorgefühl eines Außerordentlichen.

Seine Verschwendung ist doch voll Freigebigkeit im angebornen Mitleide gegen die Armen. Als aber einmal im Kaufladen er eifrig beschäftigt einen Armen, der nach Landessitte um der Liebe Gottes willen [per l'amor di Dio] ihn angesprochen, barsch weggewiesen hatte, da fiel's ihm auf's Herz, wenn der im Namen irgendeines großen Barons ihn angegangen hätte, er würde ihn nicht abgewiesen haben, und er nahm sich's vor, nie fortan eine Gabe zu versagen, die im Namen des größten aller Herren von ihm gefordert werde. Hat er das Geld, das er bei sich trägt, hingegeben, er giebt den Mantel, ja recht eigentlich das Hemd vom Leibe weg.

In schwerer, doch scheint es kurzer Krankheit begann sein Herz sich von dem abzuwenden, was er bisher geliebt und bewundert hatte. Als er auf seinen Stab gebeugt wieder zum erstenmal aus dem Vaterhause trat und hinabsah in das blühende Thal, wundert er sich, daß selbst diese Schönheit ihn nicht mehr erfreue. Aber nicht im plötzlichen, entscheidenden Gegensatze ist sein neues Leben durchgebrochen. Er will einem Ritterzuge nach Apullen sich anschließen, wo um die Erbschaft der Hohenstaufen gekämpft wurde, dort unter dem Grafen Walther von Brienne hofft er Ruhm und Macht zu gewinnen. Denen, die um sein fröhliches Abschiednehmen ihn fragen, erwiedert er: „Ich weiß, daß ich ein großer Fürst werde." Er sieht im Traume das väterliche Haus voll kostbarer Waffen. Als er fragt, wem die Waffen gehören? wird ihm die Antwort: dein und deinen Kriegern. Stattlich ausgerüstet kommt er bis Spoleto, da wieder leicht erkrankt vernimmt er halb im Schlafe eine Stimme: „Francesco, wer kann dir mehr Gutes erweisen, der Herr oder der Knecht? Warum also lässest du den Herrn für den Knecht, den reichen Gott für den armen Menschen!" „Was willst du, Herr,

daß ich thue?“ „Kehre um in dein Land und es wird dir gesagt werden. Das Gesicht, das du sahst, mußt du anders verstehen.“

Man könnte daran denken, daß in beiden Gesichten entgegengesetzte Neigungen sich sinnbildlich ihm darstellten. Seine Träume werden ihm zu Offenbarungen des göttlichen Willens, da er nichts will, als ihn anerkennen, um ihn zu erfüllen. Unklar und ahnungsvollen Herzens kehrt er nach Assisi zurück. Bald nachher, als sie von einem Schmauße, zu dessen König ihn die Genossen erwählt hatten, singend durch die Straßen ziehn, bleibt er plötzlich wie gefesselt stehn, von unendlicher Süßigkeit durchdrungen. Man frug ihn lachend: „Was hast du, denkst du etwa daran dir ein Weib zu nehmen?“ „Ihr habt wahr gesprochen, ich denke daran eine edlere, reichere, schönere Braut heimzuführen, als ihr je gesehn habt.“ Seine Biographen deuten es auf die Religion, die unberührte Gottesbraut; wir dürfen es noch bestimmter deuten, wie Dante und Giotto es gedeutet haben, auf die Armuth, seine geliebte Braut, für die er Vater und Mutter verließ.

Seitdem, er stand im 25. Jahre, verweilt er tage-, wochenlang in einer Höle vor der Stadt, nur ein Diener des väterlichen Hauses, dem er vorredet in seiner bildlichen Weise, er habe da einen Schatz gefunden, weiß davon und bringt ihm dürftige Nahrung. Dort vernimmt er die Stimme des Herrn: „Francesco, was du bisher irdisch geliebt hast, mußt du verachten und hassen!“

Er pilgert nach Rom und wirft ein reiches Opfer nicht ohne Schaugepränge auf den Altar Sanct Peters. Dort wo der Bettler viele auf den Stufen der Kirche liegen, kann er seinem Gelüste nachgeben, er tauscht sich die Lumpen eines dieser Kirchsassen ein und bettelt einen Tag lang unter ihnen. Wiederum in Assisi zu Pferd trifft er auf einen Aussätzigen. Er hat vordem das Leprosenhaus, auch wenn er voll Mitleid Wohlthaten dahin spendete, mit weitem Umwege vermieden: nun be-

denkend, daß, wer Christi Ritter sein wolle, zuerst sich selbst besiegen müsse, springt er vom Pferd, reicht dem Unglücklichen ein Stück Geld und giebt ihm den Friedenskuß. Bei Bonaventura spielt es in's Wunderbare: wieder zu Pferd sieht er nirgends mehr den Aussätzigen, obwohl die Aussicht auf die Thalebene überall frei lag, es sei wohl Christus selbst gewesen. Es ist der Trieb der Sage, die allgemeine Wahrheit, auf die sich Franciscus so wohl verstand, „was ihr dieser Geringsten einem thut, das habt ihr mir selbst gethan," in wunderbarer Wirklichkeit darzustellen. In den nächsten Tagen geht er mit vollen Taschen in das Spital, sammelt alle Aussätzige um sich, giebt jedem eine Gabe und küßt jedem die Hand. Er findet das Wort des Herrn an sich erfüllt: was vordem bitter und unerträglich, sei nun ihm süß.

In solcher Stimmung umherirrend, tritt er einmal in eine alte Capelle, die einsam vor der Stadt liegt, und wirft sich betend nieder vor dem Bilde des Gekreuzigten. Da vernimmt er eine Stimme: „Francesco, siehst du nicht, wie mein Haus zerfällt? Gehe also und stell' es wieder her!" Der Orden hat diese Stimme nachmals auf das gesammte Thun des Heiligen zur Wiederherstellung der Kirche bezogen: Francesco verstand es von jenem baufälligen Kirchlein des h. Damiano, lud kostbare Tuchballen seines Vaters auf ein Pferd, verkaufte in Foligno die Waare sammt dem Thiere und brachte das Geld dem Priester der Capelle zu ihrer Reparatur. Dieser verweigerte es zu nehmen aus Scheu vor den Aeltern des Jünglings, Francesco warf es in einen Fensterwinkel der Capelle und blieb bei dem Priester. Der Vater war verbittert über die neue Lebensweise seines Sohnes, die bereits ein Gespött der Leute geworden war. Als er vom Geschicke seiner Tuchballen erfuhr, entbrannte sein Zorn, vor dem sich Francesco in die Höle flüchtete. Hier war er einen Monat in Gebet und Fasten, dann tritt er abgezehrt ein anderer Mensch hervor, auch seinem Vater entgegen. Der hat ihn geschlagen und eingesperrt. Nach einigen Tagen in des

Vaters Abwesenheit redete die Mutter ihm freundlich zu, von seinen Absonderlichkeiten abzustehn; als er dabei verharrte, ließ sie doch ihn frei.

Der Vater, daran verzweifelnd seinen Sohn in die geordnete Bahn seines Standes zurückzuführen, will ihn aus dem Lande treiben, wenigstens sein Geld wieder bekommen. Er klagt bei den Consuln der Stadt um Rückerstattung des geraubten Guts. Francesco erwiederte dem Gerichtsboten, er sei durch Gottes Gnade gefreit und gehöre nicht in den Gerichtssprengel der Consuln als ein Knecht allein des höchsten Gottes. Die Consuln erwiederten dem Vater: „Ist er allein in den Dienst Gottes getreten, so haben wir nicht mehr Gewalt über ihn.“ Der Vater wandte sich an den Bischof. Zu dessen Boten sagte Francesco: „Ich werde kommen, denn der Bischof ist der Vater und Herr der Seelen.“

Der Bischof sprach: „Dein Vater ist gegen dich erzürnt, deßhalb, wenn du Gott dienen willst, gieb ihm das Geld zurück, denn Gott will nicht ungerecht Erworbenes zum Bau seiner Kirche!“ „Herr, — antwortete Francesco, — nicht nur das Geld will ich frohen Muthes ihm geben, sondern auch die Kleider, die ich von ihm habe.“ Er legte seine Kleider ab, bis auf ein härnes Gewand, das er unter ihnen trug [ein cilicium], gab sie mit dem Gelde dem Vater und rief: „Hört es alle und vernehmt es! Bisher habe ich Pier Bernardone meinen Vater genannt: aber weil ich entschlossen bin Gott allein zu dienen, gebe ich ihm sein Geld, wegen dessen er erzürnt ist, und alle Kleider, die ich von ihm habe, zurück; fortan will ich sagen: Vater unser der du bist im Himmel! nicht mehr Vater Pier Bernardone.“

So schroff stellte sich das Zerreißen aller bürgerlichen und natürlichen Bande durch das ausschließlich gottgeweihte Leben dar. Es ist wenigstens nicht davon die Rede, auch nicht in den Tagen seiner höchsten Anerkennung, daß die zerrißnen Bande wieder angeknüpft worden sein, er ist der Sohn, der sich selbst enterbt hat. So sprach auch Elisabeth von Thüringen, als sie

von Francescos Geiste tief berührt, wenn auch ohne Vermittlung seiner Kutte, auf dem öden Gipfel ihrer Heiligkeit angelangt war: „Gott ist mein Zeuge, selbst die süßen meinem Schooß entsprungenen Kleinen, die ich einst so zärtlich umfaßte, jetzt achte ich sie wie Fremde.“ Doch fühlt man ihr Mutterherz noch schlagen, während sie's verleugnet und zu Gott betet um Minderung der großen Liebe zu ihren Kindern, wie ja in ähnlichem Widerspruche sie die Armuth für die höchste Gabe Gottes hielt, und doch fürstlichen Reichthums bedurfte, um aller Armen Mutter zu sein.

Der Bischof warf dem freiwillig Verwaisten einen Mantel über und nahm ihn wie einen Sohn in seine Arme. Frohen Muthes nichts mehr auf der Welt zu besitzen zog Francesco durch den Wald, das Lob Gottes in französischen Liedern singend. Räuber überfielen ihn, er konnte lachen, bei ihm war nichts zu finden. Sie frugen, wer er sei? „Der Herold eines großen Königs.“ Sie warfen ihn in eine Grube voll Schnee. „Da liege du bäuerischer Herold Gottes!“ Lobsingend arbeitet er sich wieder heraus. Darnach dient er in der Küche eines Klosters, dann pflegt er Aussätzige; aber seine Pflicht für die Damianskirche führt ihn bald nach Assisi zurück. Er wohnte wieder bei dem Priester, aber die Theilnahme an dem bescheidenen Mahle desselben verweigernd ging er Mittags mit einem Topfe umher, in welchen die Ueberreste von allerlei Speisen geschüttet wurden, eine Mischung, vor der anfangs ihm graute. Er bettelte auch das Nöthige für den Bau der Damianskirche und schleppte die Steine auf den Schultern herbei. Als das vollendet ist, macht er sich an eine zweite Capelle, endlich an Portiuncula. Das wird seine Lieblingsstätte, hier erbaut er sich eine Hütte, er lebt in einer kirchlich hergebrachten Form als Einsiedler, seine Tracht eine Kutte, wie er sie gerade von milder Hand empfangen hatte, ein Ledergürtel, Sandalen, dazu Sack und Stab. Seine Mitbürger, die Genossen seiner frohen Tage, viele hielten ihn für wahnsinnig. Als sein Vater, wo er ihm begegnete, auf ihn

schmähte und fluchte, nimmt er sich einen alten Bettler zum Vater an, daß der ihn segne. Zuweilen flogen Koth und Steine ihm nach, doch hat das Zeitalter, das solche Ueberschwänglichkeit hervorbrachte, auch Sinn für ein so kühnes Brechen der Gottgeweihten mit der Welt, schon nennen manche ihn einen Heiligen, während seine Seele sich noch in unklarer Sehnsucht verzehrte.

Fechner-Mises.

Der Tod.

(1824.)

Unsre wahre Liebe gegen den Menschen geht oft dann erst an, wenn er von uns gegangen ist, und zwei innig verwachsene Herzen fühlen's oft nicht eher, wie eng sie verbunden waren, bis der Tod sie von Anander riß, und das zurückgebliebene es nun am Schmerz und dem langen Nachbluten seiner Wunde erkennt. Oft stirbt mit dem Menschen der Haß gegen ihn, aber nimmer die Liebe. Wie das Goldkorn nur erst glänzt, wenn die träge Schlacke von ihm gefallen, so steht auch der Mensch nur dann erst verklärt vor unsern Augen da, wenn er seine Schlacke, den Körper, abgestreift hat, und glänzend erblicken wir in der Nacht des Todes an ihm die Sternbilder, die wir an seinem Lebenstage übersahen und verkannten. Die Blüte des Nachruhms ist eine Pflanze, die zwar im Leben des Menschen wurzelt, aber nicht eher an das Licht tritt, bis er selbst in die Finsterniß gegangen. Erst aus seiner Asche treibt sie prachtvoll hervor und pflanzt sich dann durch tausendfältigen Saamen von Geschlechtern zu Geschlechtern fort. Bevor der Mensch nicht gestorben ist, wird er seiner Unsterblichkeit nicht gewiß; kein Sterblicher trat in die Götterversammlung des Olympus, ehe er den Weg zum Hades gewandelt; die Pfeile der Mißgunst und Verläumdung hören nicht eher auf, ihn zu verwunden, bis er im Wasser des Styx gebadet.

Aber sage: was hilft es uns denn, wenn uns auch der Weihrauch des Nachruhms noch auf Hunderte von Jahren zur endlich doch zerfallenden Mumie einbalsamirt? wie es der Blume nichts hilft, wenn ihre Wohlgerüche noch eine Weile dauern, nachdem sie selbst gewelkt ist; wie es der Saite nichts hilft, wenn der Ton, an dessen Gewalt sie zersprang, auch noch lange nachhallt; sie wird fortgerissen von dem Instrumente und wird keine Melodieen wieder tönen. Die Parze durchschneidet mit dem Lebensfaden auch zugleich die Nervenfäden, die uns empfindend und fühlend mit der übrigen Natur verknüpfen. Wohl thun uns die Dornen weh, die unser Herz im Leben verwunden; aber, wenn wir uns nun langsam an den Wunden verblutet haben, wissen wir nichts mehr von den Rosen, die man uns noch über das Grab pflanzt. Wohl brennen die Thränen oft heiß, die der Lebende so häufig dem Lebenden entlockt; aber von den Thränen, die man dann auf unser Grab weint, dringt keine durch die starre Eisrinde, die der Tod um unser Herz gelegt, und sagt uns, daß uns jemand noch liebt. Wenn dem Edlen, der im Leben vielleicht öfters nicht wußte, wo er sein Haupt hinlegen sollte, der Ruhm nach seinem Tode noch prächtige Tempel baut, was hat er davon, als daß andre darin wandeln, und sich ihrer Herrlichkeit freuen, ihm selbst bleibt doch nur die kleine finstre Kammer des Todes.

Sollen wir denn nicht klagen, wenn wir sehen, wie der Tod bei seiner Sammlung von Erdenblüten nur zu oft nach den schönsten Exemplaren am ersten greift, und eben dadurch die Erde um den besten Samen bringt, den diese hätten ausstreuen können? wenn wir sehen, wie alles Schöne, Erhabne dem Abgrund zueilt, von dem keine Fußtapfen zurückführen, der Jahrtausende verschlungen hat, und nur Augenblicke wiedergebiert? Der Tod geht umher, mit fürchterlicher Ruhe; er rührt mit seinem Eisesfinger an das warme Herz des Jünglings, und es erstarrt mit allen seinen Wünschen und Hoffnungen und Träumen und sein Engel geht weinend fort und löscht die Fackel; er aber wirft

den blassen Leichnam ruhig auf den Acker, von dem kein Same wieder aufgeht, und wandelt weiter, und nimmt das blühende Kind aus der Mutter Armen, die verzweifelnd den letzten Kuß auf die blassen Lippen drückt; die Welle hat es kaum aus dem Meere der Unendlichkeit heraufgespült an die bunten glänzenden Gestade des Lebens, so wirft er es zurück in den Abgrund der Vernichtung und der ewigen Nacht, aus dem es nimmer wieder auftaucht. Seine Speise ist Verwesung und sein Trank die Thränen trostloser Mütter und Bräute. In den Morgenhimmel unsrer Hoffnung wirft er seinen langen schwarzen Schatten, der immerfort zunimmt, und zuletzt selbst uns die Sonne und die leuchtenden Sterne verhüllt; als drohendes Gespenst steht er vor dem gehofften Paradiese eines bessern Lebens, so daß wir schaudern, seiner Thür zu nahen; und wer sagt es uns denn auch, daß das dunkle Thor in einen ewigen sonnenhellen Lustgarten führe, und daß der schwarze Engel der Vernichtung der Thürhüter einer Wohnung von Engeln des Lichts und von Seligen sei?

Wenn der Rosengarten unsrer Lippen und Wangen entblättert ist; wenn das verwelkte Auge nicht mehr nach Lichte durstet, und der Lichtstrahl, der hineinfällt, keinem Gedanken mehr begegnet, der ihn faßte, und zur innersten Seele trüge; wenn im Ohre, dem kleinen Resonanzboden des Alls, kein Ton mehr eine verwandte Saite findet, die er rühren könnte; wenn die Glut des Lebens die Adern nicht mehr zum Pulse schwellt, und seine Ebbe und Fluth nun stockt, weil ihm die Gestirne des Leibes erloschen sind, wenn kein Weinen und kein Lächeln der Geliebten mehr auf dem erblaßten Gesichte die verwandte Regung hervorruft, sind uns dann nicht alle Flügel genommen, die uns, selbst nur verpuppten Staub, über den Staub empor trugen, und rächt sich dann nicht fürchterlich an uns das Irdische, das wir, selbst nur seine freigelassenen Kinder, die eine Weile auf einer bunten Insel spielen durften, zu beherrschen wähnten, indem es uns mit seinen gewaltigen Armen wieder umklammert und zermalmt?

Doch ſtille! was zagſt du und zweifelſt? Warum bleibſt du bei der Nacht ſtehen, die nach dem Tage folgt; es kommt auch wieder ein Morgen nach der Nacht. Halte nur einen Stern feſt, wenn du am finſtern Acheron ſtehſt, und kein Ufer jenſeits ſiehſt, zu dem dich dein Schiff tragen könnte, den Stern des Glaubens; ſicher erreichſt du dann Edens Gefilde, wo Pſyche ſchönere Flügel erhält, die ihr nimmer wieder geraubt werden.

P. A. Pfizer.

Stellung Oestereichs und Preußens zu dem übrigen Deutschland.

(1831.)

Gewiß kann kein Deutscher, für den dieser Name noch eine Bedeutung hat, ohne ein Gefühl schmerzlicher Wehmuth daran denken, daß das deutsche Volk in der Reihe der Nationen einst nicht nur zählte, sondern ohne Widerspruch die erste Stelle einnahm, als es noch einen deutschen Kaiser und ein Deutschland gab. Aus fernen Jahrhunderten, aus den Zeiten der sächsischen, fränkischen und schwäbischen Kaiser, klingen Töne, leuchtet noch ein Widerschein zu uns herüber, sagenhaft, dämmernd und berauschend für das vaterländische Herz, das ungerne dem Traum einer ruhmvollen Vergangenheit sich entreißt, ja die Zeit ist nicht so gar entfernt, wo mancher noch eine Wiederauferstehung jenes wundersamen heiligen römischen deutschen Reiches für möglich hielt, vielleicht sogar erwartete und auf den Erben seines Kaisernamens einen Blick der Sehnsucht richtete. Doch die Wirklichkeit, die mit leeren Träumen sich nicht zwingen, mit einer thatlosen Trauer sich nicht abfinden läßt, besteht auf ihrem Rechte und wird nicht müde, uns zu predigen, daß wir nicht berufen sind, vom Nachlaß der Vergangenheit zu zehren, daß wir, um zu genießen, selber kämpfen und erwerben, und statt auf den Schultern unserer Voreltern zu ruhen, auf eigenen Füßen stehen müssen. Nicht in weiblicher, kraftloser Sehnsucht sollen wir uns verzehren, vom Winter keine Blüthen erwarten, vom verdorrten Baume keine Frucht ver-

langen. Was einmal vorüber ist, kommt nicht wieder, denn die Geschichte weiß nichts von jenen Restaurationen, mit welchen sich die kurzsichtige Weisheit der Menschen brüstet. Alle Versuche dieser Art, verlebte Zustände durch die Kraft menschlicher Berechnung zurückzuführen, die Vergangenheit zu verjüngen und ein entflohenes Leben wieder zu bannen, von Philopömen und Julian dem Apostaten bis auf die neueste Restauration der Bourbons und des Papstes, haben im glücklichsten Fall nichts als ein kraftloses, kränkelndes Scheinleben, einen bleichen Schatten besserer Zeit heraufbeschworen. Sie sind mißlungen und mußten mißlingen, weil sie dem Gesetz des Lebens widerstreiten, das die Natur und die Geschichte beherrscht. So wenig als aus einer verwesten Pflanze dasselbe Gewächs wieder hervorkeimt, sondern ein anderes, wenn auch ihr ähnliches, eben so wenig wiederholt sich die Geschichte jemals ganz auf dieselbe Art wieder. Der Strom der Zeit läßt sich nicht gegen seine Quelle zurückdrängen, es gibt keinen Zauberspruch, das Todte wieder zu erwecken, immer neue Gestalten drängen sich, aber das Erstorbene wird nie in derselben Gestalt wieder lebendig, wenn es auch Gesetz der Welt und Ordnung der Natur ist, daß aus Tod und Verwesung neues Leben hervorgeht.

So wenig als diesseits des Grabs die Todten auferstehen, so wenig wird daher Oestreich, einst der Erbe deutschen Ruhms und deutscher Herrlichkeit, für Deutschland je wieder das werden, was es einst gewesen. Eine Kluft von drei Jahrhunderten hat sich zwischen seiner Gegenwart und Vergangenheit aufgethan, die nicht mehr rückwärts übersprungen werden kann. Hätte freilich Oestreich beim Beginn der Reformation es verstanden, dem Impuls der neuen Zeit zu folgen, ihre Bedeutung aufzufassen und zu nützen, ihren Forderungen zu genügen und sie dadurch zu beherrschen, so wäre Oestreich heute noch das erste Reich der Welt, und im Mittelpunkt Europa's festgewurzelt an der Spitze jener großen europäischen Bewegung weiterschreitend, würde es auch zum Lichtpunkt Europa's und zum Brenn-

punkt der Civilisation geworden seyn. Statt dessen hat Oestreich vorgezogen, sich mit aller Kraft dem Strome der Ereignisse entgegenzustemmen und dadurch allerdings dessen Macht zu brechen, eben damit aber auch in entschiedene Opposition gegen das übrige Deutschland zu treten, dem es durch seine Verblendung gegen das hereindringende neue Geisteslicht den Segen in einen Fluch verwandelt und tiefe, fast unheilbare Wunden geschlagen hat; und wollte Oestreich jetzt wieder in die verlassene Bahn einlenken, so wäre es jetzt zur Umkehr zu spät und der Rückweg unmöglich geworden.

Auch scheint Oestreich keineswegs seinen Ehrgeiz auf ein solches Ziel zu richten; es ist Deutschland fremd geworden, hat zuerst gezwungen und dann freiwillig seinen Ansprüchen auf die Hegemonie entsagt, und die gewaltigen Ereignisse der jüngsten Vergangenheit haben nur einen Bruch vollendet, der vor dreihundert Jahren schon begann. Oestreich hat seinen deutschen Namen gegen einen europäischen vertauscht, und steht nun Allem, was wir von deutschem Eigenthume gerettet haben, Allem, worauf Deutschland noch einen Stolz setzen darf, seinem geistigen Leben, seiner Literatur, seinen Hochschulen, schroff, man könnte sagen feindselig, gegenüber. Wenn daher Oestreich, um nicht in sich selbst zu zerfallen und von den Fluthen einer bewegten Zeit nicht fortgerissen und verschlungen zu werden, nach langem Schlummer das Bedürfniß fühlen sollte, sich neue Bahnen des Ruhmes und der Größe zu eröffnen, so muß es diese in der neuen Stellung und Bedeutung, die es als europäische Macht gewonnen, und worauf jetzt auch die Art seiner Zusammensetzung aus meist nicht deutschen Ländern hinweist, suchen; aber in Deutschland ist für Oestreich, und für Deutschland ist von Oestreich forthin nichts mehr zu erwarten. Oestreich ist von den großen Colonien, die sich seit der Völkerwanderung vom deutschen Mutterlande losgerissen haben und den größten Theil von Europa bedecken, die letzte (wie überhaupt Deutschland mit Colonien nie glücklich gewesen ist, so nothwendig ihm

dieselben jetzt auch wären, um durch den Verkehr mit fremden Welttheilen unser stockendes Blut zu erfrischen, den Ueberfluß unserer Bevölkerung abzuleiten und unter einem schönern Himmel ein zweites deutsches Vaterland zu gründen, das beim Absterben unsers Welttheils das europäische überlebt); und eine organische Wiedervereinigung von Oestreichs deutschen Provinzen mit Deutschland ist erst dann zu erwarten, wenn von diesen einst die Oberherrschaft auf Ungarn oder Italien übergegangen seyn wird.

Soll es nun aber gleichwohl noch dahin kommen, daß Deutschland in die Reihe der Nationen wieder eintritt — und daß dieses geschehen müsse, ist ein Gedanke, den kein Deutscher aufgeben kann und aufgeben darf, ohne die Schmach des feigsten Selbstmords auf sich zu laden — so muß eine neue Zukunft sich uns öffnen, es muß ein neuer Anknüpfungspunkt zu festerer Einigung gefunden werden, ein neuer Kern und Mittelpunkt sich bilden, woran das neue Deutschland sich sammeln, sich erkennen und gestalten kann. Auch bedarf es in der That nur eines Blicks auf unsre gährende, bewegte Zeit, besonders auf unser reges geistiges Leben, auf dieses Wimmeln und Wühlen zahlloser Kräfte in jedem Felde menschlicher Thätigkeit, um überzeugt zu seyn, daß das zähelebige germanische Geschlecht noch nicht ausgelebt hat, vielmehr die Gegenwart mit neuen Geburten schwanger geht und die fruchtbarsten Keime fernerer Entwicklung in sich trägt. Deutschland, jetzt auf einer Uebergangsstufe begriffen, muß sich verjüngen und den Standpunkt einnehmen, wo es fähig wird, seine mit der Reformation begonnene Bestimmung, als die geistige Macht Europa's zu vollenden. Ja, der Kern seiner neuen Gestaltung ist, wenn anders die Gesetze der Natur und der Geschichte noch die alten sind, bereits vorhanden.

Wo anders wäre er nämlich zu suchen, als in demjenigen deutschen Staate, der fast in allen wesentlichen Beziehungen den Gegensatz von Oestreich bildet und dessen Politik einen, dem

des Hauses Habsburg ganz entgegengesetzten, Weg gegangen ist. Durch dieselben Ereignisse, in deren Gefolge die Lösung des zwischen Oestreich und Deutschland bestandenen Bandes sanctionirt wurde, hat eine bisher mehr europäische Macht, hat Preußen sich mit Deutschland näher und inniger verbunden. Preußen war es, das durch außerordentliche Anstrengung seiner physischen Kräfte, noch weit mehr aber durch das moralische Gewicht, das sein Enthusiasmus in die Wagschale legte, die Befreiung Deutschlands von der Herrschaft Napoleons entschieden und dadurch für seine Ansprüche auf die Hegemonie einen vollgültigen Rechtstitel, dem bis jetzt nur die äußere Anerkennung fehlt, erworben hat. In dem Maße, als Oestreich aus einem deutschen Staat ein ausschließlich europäischer geworden, hat Preußen den Charakter eines allgemein europäischen Staats mit dem eines deutscheuropäischen vertauscht. Für das alte und starre Oestreich tritt nun das junge und bewegliche Preußen; statt eines katholischen Staats erscheint ein protestantischer; ein phlegmatisches, stumpfes Volk, ohne wahres Gefühl seiner Würde, und wenig empfänglich für die Antriebe des Ehrgeizes und des Nationalruhms, wird durch ein lebhaftes und regsames Volk ersetzt, das auf seine Ehre hält, sich fühlt und weiß, was es sich selbst schuldig ist; an der Stelle einer, der deutschen Geistesbildung entfremdeten und abgeneigten Macht erblicken wir jetzt einen Staat, der einen Ruhm darin sucht, nichts zu unterlassen, was ihn zum Mittelpunkte deutscher Geistesbildung machen kann. Dabei besitzt dieser jugendliche Staat ein wohlwollendes, beim Volke beliebtes Fürstenhaus; eine aufgeklärte und consequente Regierung, eine umsichtige, humane Gesetzgebung, die ihre Weisheit nicht aus den Trümmern versunkener Jahrhunderte hervorsucht, sondern die Sprache der lebendigen Gegenwart redet; eine musterhaft geordnete Verwaltung, ein System der Volksbewaffnung, das, indem es den Beruf des Kriegers mit dem des Bürgers identificirt und so die gefährlichste Klippe europäischer Freiheit und europäischen Wohlstandes, einen von

der erwerbenden Classe geschiedenen und feindselig gegen sie gesinnten Wehrstand, vermeidet, in seinen Grundsätzen gerechter und in seinen Erfolgen wirksamer und imponirender ist, als irgend ein Militärsystem Europa's; endlich — und dieß ist das Wichtigste — ein Volksgefühl, wodurch die Preußen vor allen deutschen Stämmen sich auszeichnen und ihren Anspruch auf die erste Stelle unter denselben beurkunden. Auch ist der bisherige Entwicklungsgang der preußischen Macht in ihrem stetigen Wachsthum und ihrem kräftigen organischen Fortschreiten den gemeinschaftlichen Gesetzen der Natur und des Völkerlebens so gemäß, daß man nicht zweifeln darf, Preußen, wenn es seine Aufgabe richtig erkennt, die ihm bestimmte Stelle bald einnehmen zu sehen.

Unter der Pflege des großen Kurfürsten hat sich der neue Staat aus einem kräftigen Keime entwickelt und sich zum ersten jugendlichen Selbstbewußtseyn aufgeschwungen unter Friedrich dem Großen, der, als der Schöpfer seines Volksgefühls, dieser Lebenskraft und Seele einer jeden Nation, Preußens zweiter Stifter und sein eigentlicher Begründer geworden ist. Und wenn auch bald nach ihm das allzuhoch gesteigerte Selbstgefühl des preußischen Volks in seinem eignen Uebermaß unterzugehen drohte, so hat dasselbe gleichwohl sich von solcher Energie gezeigt, daß es die Feuerprobe des Unglücks und der Erniedrigung bestand und nach der Art gesunder, unverdorbener Naturen nur um so frischer und gediegener aus jener Entwicklungskrankheit sich erhob, von der es nun mit sichern Schritten jenem Höhepunkt der Jugend entgegengeht, wo das Magere und Herbe zur Fülle und Milde reift, zur Kraft die Schönheit und zur Form die Seele tritt, weil das mit der körperlichen Gestaltung fertig gewordene und in sich selbst zurückgegangene Lebensprincip den äußerlich vollendeten, aber starren Organismus nun von Innen heraus verklärt, die tiefern geistigeren Kräfte, bisher schlummernd und zurückgedrängt, erwachen und eine freigewordene Begeisterung ihre Blüthen treiben kann.

Selbst dem oberflächlichen Beobachter kann es nämlich nicht entgehen, daß das preußische Volk bis jetzt bloß ein äußeres, kein inneres politisches Leben hat, daß Dressur und Kunst der unzulänglichen Natur noch hin und wieder nachhelfen muß, und daß manchen seiner Institutionen eine gewisse Dürftigkeit und Magerkeit anklebt. Kein Staat leistet mit gleich beschränkten Mitteln so viel, als der preußische bis jetzt geleistet hat. Um aber seine Stelle unter den Mächten, welche das Schicksal der Welt bestimmen, zu behaupten, mithin seine Rolle gegen Außen fortspielen zu können, mußte bei Preußen bisher alles politische Leben sich nach Außen drängen, auf Erhöhung der Kraft des Staates gegen Außen berechnet und gerichtet seyn. Die Einheit des Willens, die Concentration der Kraft, die ungehemmte Raschheit der Vollziehung ist, so lange Preußens materielle Hülfsquellen nicht bedeutend zunehmen, sein höchstes Gesetz. Um auf seiner künstlichen Höhe sich zu halten, ist es genöthigt, die Zügel straff anzuziehen, und alle Segel müssen aufgespannt werden, damit es nicht von seinen, an physischer Gewalt ihm weit überlegenen, Nebenbuhlern überholt und erdrückt werde. Daher in Preußen keine Preßfreiheit, bis jetzt noch keine allgemeine Volksvertretung, nichts was irgend einen innern Zwiespalt aufregen, den schlummernden Löwen einer Opposition erwecken könnte. Das Geschrei nach inneren Reformen, wie es anderwärts ertönt, wird dort nicht laut, nichts hemmt den raschen und durchgreifenden Gang der Regierung; eine Art von militärischer, aber wohlwollender Dictatur ist bemüht, jedes Element einer innern Entzweiung, Reibung oder Spaltung zu besänftigen oder zu zerstören, indem der Kampf widerstrebender Elemente, wie des demokratischen und des aristokratischen oder des monarchischen, zwar das Lebensprincip der großen, ausgereiften, in ihrer Stellung gegen Außen ganz gesicherten Staaten bildet, hingegen einem noch im Werden begriffenen und gewissermaßen noch um seine Stelle kämpfenden Staate Gefahr drohen muß. Aber wenn auch das freie Wort nicht

eben heimisch ist in Preußen, so ist doch nicht nur Volk und König (was bei der lebhaftesten Opposition noch möglich ist) Ein Herz und Eine Seele, sondern die Regierung erfreut sich auch im Allgemeinen des vollen Vertrauens der Gehorchenden, und mit Unrecht wird einem illiberalen Geiste der preußischen Regierung oder einem servilen Sinne des preußischen Volks zugeschrieben, was Folge seiner noch nicht gehörig consolidirten Stellung gewesen ist.

So wie die Sachen jetzt stehen, muß Preußens Macht entweder zunehmen, oder durch übermäßige Anstrengung sich erschöpfen und fallen. Letzteres erlaubt das erwachte Selbstgefühl des Volkes nicht, es muß daher das Erste eintreten, und das vollständige Gelingen seiner Plane wird davon abhängen, daß es seine Aufgabe nicht in selbstsüchtigem, sondern in wahrhaft nationalem Sinne zu lösen sucht, und über dem eigenen Vortheil nicht vergißt, was Deutschland von ihm zu fordern berechtigt ist. Wenn nicht alle Zeichen trügen, so ist Preußen auf das Protectorat über Deutschland durch dasselbe Verhängniß angewiesen, das ihm einen Friederich den Großen gab. Hat es aber jenes Ziel seiner Bemühungen und eines gerechten Ehrgeizes erreicht und dadurch einen Zuwachs an Macht erhalten, der seine politische Existenz und seinen Rang in der großen Staatenfamilie auf unerschütterlichen Grundlagen feststellt, so löst sich auch der Gegensatz Preußens gegen das übrige Deutschland, als des Bindenden gegen das Zerfallende, des Vereinenden gegen das Auseinanderstrebende; und dieser mächtigere Gegensatz, der bisher den Schwächeren in sich verschlungen trug und gebunden hielt, läßt dann dem letztern, und mit ihm der Entwicklung eines öffentlichen Lebens, der Wechselwirkung und dem Kampf verschiedenartiger Kräfte im Innern Raum. Eben damit erledigt und erklärt sich aber auch die Haupteinwendung welche gegen Preußens Hegemonie von Seiten des übrigen Deutschlands mit einigem Schein von Grund gemacht wird.

Karl Grüneisen.

Das Münster zu Ulm.

(1840.)

Formen und Maaße dieser größten deutschen Kirche machen einen harmonischen und erhebenden Eindruck, wie schmerzlich auch das modern Geschmacklose des Orgelbaues, die Verödung so mancher Consolen an den Pfeilern und Wänden, die Uebertünchung der schönen Naturfarbe des Gesteins, namentlich sogar auch die plumpe Verstreichung der Ornamenturen und die Auslöschung der noch bis 1817 sichtbar gewesenen Frescogemälde, zumal desjenigen fällt, welches über dem Triumphbogen am Chor ausgeführt war.

In besonderer Reinheit, Großartigkeit und Anmuth stellt sich die Vorderseite der Außenkirche dar, das Portal mit seinem dreifachen hohen Eingange und seiner Vorhalle, und mit den fast unzählbaren Bildwerken, welche dort in schöner Ordnung und nach sinniger Auswahl aufgestellt sind. Darüber im Thurm das ungeheure einzige Fenster, das vordem mit der Legende des heil. Martin bemalt, in das ganze Mittelschiff der Kirche hineinleuchtete, solange die Aufstellung der Orgel dieß nicht beschränkte. Weiter empor die zwei schlanken und noch höheren Fensteröffnungen des zweiten Thurmstockwerkes zwischen den zierlichsten freien Wendeltreppen bis zu dem Kranze, mit welchem das Bauwerk still stehen mußte, und dann auf dem 15′ hohen Anfang des zweiten Thurmtheiles eine spitzige, fast 100′

hohe Bedachung erhielt, während der noch vorhandene Aufriß des Thurmes, von hier an aus dem Viereck aufsteigend, noch ein drittes octogones Stockwerk mit je einem in der Mitte von zierlichem Steinwerk unterbrochenen, wiederum höheren Fenster zeigt, und darüber die Verjüngung einer reich durchbrochenen Nadel mit fünf Kränzen, und auf der Spitze die Bildsäule der Patronin der Kirche mit dem Jesuskind in den Armen andeutet. Eine Zeichnung, die indessen erst im sechszehnten Jahrhundert entworfen ist, wiewohl sie auf ältere Pläne gegründet sein muß, da sich daran einzelne architectonische Formen bereits in einiger Ausartung vorfinden.

Bis auf den Boden des ersten Kranzes, wo das Achteck sich erhebt, beträgt die Höhe des Thurmes 234 württembergische Fuß; der ausgebaute Thurm würde 510 Ulmer Werkschuh oder 520 württembergische Fuß betragen. Das vergoldete Standbild der Jungfrau Maria auf der Spitze hätte um etliche Fuße noch über die Spitzen des Kölner und des Straßburger Thurmes hinweggeschaut. Die Spitze des jetzigen Thurmes hat die Höhe von 337'.

Wie der Thurm nach Westen nur zur Hälfte ausgebaut ist, so sind die beiden östlichen Thürme, an den Chorseiten, beinahe ganz unausgeführt, und nicht minder ist auch das Aeußere der Kirche unvollendet geblieben. Es fehlt sogar an der Façade die völlige Steinbekleidung; es fehlen die vielen Seitenthürmchen, welche über den Strebepfeilern der Seitenschiffe zu stehen kommen, die Verbindungsbögen, die sich als Brücken über die Seitenschiffe hin zur Stütze des Mittelschiffes anlegen sollten; es fehlt die auch bei dem schwierigern Stoffe zu bewirkende, Mannigfaltigkeit, die dem großen Werke mehr den Anschein des freien Gedankens und der würdevollen Erhebung verleihen müßte. Nun aber ist das umgekehrte Verhältniß. Wie leicht, hell und aufstrebend der Münster in seinem Innern, weil er vollendet ist, erscheint, eben so schwer, düster und gedrückt kommt er von außen, zumal an den Seiten und von Osten her, dem Beschauer

vor und erfüllt mit Wehmuth über dem Ungenügen menschlicher Kraft zum menschlichen Entwurf. Erinnert man sich zumal, daß bei der ersten Verkündigung des Münsterplanes ausdrücklich festgesetzt war, dieser Bau solle lediglich aus eigenen Mitteln der Stadt und ihrer Einwohner ohne irgendwelche fremde Beihilfe und Steuer zu Stande kommen, während in denselben Zeitraum bedeutende Gebietserweiterungen durch Ankauf, namentlich den der Grafschaft Helfenstein, und die Vergrößerung der Festungswerke fallen; so ist es in der That nicht anders, als wenn dieses riesenhafte Unternehmen Mark und Saft der Bürgerschaft in sich gesogen hätte und darum die Stadt in so kleinem Maaßstab umherläge und ihre politische wie gewerbliche Bedeutung gegen die Macht und den Reichthum früherer Jahrhunderte herabgesunken wäre. Jedenfalls gilt von diesem unvollendeten Bau, was man sonst mit Unrecht von der alten Kirchenbaukunst überhaupt gesagt hat, daß ihre Werke wie große Grabstätten aussehen, worein der Fronleichnam gelegt sei. Der Ulmer Münster geberdet sich von fern und nah wie ein großes Trauerdenkmal, aber im umgekehrten Sinn jener Worte des Erlösers (Evang. Math. XVIII, 27.). Inwendig ist Licht und Leben, und eine Fülle der herrlichsten Gedanken und heiligsten Empfindungen entfaltet sich darin zur Andacht. Es mag dem Einflusse des Protestantismus zugeschrieben werden, daß der Ausbau des Ulmer Münsters nicht so erfolgte, wie er bei den Domen zu Straßburg und Wien auch an den Außenseiten vor Augen steht. Aber abgesehen davon, daß andere Ursachen sich mit der Reformation in jene Schuld theilen, wenn anders die Unzulänglichkeit der Mittel und Kräfte zu dem Vorhaben diesen Namen verdient — abgesehen, daß längst vor der Kirchenverbesserung der fromme Eifer nur durch den Aberglauben des Ablasses im Athem erhalten werden konnte, und so zuletzt mehr Schuld an der Fortsetzung selbst als an der Unterlassung des Baues haftete; — so spricht sich in der vorhandenen Beschaffenheit der Kirche

gerade der Geist des Protestantismus und auch der Kunstsinn einer protestantischen Gemeinde klar und entschieden aus. Ernsthaft und streng, wie ihr Gottesdienst, ist der äußere Eindruck; aber desto heiterer und einfacher schön, wie das selige Glaubensleben, die innere Einrichtung dieses Gebäudes: desto reiner im Ganzen, wie bei dem Canon unserer heiligen Urkunden, die ursprüngliche Form behütet und gepflegt.

Wilhelm Hauff.

Märchen als Almanach.

(1826.)

In einem schönen fernen Reiche, von welchem die Sage lebt, daß die Sonne in seinen ewig grünen Gärten niemals untergehe, herrschte von Anfang an bis heute die Königin Phantasie. Mit vollen Händen spendete diese, seit vielen Jahrhunderten, die Fülle des Segens über die Ihrigen, und war geliebt, verehrt von allen, die sie kannten. Des Herz der Königin war aber zu groß, als daß sie mit ihren Wohlthaten bei ihrem Lande stehen geblieben wäre; sie selbst, im königlichen Schmuck ihrer ewigen Jugend und Schönheit, stieg herab auf die Erde; denn sie hatte gehört, daß dort Menschen wohnen, die ihr Leben in traurigem Ernst, unter Mühe und Arbeit hinbringen. Diesen hatte sie die schönsten Gaben aus ihrem Reiche mitgebracht, und seit die schöne Königin durch die Fluren der Erde gegangen war, waren die Menschen fröhlich bei der Arbeit, heiter in ihrem Ernst.

Auch ihre Kinder, nicht minder schön und lieblich als die königliche Mutter, sandte sie aus, um die Menschen zu beglücken. Einst kam Märchen, die älteste Tochter der Königin, von der Erde zurück. Die Mutter bemerkte, daß Märchen traurig sey, ja hie und da wollte es ihr bedünken, als ob sie verweinte Augen hätte.

„Was hast Du, liebes Märchen," sprach die Königin zu ihr; „Du bist seit Deiner Reise so traurig und niedergeschlagen, willst Du Deiner Mutter nicht anvertrauen, was Dir fehlt?"

„Ach! liebe Mutter,“ antwortete Märchen, „ich hätte geſchwiegen, wenn ich nicht wüßte, daß mein Kummer auch der Deinige iſt.“

„Sprich immer, meine Tochter,“ bat die ſchöne Königin, „der Gram iſt ein Stein, der den Einzelnen niederdrückt, aber zwei tragen ihn leicht aus dem Wege.“

„Du willſt es,“ antwortete Märchen, „ſo höre: Du weißt, wie gerne ich mit den Menſchen umgehe, wie ich freudig auch zu dem Aermſten vor ſeiner Hütte ſitze, um nach der Arbeit ein Stündchen zu verplaudern; ſie boten mir auch ſonſt gleich freundlich die Hand zum Gruß, wenn ich kam, und ſahen mir lächelnd und zufrieden nach, wenn ich weiter ging; aber in dieſen Tagen iſt es gar nicht mehr ſo!“

„Armes Märchen!“ ſprach die Königin und ſtreichelte ihr die Wange, die von einer Thräne feucht war. „Aber Du bildeſt Dir vielleicht dies alles nur ein?“

„Glaube mir, ich fühle es nur zu gut,“ entgegnete Märchen, „ſie lieben mich nicht mehr. Ueberall, wo ich hinkomme, begegnen mir kalte Blicke; nirgends bin ich mehr gern geſehen: ſelbſt die Kinder, die mich doch immer ſo lieb hatten, lachen über mich und wenden mir altklug den Rücken zu.“

Die Königin ſtützte die Stirne in die Hand, und ſchwieg ſinnend.

„Und woher ſoll es denn,“ fragte die Königin, „kommen, Märchen, daß ſich die Leute da unten ſo geändert haben?“

„Sieh, die Menſchen haben kluge Wächter aufgeſtellt, die alles, was aus Deinem Reich kommt, o Königin Phantaſie! mit ſcharfem Blicke muſtern und prüfen. Wenn nun einer kommt, der nicht nach ihrem Sinne iſt, ſo erheben ſie ein großes Geſchrei, ſchlagen ihn todt, oder verläumden ihn doch ſo ſehr bei den Menſchen, die ihnen aufs Wort glauben, daß man gar keine Liebe, kein Fünkchen Zutrauen mehr findet. Ach! Wie gut haben es meine Brüder, die Träume! fröhlich und leicht hüpfen ſie auf die Erde hinab, fragen nichts nach jenen klugen

Männern, besuchen die schlummernden Menschen, und weben und malen ihnen, was das Herz beglückt und das Auge erfreut!"

„Deine Brüder sind Leichtfüße," sagte die Königin, „und Du, mein Liebling, hast keine Ursache, sie zu beneiden. Jene Grenzwächter kenne ich übrigens wohl; die Menschen haben so unrecht nicht, sie aufzustellen; es kam so mancher windige Geselle und that, als ob er geraden Wegs aus meinem Reiche käme, und doch hatte er höchstens von einem Berge zu uns herüber geschaut."

„Aber warum lassen sie dies mich, Deine eigene Tochter, entgelten?" weinte Märchen. „Ach! wenn Du wüßtest, wie sie es mir gemacht haben; sie schalten mich eine alte Jungfer und drohten, mich das nächste Mal gar nicht mehr hereinzulassen."—

„Wie, meine Tochter nicht mehr einzulassen?" rief die Königin, und Zorn erhöhte die Röthe ihrer Wangen. „Aber ich sehe schon, woher dies kommt; die böse Muhme hat uns verläumdet?"

„Die Mode? Nicht möglich!" rief Märchen. „Sie that ja sonst immer so freundlich."

„O! Ich kenne sie, die Falsche," antwortete die Königin, „aber versuche es ihr zum Trotze wieder, meine Tochter; wer Gutes thun will, darf nicht rasten."

„Ach Mutter! wenn sie mich dann ganz zurückweisen, oder wenn sie mich verläumden, daß mich die Menschen nicht ansehen oder einsam und verachtet in der Ecke stehen lassen?"

„Wenn die Alten, von der Mode bethört, Dich gering schätzen, so wende Dich an die Kleinen; wahrlich, sie sind meine Lieblinge, ihnen sende ich meine lieblichsten Bilder durch Deine Brüder, die Träume, ja ich bin schon oft selbst zu ihnen hinabgeschwebt, habe sie geherzt und geküßt und schöne Spiele mit ihnen gespielt; sie kennen mich auch wohl, sie wissen zwar meinen Namen nicht, aber ich habe schon oft bemerkt, wie sie Nachts zu meinen Sternen hinaufläcbeln, und Morgens, wenn meine glänzenden Lämmer am Himmel ziehen, vor Freuden die

Hände zusammenschlagen. Auch wenn sie größer werden, lieben sie mich noch, ich helfe dann den lieblichen Mädchen bunte Kränze flechten, und die wilden Knaben werden stiller, wenn ich auf hoher Felsenspitze mich zu ihnen setze, aus der Nebelwelt der fernen blauen Berge hohe Burgen und glänzende Paläste auftauchen lasse, und aus den röthlichen Wolken des Abends kühne Reiterschaaren und wunderliche Wallfahrtszüge bilde.“

„O die guten Kinder!“ rief Märchen bewegt aus. „Ja, es sey! Mit ihnen will ich es noch einmal versuchen.“

„Ja, Du gute Tochter,“ sprach die Königin. „Gehe zu ihnen; aber ich will Dich auch ein wenig ordentlich ankleiden, daß Du den Kleinen gefällst und die Großen Dich nicht zurückstoßen; siehe, das Gewand eines Almanach will ich Dir geben.“

„Eines Almanach, Mutter? Ach! — ich schäme mich so vor den Leuten zu prangen.“

Die Königin winkte und die Dienerinnen brachten das zierliche Gewand eines Almanach. Es war von glänzenden Farben, und schöne Figuren eingewoben.

Die Zofen flochten dem schönen Mädchen das lange Haar; sie banden ihr goldene Sandalen unter die Füße und hingen ihr dann das Gewand um.

Das bescheidene Märchen wagte nicht aufzublicken, die Mutter aber betrachtete sie mit Wohlgefallen und schloß sie in ihre Arme: „Gehe hin,“ sprach sie zu der Kleinen; „mein Segen sey mit Dir. Und wenn sie Dich verachten und höhnen, so kehre zurück zu mir, vielleicht daß spätere Geschlechter, getreuer der Natur, ihr Herz Dir wieder zuwenden.“

Also sprach die Königin Phantasie. Märchen aber stieg herab auf die Erde. Mit pochendem Herzen nahte sie dem Ort, wo die klugen Wächter hauseten; sie senkte das Köpfchen zur Erde, sie zog das schöne Gewand enger um sich her, und mit zagendem Schritt nahte sie dem Thor.

„Halt!“ rief eine tiefe rauhe Stimme. „Wache heraus! Da kommt ein neuer Almanach!“

Märchen zitterte, als sie dies hörte; viele ältliche Männer von finsterem Aussehen stürzten hervor; sie hatten spitzige Federn in der Faust, und hielten sie dem Märchen entgegen. Einer aus der Schaar schritt auf sie zu und packte sie mit rauher Hand am Kinn: „Nur auch den Kopf aufgerichtet; Herr Almanach,“ schrie er, „daß man Ihm in den Augen ansieht, ob Er was Rechtes ist oder nicht.“ —

Erröthend richtete Märchen das Köpfchen in die Höhe und schlug das dunkle Auge auf.

„Das Märchen!“ riefen die Wächter und lachten aus vollem Hals. „Das Märchen! Haben Wunder gemeint, was da käme! Wie kommst Du nur in diesen Rock?“

„Die Mutter hat ihn mir angezogen,“ antwortete Märchen.

So? Sie will Dich bei uns einschwärzen? Nichts da! Hebe Dich weg, mach', daß Du fortkommst!“ riefen die Wächter unter einander und erhoben die scharfen Federn.

„Aber ich will ja nur zu den Kindern,“ bat Märchen; „dies könnt Ihr mir ja doch erlauben?“

„Lauft nicht schon genug solches Gesindel im Land umher?“ rief einer der Wächter. „Sie schwatzen nur unsern Kindern dummes Zeug vor.“

„Laßt uns sehen, was sie diesmal weiß,“ sprach ein anderer.

„Nun ja,“ riefen sie, „sag' an, was Du weißt; aber beeile Dich, denn wir haben nicht viele Zeit für Dich.“

Märchen streckte die Hand aus und beschrieb mit dem Zeigefinger viele Zeichen in die Luft. Da sah man bunte Gestalten vorüberziehen; Karavanen, schöne Rosse, geschmückte Reiter, viele Zelte im Sand der Wüste; Vögel und Schiffe auf stürmischen Meeren; stille Wälder und volkreiche Plätze und Straßen, Schlachten und friedliche Nomaden; sie alle schwebten in belebten Bildern, in buntem Gewimmel vorüber.

Märchen hatte in dem Eifer, mit welchem sie die Bilder aufsteigen ließ, nicht bemerkt, wie die Wächter des Thores nach und nach eingeschlafen waren. Eben wollte sie neue Zeichen

beſchreiben, als ein freundlicher Mann auf ſie zutrat und ihre Hand ergriff. „Sieh her, gutes Märchen,“ ſagte er, indem er auf die Schlafenden zeigte, „für dieſe ſind Deine bunten Sachen nichts; ſchlüpfe ſchnell durch das Thor, ſie ahnen dann nicht, daß Du im Lande biſt, und Du kannſt friedlich und unbemerkt Deine Straße ziehen. Ich will Dich zu meinen Kindern führen; in meinem Hauſe geb' ich Dir ein ſtilles, freundliches Plätzchen; dort kannſt Du wohnen und für Dich leben; wenn dann meine Söhne und Töchter gut gelernt haben, dürfen ſie mit ihren Geſpielen zu Dir kommen und Dir zuhören. Willſt Du ſo?“

„O, wie gerne folge ich Dir zu Deinen lieben Kleinen; wie will ich mich befleißen, ihnen zuweilen ein heiteres Stündchen zu machen!“

Der gute Mann nickte ihr freundlich zu und half ihr über die Füße der ſchlafenden Wächter hinüberſteigen. Lächelnd ſah ſich Märchen um, als ſie hinüber war, und ſchlüpfte dann ſchnell in das Thor.

Justus von Liebig.

Ueber das Studium der Naturwissenschaften.

(1859.)

Wenn es einem Naturforscher gelang, das Leben durch seine Forschungen zu bereichern, so zeigt die Geschichte der Naturwissenschaften, daß alle seine Erfolge lediglich auf einer Untersuchungsmethode beruhten, von welcher behauptet werden kann, daß von ihr die außerordentlichen Fortschritte bedingt und hervorgerufen sind, welche die Gewerbe, die Industrie, die Mechanik, die Naturwissenschaften in den letzten 50 Jahren gemacht haben. Es sind dieß die Wege der Erkenntniß und Forschung, die wir Franz Bacon und Galiläi verdanken, welche eine falsche Philosophie Jahrhunderte lang aus der Medicin und den Naturwissenschaften verdrängt hatte, die aber jetzt durch ihre Siege immer mehr Boden im Interesse der Menschheit gewinnen. Die deutsche Naturphilosophie, wir sehen auf sie zurück wie auf einen abgestorbenen Baum, der das schönste Laub, die prächtigsten Blüthen, aber keine Früchte trug. Mit einem unendlichen Aufwand von Geist und Scharfsinn schuf man nur Bilder, aber auch die glänzendsten Farben sind, wie Göthe in seiner Farbenlehre behauptete, nur getrübtes Licht. Wir aber wollen und suchen das reine Licht und dieß ist die Wahrheit. Seit Jahrtausenden beschäftigt man sich mit der Erklärung der Naturerscheinungen, aber die Erklärung der philosophischen Schulen, von Aristoteles an bis auf die heutige Zeit, haben mit den unsrigen nichts mehr gemein. Die Ursache des Falls eines Körpers, sagt Aristoteles,

ist die Schwere; die Schwere ist aber das in dem Körper liegende Streben zur Bewegung abwärts (das Streben zu fallen). Ein Stein fällt, weil er schwer ist, d. h. weil er ein Bestreben hat sich abwärts zu bewegen, d. h. weil er fällt. Das Opium bringt Schlaf hervor, weil es ein Körper ist, dem eine schlafmachende Eigenschaft zukommt, d. h. weil es Schlaf macht. Die kaustischen Eigenschaften des gebrannten Kalks rührten von einem Ding Kaustikum her. Der saure Geschmack der Säuren beruhte auf dem Gehalt von dem Acidum universale. Dem, was man sah in der Wirkung, unterlegte man ein Wort und dieses Wort nannte man die Ursache, und erklärte die Wirkung damit. Ein Ding gab dem Gold die Farbe, ein Ding gab ihm Unveränderlichkeit, man suchte dem Quecksilber, um es in Silber zu verwandeln, das Ding zu entziehen, was es flüssig machte, ein Ding machte die Körper hart, ein Ding (der Spiritus rector) gab den Körpern ihren Geruch, ein Ding Phlogiston war die Ursache der Brennbarkeit. Indem man die unzähligen Wirkungen, die man wahrnahm, eben so vielen verborgenen Qualitäten oder Dingen zuschrieb, war der Erforschung der eigentlichen Ursache ein Ziel gesetzt; man wußte ja alles, worauf es ankam. Die Rolle der Erklärung spielte ein Wort, die Rolle der Wahrheit nahm der blinde Glaube, ein gedankenloses Nachbeten ganz unbewiesener Ansichten ein. Es nöthigen uns zwar Verstand und Erfahrung an die Wahrheit einer Menge Ereignisse zu glauben, die wir nicht erlebt haben, an eine Menge Thatsachen, die von andern aufgefunden und niemals von uns beobachtet worden sind. Wir glauben in der That an alle Vorgänge, Ereignisse und Thatsachen, welche von glaubwürdigen Personen behauptet werden, wenn sie bekannten Naturgesetzen nicht widersprechen oder wenn ihre Wirkungen in irgend einer Weise oder zu irgend einer Zeit von uns oder von andern glaubwürdigen Personen bemerkbar geworden sind. Wir glauben an die Existenz von Julius Cäsar, den wir nicht gesehen haben, nicht blos deßhalb weil ihn seine Zeitgenossen gesehen haben, sondern weil seine Existenz durch

Ereigniſſe feſtgeſtellt iſt, deren Wirkungen in der Geſchichte der Menſchheit noch Jahrhunderte nach ihm wahrgenommen wurden. Wir glauben aber nicht an Geſpenſter, obwohl tauſende von Menſchen Geſpenſter geſehen haben, weil wir aus der Lehre vom Lichte wiſſen, daß ſelbſt die körperliche Materie von einem gewiſſen Grade von Feinheit, wie die atmoſphäriſche Luft z. B. nicht mehr geſehen werden kann, und weil einem körperloſen Weſen die Eigenſchaft, Licht zu reflectiren, die Hauptbedingung ungeſehen zu werden, nicht mehr zukömmt. Der Glaube, welcher Geſpenſter ſieht, dieſer Glaube gehört der Wiſſenſchaft nicht an; er iſt des Wiſſens ſchlimmſter Feind, denn das Wiſſen iſt dieſes Glaubens Tod. Die Erklärungen der heutigen Naturforſcher ſind von denen der früheren Zeit unendlich verſchieden; die jetzige Naturforſchung legt auf die ſcharfſinnigſten Erfindungen des Geiſtes kein Gewicht; ſie betrachtet als ihre Aufgabe eine Erkenntniß, welche nur erworben wird durch unermüdliche Arbeit und Anſtrengung. Wenn der Naturforſcher unſerer Zeit eine Naturerſcheinung, das Brennen eines Lichts, das Wachſen einer Pflanze, das Gefrieren des Waſſers, das Bleichen einer Farbe, das Roſten des Eiſens erklären will, ſo ſtellt er die Frage nicht an ſich ſelbſt, an ſeinen Geiſt, ſondern an die Erſcheinung, an den Zuſtand ſelbſt. Der heutige Naturforſcher, wenn er eine Erſcheinung erklären will, fragt, was geht dieſer Erſcheinung voraus, was iſt es, was darauf folgt? Was vorausgeht, nennt er Urſache oder Bedingung, was ihr folgt, nennt er Wirkung oder Effekt. Dem Wachſen einer Pflanze geht voraus ein Keim, ein Samenkorn, es ſetzt voraus einen Boden; ohne die Atmoſphäre, ohne Feuchtigkeit wächſt die Pflanze nicht. Boden, Atmoſphäre ſind nicht Bedingungen an ſich; es gibt Kalkboden, Thonboden, Sandboden, ganz verſchieden von einander in ihrer Beſchaffenheit und Miſchung. Das Wort Boden iſt, wie Sie ſehen, ein Collectivname für eine ganze Anzahl von Bedingungen; der fruchtbare Boden enthält ſie in dem für die Pflanzenernährung richtigen Verhältniß, in dem unfruchtbaren Boden fehlen einige

oder alle diese Bedingungen. Um die Wirkung, die Fruchtbarkeit hervorzubringen, müssen alle zusammen sein. In gleicher Weise umfaßt das Wort Atmosphäre eine Mehrheit von Bedingungen. Der Naturforscher fragt, welches sind diese Bedingungen, und indem er beweist und zeigt, welchen Antheil im Einzelnen und Besonderen gewisse Bestandtheile des Bodens, der Atmosphäre und des Wassers an dem Wachsen der Pflanzen nehmen, so erklärt er das Wachsen, wie die Pflanze an Masse zunimmt, soweit es für den Verstand erklärlich ist. Wenn der Schmid eine Eisenstange in seiner Esse weißglühend macht und dann herauszieht, so bedeckt sie sich unter Funkensprühen mit einer schwarzen porösen Kruste, die beim Schlagen mit dem Hammer als Hammerschlag abspringt, das Eisen verbrennt. Unter ähnlichen Bedingungen verbrennt Oel in unseren Lampen mit leuchtender Flamme. Der Naturforscher fragt, was geht dem Verbrennen des Eisens, des Oels voraus? was ist es, was darauf folgt? Was sind die Bedingungen, was das Resultat ihrer Verbrennung? Dem Verbrennen des Eisens, des Oels, geht voraus das Eisen, das Oel, die Luft und eine höhere Temperatur. Was ist das Eisen, was ist das Oel? Es giebt eine Menge Oele. Das Wort Oel ist ein Collectivname für gewisse Pflanzen- oder Thierstoffe, worin sich drei ihrer Natur nach ganz verschiedene Bestandtheile befinden. Von der Atmosphäre nimmt nur ein Bestandtheil an der Verbrennung Theil. Das Eisen nimmt, indem es verbrennt, an Gewicht zu, die Luft, in der es verbrannt wird, nimmt um eben so viel an Gewicht ab; die Luft, in welcher das Oel verbrennt, wird um das Gewicht des verbrannten Oels schwerer. Die Folge des Verbrennens des Eisens und des Oels ist hiernach klar; das verbrannte Eisen ist Eisen, welches einen Bestandtheil der Luft in sich aufgenommen hat; das verbrannte Oel ist Luft, welche die Bestandtheile des Oels in sich aufgenommen hat. Eine Licht- und Wärmeentwicklung (Feuererscheinung) begleitete den Uebergang des Luftbestandtheils zum Eisen, und den Uebergang der

Oelbestandtheile in Luft. Ein Hauptheil der Erscheinung der Verbrennung ist hiermit erklärt, und indem der Naturforscher weitere Fragen stellt, woher die Wärme und das Licht bei der Verbrennung kommt, warum das Eisen nicht fortbrennt, während das Oel in der Lampe fortbrennt, warum das Eisen mit Funkensprühen, das Oel mit Flamme brennt, und diese Fragen in ganz ähnlicher Weise löst, erklärt er die Erscheinung in ihren Theilen. Der heutige Naturforscher erklärt, indem er die Ursachen aufsucht, welche der Erscheinung vorhergegangen sind: die sinnlich wahrnehmbaren Ursachen nennt er Bedingungen; die Ursachen, welche durch die Sinne nicht weiter wahrgenommen werden, nennt er Kräfte. Nach dieser Methode ist die Ursache des Schnupfens nicht die Entzündung der Schleimhaut der Nase, denn dieß ist nur eine Erklärung des Wortes Schnupfen; die Erklärung des Fiebers umfaßt in ihrem Sinne nicht ein Bild, eine Beschreibung des Fieberzustandes oder der Fiebersymptome, sondern man will wissen, was dem Fieberzustand vorausgegangen ist und was ihn fortdauern macht; in der Erklärung des Athmungsprozesses will man wissen, welchen Antheil die Luft, welchen Antheil das Blut an der Erzeugung der thierischen Wärme nehmen. Wenn die Ursachen einer Erscheinung unbekannt oder unerforscht sind, so läßt der Naturforscher die Frage offen. Wenn er Eisen im Blute, Kalk in den Knochen der Thiere findet, ohne zu wissen, wo sie herkommen, so sagt er nicht, sie seien durch den Lebensprozeß erzeugt; wenn er den Ursprung mikroskopischer Thiere, wo sie hergekommen, nicht darzulegen vermag, so sagt er nicht, sie seien von selbst entstanden; wenn er Personen todt und verbrannt in einem verschlossenen Zimmer findet, und nicht ermitteln kann, wie dieß zugegangen, so sagt er nicht, sie seien von selbst ins Brennen gerathen. — Diese Art von Schlüssen oder Erklärungen hält er für Selbstbetrug oder für Verschleierung der Unwissenheit; weil erklären klar machen heißt, wozu Licht oder Einsicht gehört, und weil auf der vollkommensten Unbekanntschaft mit einem Vorgang eine

Erklärung dieses Vorganges nicht beruhen kann. Die Ermittelung der Bedingungen einer Erscheinung ist das erste und nächste Erforderniß zu ihrer Erklärung. Sie müssen aufgesucht und durch Beobachtung festgestellt werden. In dem Aufsuchen und Beobachten beruht die Kunst, die geschickte Stellung der Fragen beurkundet den Geist des Naturforschers. Bedenken Sie, wie schwer es ist, einen Gegenstand aufzusuchen, den Sie gestern oder vor acht Tagen verloren haben. Sie finden ihn nicht am sichersten, wenn Sie ohne Weiteres die Fußböden Ihres Hauses aufbrechen, oder Ihr Haus niederreißen und den Schutt durchsuchen, sondern am wahrscheinlichsten, wenn Sie darüber nachdenken, an welchem Orte Sie ihn zum Letztenmal gesehen und in Händen gehabt. Durch Suchen ohne Nachdenken finden Sie ihn vielleicht; durch Nachdenken und dann Suchen sichern Sie sich den Erfolg. So ist denn in der Aufsuchung der Ursache einer Erscheinung das Nachdenken der einzige zuverlässige Führer: durch die Beobachtung erkennen Sie die sinnlichen Merkzeichen des Weges. Es giebt keine Kunst, welche so schwierig ist wie die Kunst der Beobachtung: es gehört dazu ein gebildeter nüchterner Geist und eine wohlgeschulte Erfahrung, welche nur durch Uebung erworben wird; denn nicht der ist der Beobachter, welcher das Ding vor sich mit seinen Augen sieht, sondern der, welcher sieht, aus welchen Theilen das Ding besteht und in welchem Zusammenhang die Theile mit dem Ganzen stehen. Mancher übersieht die Hälfte aus Unachtsamkeit, ein anderer giebt mehr als er sieht, indem er es mit dem, was er sich einbildet, verwechselt; ein anderer sieht die Theile des Ganzen, aber er wirft Dinge zusammen, die getrennt werden müssen. In dem Görlitzschen Prozeß in Darmstadt sahen die Todtenweiber, welche die Leiche entkleidet und gewaschen hatten, an der Leiche weder Arme noch Kopf; ein anderer Zeuge sah einen Arm und den Kopf so groß wie eine Faust; ein dritter Zeuge (ein Arzt) sah die beiden Arme und den Kopf ganz von der Größe eines gewöhnlichen Frauenschädels. An diesen Aussagen erkennen Sie deut-

lich den Grad der Bildung der Zeugen, ihre Fähigkeit zum Beobachten. Mit dem Beobachten verhält es sich wie mit einem Stücke Glas, welches als Spiegel, sehr eben und mit großer Sorgfalt geschliffen sein muß, wenn es das Bild rein und unverzerrt zurückwerfen soll. Der Beobachter einer Uhr sieht an der Uhr nicht nur das hin- und herschwingende Pendel und das Zifferblatt und die Zeiger, die sich bewegen, dieß kann ein Kind sehen, sondern er sieht auch die Theile der Uhr und in welchem Zusammenhang das angehängte Gewicht mit dem Räderwerk und das Pendel mit den sich bewegenden Zeigern steht. Da die Sinn- und Nervenapparate die Werkzeuge der Geistesoperationen des Beobachters sind, durch welche die Eindrücke, auf die er seine Schlüsse und Folgerungen stützt, empfangen und fortgepflanzt werden, so liegt es in der Natur der Sache, daß Personen, deren Nervensystem sich nicht in vollkommen gesundem Zustande befindet, sich zum Beobachten durchaus nicht eignen und Sie verstehen hieraus, warum die neue Odwissenschaft keinen Eingang in das Gebiet der Naturforschung gefunden hat. Kein Verständiger kann glauben, daß durch eine so falsche Methode, durch Gesichts- und Gefühlserscheinungen, welche in nervenschwachen kranken Personen hervorgerufen werden, die Existenz einer neuen Naturkraft begründet werden könne. Wenn der Beobachter den Grund einer Erscheinung ermittelt hat und er im Stande ist, ihre Bedingungen zu vereinigen, so beweist er, indem er versucht, die Erscheinungen nach seinem Willen hervorzubringen, die Richtigkeit seiner Beobachtungen durch den Versuch, das Experiment. Eine Reihe von Versuchen machen, heißt oft einen Gedanken in seine einzelnen Theile zerlegen und denselben durch eine sinnliche Erscheinung prüfen. Der Naturforscher macht Versuche, um die Wahrheit seiner Auffassung zu beweisen, er macht Versuche, um eine Erscheinung in allen ihren verschiedenen Theilen zu zeigen. Wenn er für eine Reihe von Erscheinungen darzuthun vermag, daß sie alle Wirkungen derselben Ursache sind, so gelangt er zu einem einfachen Ausdruck

derselben, welcher in diesem Fall ein Naturgesetz heißt. Wir sprechen von einer einfachen Eigenschaft als einem Naturgesetze, wenn diese zur Erklärung einer oder mehrerer Natur-Erscheinungen dient. Wir führen z. B. das Steigen des Queckſilbers in der Torricelliſchen Röhre, und das Erheben eines Luftballons auf das Gesetz zurück, daß die Luft Gewicht beſitzt. Eine einzelne Naturerſcheinung wird aber unſerer Erfahrung gemäß niemals durch eine einzige Urſache zum Vorſchein gebracht, ſondern ſie beruht immer auf dem Zuſammenwirken mehrerer Naturgeſetze. Die Darlegung des Zuſammenhangs dieſer Naturgeſetze heißt die Theorie der Erſcheinung. Die Theorie des Barometers umfaßt drei Naturgeſetze: das Geſetz, daß die Luft ſchwer iſt, das Geſetz, daß der Druck auf Flüſſigkeiten gleichmäßig nach allen Richtungen ſich fortpflanzt, das Geſetz, daß der in einer Richtung wirkende Druck, wenn er nicht durch einen gleichen Gegendruck aufgehoben wird, eine Bewegung hervorbringt, die ſo lange fortdauert bis das Gleichgewicht hergeſtellt iſt. Auf dem letzteren Geſetz, ſowie auf dem Geſetz, daß die Luft ſchwer iſt, und auf einem vierten Geſetz, daß ein in einer Flüſſigkeit ſchwimmender Körper an ſeinem Gewichte um eben ſo viel verliert, als die Flüſſigkeit wiegt, die er aus dem Raume verdrängt, beruht die Theorie des Luftballons. Theorie heißt die Darlegung des Zuſammenhanges aller derjenigen Naturgeſetze, durch deren Zuſammenwirken eine Erſcheinung, ein Vorgang bedingt wird. Durch die genaue Bekanntſchaft mit einer Thatſache, einem Vorgang, ſind Sie im Stande, andere Thatſachen, andere Vorgänge ſich klar zu machen; jede Eigenſchaft eines Körpers gibt unter Umſtänden einen Schlüſſel ab, um eine verſchloſſene Thür zu öffnen, aber die Theorie iſt der Hauptſchlüſſel, womit ſich alle Thüren öffnen. Sie verſtehen, wie ſehr ſich der Begriff von Theorie im Sinne der Naturforſchung von dem Worte Theorie im gewöhnlichen Sprachgebrauch unterſcheidet. In dieſem bedeutet es häufig das gerade Gegentheil von Erfahrung oder Praxis, es bezeichnet oft den Mangel an Bekanntſchaft mit

Thatsachen und Naturgesetzen; in unserem Sinne ist die Theorie die Summe aller Praxis, sie beruht auf der genauesten Kenntniß der Thatsachen und der Naturgesetze und ist aus dieser Kenntniß hervorgegangen. Wenn ich hier das Wort Praxis im Gegensatz zu dem Worte Theorie, welches Einsicht heißt, gebrauche, so meine ich nicht damit die praktische Fertigkeit eines Individuums in einer Kunst oder einem Gewerbe. Ein praktischer Physiker giebt dem Mechanikus genau und in allen Einzelnheiten die Wege an, um einen genauen Thermometer oder Barometer zu machen, wie er die Röhre calibriren, welche Beschaffenheit das Queckſilber haben muß, ohne daß er im Stande ist, einen Thermometer zu machen, weil er das Glasblasen nicht gelernt hat. Der praktische Chemiker sagt dem Schwefelsäurefabrikanten mit der größten Bestimmtheit und Sicherheit, wie viel Schwefel in einem gegebenen Luftstrome, der durch den Schwefelofen geht, verbrennen darf, um das Maximum an Schwefelsäure zu bekommen, ohne deßhalb Schwefelsäure merkantilisch mit Vortheil fabriciren zu können; er sagt dem Landwirth, welche Bestandtheile sein Boden enthalten muß, um den höchsten Ertrag an Kartoffeln daraus zu ziehen, ohne zu wissen, wann die Kartoffeln im Frühjahr gelegt werden müssen; er stellt aus der Chinarinde das Chinin dar, ohne nur entfernt die für die verschiedenen Krankheitszustände nöthigen Gaben zu kennen; er macht den Physiologen mit der Natur und Beschaffenheit der Blutbestandtheile oder der Secrete in gesunden und kranken Körperzuständen bekannt, ohne etwas von den Krankheitserscheinungen und ihren Beziehungen zu dem Lebensprozesse zu kennen. Diese Art von Praxis, welche auf der technischen Anwendung von Naturgesetzen beruht, giebt einen Maßstab ab für die Geschicklichkeit des Glasbläser, des Schwefelsäurefabrikanten, für die Erfahrungen des Landwirths und Arztes und die Kenntnisse des Physiologen, aber die praktische Befähigung des Chemikers kann damit nicht gemessen werden; er soll praktisch die Naturgesetze, er soll praktisch die Wege, sie zu er-

forschen und die Grundsätze ihrer Anwendung kennen, und es ist ihm deßhalb das Studium der andern Zweige der Naturwissenschaften und die Bekanntschaft mit Mathematik und den chemischen Gewerben unentbehrlich. Seine nächste Aufgabe ist die Erforschung der Eigenschaften der Körper und ihrer mannichfaltigen Verbindungen; alle Anwendungen der Chemie beruhen auf der Bekanntschaft mit diesen Eigenschaften und entspringen daraus. Auf der Kenntniß der Eigenschaften von vier chemischen Verbindungen, der Veränderung, welche Jod- und Chlorsilber unter dem Einfluß des Lichtes erleiden, der Zurückführung der veränderten Silberverbindung in metallisches Silber durch Pyrogallussäure oder ähnliche Reductionsmittel, der Löslichkeit von unlöslichen Silberverbindungen in Wasser, welches Kochsalz oder unterschwefligsaures Natron enthält und auf der Löslichkeit der Schießbaumwolle in Alkohol (Collodiumlösung) ist die neuere Photographie begründet. Auf der Flüchtigkeit und der Unverbrennlichkeit des Chloroforms im Blute beruht dessen Anwendung in der Chirurgie. Die heutigen Mittel der Erkenntniß in den Naturwissenschaften, die Aufgaben der Chemie und die Erfordernisse des Chemikers sind in dem Vorhergehenden angedeutet. Die Nützlichkeit des Studiums der Chemie bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung. Unser Hauptzweck ist nicht die Nützlichkeit, sondern die Wissenschaft; die Wissenschaft ist immer nützlich, denn jede Art von Kenntnissen erhöht unsre Kräfte, die geistigen oder die körperlichen. Wir studiren eine Naturerscheinung, ohne nach ihrem Nutzen zu fragen; nicht jede ist im Leben anwendbar und nützlich. Der Regenbogen, der in seiner überirdischen Schönheit tröstliche Empfindungen in jedes Menschen Brust erweckt, bringt dem Menschen keinen directen Nutzen, er ist eben so gut Gegenstand der Naturforschung, als wie die Aufsuchung eines Mittels, um das Seewasser trinkbar zu machen, oder um die Butter vor dem Ranzigwerden zu schützen. Wenn Sie in vielen Entwickelungen der Chemie Lücken finden, so müssen Sie in Betracht ziehen, daß sie wie alle Naturwissen-

schaften in fortschreitender Vervollkommnung begriffen ist. Diese Lücken werden nach und nach ausgefüllt werden, wie wird man aber dahin gelangen, bei der Unendlichkeit des Gebietes, sie verschwinden zu machen. Was wir vor den griechischen Philosophen voraus haben, ist, daß wir unendlich besser wissen als Sokrates es wußte, daß wir, gerade in Beziehung auf das, was wir wissen möchten, Nichts wissen. Wir ersteigen einen Berg, auf der Spitze angelangt, sieht der umfassendere Blick immer neue Berge sich erheben, die anfänglich dem Auge nicht sichtbar waren. Suchen wir unseren Blicken die möglichst weite Aussicht zu geben, es wird uns dann leichter werden, uns in den Regionen zurecht zu finden, die unter uns liegen, und uns vor Irrwegen und Hindernissen zu schützen, die unsere Schritte hemmen und unsere Kraft zersplittern. Das unter uns liegende Gebiet wird dann zu unserem Eigenthum, auf dem wir säen und zu unserem und der menschlichen Gesellschaft Nutzen Früchte ernten werden. Die Geschichte des Menschen ist der Spiegel der Entwickelung seines Geistes, sie zeigt uns in seinen Thaten seine Fehler und Gebrechen, seine Tugenden, seine edlen und unvollkommnen Eigenschaften. Die Naturforschung lehrt uns die Geschichte der Allmacht, der Vollkommenheit, der unergründlichen Weisheit eines unendlich höheren Wesens in seinen Werken und Thaten erkennen; unbekannt mit dieser Geschichte, kann die Vervollkommnung des menschlichen Geistes nicht gedacht werden, ohne sie gelangt seine unsterbliche Seele nicht zum Bewußtseyn ihrer Würde und des Ranges, den sie im Weltall einnimmt. Die Religion der Griechen und Römer, des Heidenthums, sie gründete sich in ihrem Ursprunge auf eine unvollkommene und falsche Anschauung der Naturerscheinungen; ihr Geist, ihr Auge war der Erkenntniß der nächstliegenden Ursachen von Naturwirkungen verschlossen; sie richteten ihre Gebete an rohe Naturgewalten. Ein jeder Aberglaube versetzt uns in das Heidenthum. Darin liegt eben der hohe Werth und die Erhabenheit der Naturerkenntniß, daß sie das wahre Christenthum vermittelt.

Darin liegt das Göttliche des Urſprungs der chriſtlichen Lehre, daß wir den Beſitz ihrer Wahrheiten, die richtige Vorſtellung eines über alle Welten erhabenen Weſens nicht dem menſchlichen Wege der empiriſchen Forſchung, ſondern einer höheren Erleuchtung verdanken. Der Raum, in dem ſich die Weltſyſteme bewegen, iſt ohne Grenze; was wäre außerhalb einer ſolchen Scheidewand? Die Anzahl der Welten iſt unendlich groß, ſie iſt durch Zahlen nicht ausdrückbar; der Lichtſtrahl legt in einer Secunde vierzigtauſend Meilen zurück; ein Jahr umfaßt viele Secunden; es gibt Fixſterne, deren Licht, um zu unſerem Auge zu gelangen, Billionen Jahre Zeit gebrauchte. Wir kennen Thiere mit Zähnen, mit Bewegungs- und Verdauungsorganen, die dem bloßen Auge eben noch ſichtbar ſind; es gibt Thiere, welche, meßbar, viele hundertmal kleiner ſind, und die nämlichen Apparate beſitzen. Sowie die größeren und größten nehmen ſie Nahrung zu ſich und pflanzen ſich durch Eier fort, die wieder viele hundertmale kleiner als ihr eigener Körper ſein müſſen. Nur an unſeren unvollkommnen Sehwerkzeugen ſcheitert die Wahrnehmung von tauſendmal kleineren Geſchöpfen. Welche Abſtufungen und Verſchiedenheiten bieten die Beſtandtheile unſeres Erdkörpers in ihren Zuſtänden und in ihren Eigenſchaften dar! Es gibt Körper, welche zwanzigmal ſchwerer wie ein gleicher Raumtheil Waſſer, es gibt andere, welche zehntauſendmal leichter ſind, deren kleinſte Theile durch die beſten Mikroſkope nicht mehr wahrnehmbar ſind; wir kennen zuletzt in dem Lichte, dieſem wunderbaren Boten, der uns täglich Kunde bringt von dem Fortbeſtehen zahlloſer Welten, die Aeußerung eines außerirdiſchen Weſens, welches der Schwerkraft nicht mehr folgt, und doch unſern Sinnen durch unzählige Wirkungen ſich bemerkbar macht, und das Sonnenlicht ſelbſt, mit deſſen Ankunft auf der Erde die todte Natur Leben und Bewegung empfängt; wir ſpalten es in Strahlen, die ohne zu leuchten, die mächtigſten Veränderungen und Zerſetzungen in der organiſchen Natur hervorbringen; wir zerlegen es in eine Mannichfaltigkeit von Wärme-

ſtrahlen, die unter einander eben ſo große Verſchiedenheiten wie die Farben zeigen. Nirgends aber beobachten wir einen Anfang oder ein Ende. In der Natur ſieht der menſchliche Geiſt weder über noch unter ſich eine Grenze, und in dieſer, für ſeine Kraft, ihrer Unermeßlichkeit wegen, kaum faßbaren Unendlichkeit fällt kein Waſſertropfen zur Erde, kein Stäubchen wechſelt ſeinen Platz, ohne dazu gezwungen zu ſein. Nirgends außer ſich beobachtet der Menſch einen zum Bewußtſein gelangten Willen, Alles ſieht er in den Feſſeln unwandelbarer, unveränderlicher, feſter Naturgeſetze; nur in ſich ſelbſt erkennt er ein Etwas, was alle dieſe Wirkungen, einen Willen, der alle Naturgeſetze beherrſchen kann, einen Geiſt, der in ſeinen Aeußerungen unabhängig von dieſen Naturgewalten iſt, der in ſeiner ganzen Vollkommenheit nur ſich ſelbſt Geſetze giebt. Die einfache empiriſche Erkenntniß der Natur, ſie drängt uns mit unwiderſtehlicher Kraft die Ueberzeugung auf, daß dieſes Etwas nicht die Grenze iſt, über welche hinaus nichts ihm Aehnliches und Vollkommneres mehr beſteht; unſerer Wahrnehmung ſind ſeine niedrigeren und niedrigſten Abſtufungen allein zugänglich, und wie eine jede andere Wahrheit in der inductiven Naturforſchung, begründet ſie die Exiſtenz eines höheren, eines unendlich höchſten Weſens, für deſſen Anſchauung und Erkenntniß die Sinne nicht mehr zureichen, das wir nur durch die Vervollkommnung der Werkzeuge unſeres Geiſtes in ſeiner Größe und Erhabenheit erfaſſen. Die Kenntniß der Natur iſt der Weg, ſie liefert uns die Mittel zur geiſtigen Vervollkommnung. Die Geſchichte der Philoſophie lehrt uns, daß die weiſeſten Menſchen, die größten Denker des Alterthums und aller Zeiten, die Einſicht in das Weſen der Naturerſcheinungen, die Bekanntſchaft mit den Naturgeſetzen als ein ganz unentbehrliches Hülfsmittel der Geiſtescultur angeſehen haben. Die Phyſik war ein Theil der Philoſophie. Durch die Wiſſenſchaft macht der Menſch die Naturgewalten zu ſeinen Dienern, in dem Empirismus iſt es der Menſch, der ihnen dient; der Empiriker wendet, wie bewußtlos, einem untergeordneten

Wesen sich gleichstellend, nur einen kleinen Theil seiner Kraft dem Nutzen der menschlichen Gesellschaft zu. Die Wirkungen regieren seinen Willen, während er durch Einsicht in ihren inneren Zusammenhang die Wirkungen beherrschen könnte. Man wird diese Einleitung nicht unpassend, sondern an ihrem Platze finden, wenn ich in einem der folgenden Briefe versuche, eines der merkwürdigsten Naturgesetze, welches der neueren Chemie zur Grundlage dient, zu erläutern. Wenn dem vergleichenden Anatomen ein kleines Knochenstück, ein Zahn, zu einem Buche wird, aus dem er uns die Geschichte des Geschöpfes einer untergegangenen Welt erzählt, seine Größe und Gestalt beschreibt, das Medium, in dem es lebte und athmete, seine Nahrung, ob Pflanze oder Thier, seine Werkzeuge der Fortbewegung uns zeigt, so würde alles dieß das Spiel einer regellosen Phantasie genannt werden können, wenn dieses kleine Knochenstück, dieser Zahn, einer Laune des Zufalls, einer Willkühr seine Form und Beschaffenheit verdankte. Alles dieses ist dem Anatomen möglich, weil ein jeder Theil bestimmten Gesetzen seine Form verdankt, weil die Form des Theils einmal erkannt, es das Gesetz ist, was das Ganze construirt. Nicht minder wunderbar mag es Vielen scheinen, daß der Chemiker aus dem bekannten Gewichtsverhältniß, in dem sich ein einzelner Körper mit einem zweiten verbindet, die Gewichtsverhältnisse erschließt und festsetzt, in denen der erste Körper mit allen übrigen, mit zahllosen andern Körpern sich verbindet. Die Entdeckung dieser Gesetze, denen sich alle Vorgänge, die Zahl und Maaß umfassen, in der organischen sowohl wie in der Welt der Mineralien unterordnen, die alle chemischen Prozesse regeln und beherrschen, ist der anerkannt wichtigste und in seinen Folgen reichste Erwerb dieses Jahrhunderts.

Matth. Jak. Schleiden.

Die Palmen.

(1848.)

Zu einer ganz eigenthümlichen Zeichnung verknüpft die Natur den Büschel schön entwickelter Blätter und den rein für sich ausgebildeten nackten Stamm in der von dem Cultus geheiligten, vom Alterthum gepriesenen, von Dichtern besungenen Palmenform. Es zerfällt aber diese Form in mehrere Unterabtheilungen, bei denen besonders durch die Substanz und Gestaltung der Blätter ihr physiognomischer Charakter noch eigenthümlich individualisirt wird. Im Allgemeinen erhebt sich bei dieser Pflanzengestalt der Stamm von einer ganz niedrigen an einen Kugelcactus erinnernden Masse bis zu der schlankesten, mehrere 100 Fuß hohen Säule, und natürlich ist der Eindruck, den die fast stammlosen Zwerg- und Nipapalmen hervorrufen, noch wesentlich verschieden von der majestätischen Erhabenheit des 180 Fuß hohen Schafts der Wachspalme der Anden; es bleibt aber doch insbesondere die Anordnung und Form des Laubes, welche bedeutsamer den Totaleindruck modificirt. In dieser Rücksicht unterscheiden wir innerhalb der Palmenform als Unterabtheilungen noch die Form der baumartigen Lilien oder der Agaven-Form, mit oft hin- und hergebogenem zuweilen nach Oben in wenige kurze dicke Aeste getheilten Stamme, dessen Enden einen, nach allen Seiten gleichmäßig ausgebreiteten Büschel lilienartiger, gewöhnlich derber, starker, und deßhalb

von leichtem Winde nie bewegter, oft mattgrüner Blätter tragen und so das Bild der unerschütterlichen Ruhe darbieten. Die thebaische Cocospalme, die riesigen Fourcroyen, die Yuccen Mexico's, die Velloxien und Barbacenien Chile's, die großen Aloen Afrika's, die Grasbäume Australiens gehören hierher und Polynesien liefert noch eine besondere Form in den Pandaneen, mit steifen, zweischneidigen, glänzend grünen und in auffallend hervortretenden Schraubenlinien gestellten Blättern, die Schraubenfichten (screw-pine) der Engländer. — Den Gegensatz hierzu bildet die Form der Farnkräuter, deren zartes, vielfach zerschlitztes Laub schirmartig ausgebreitet, vor Allem den Charakter anmuthiger Zierlichkeit und im leisesten Windhauche zitternd den Eindruck beweglicher Leichtigkeit hervorruft. — Die Mitte zwischen beiden Extremen hält die Palmenform im engeren Sinne des Wortes, deren vollendete Gestalten, gleichsam durch einen noch rohen, halbmißlungenen Versuch der Natur in den Cycadeen vorgebildet, eigentlich die imponirende Schönheit der Tropenwelt bedingen. Sie verdienen, daß wir einige Augenblicke bei ihnen verweilen, und wir können hier keinem Bessern als A. v. Humboldt folgen.

Die Stämme der Palmen sind bald unförmlich dick, bald rohrartig schwach, bald nach oben, bald nach unten, bald in der Mitte bauchig anschwellend, bald glatt wie abgedrechselt, bald schuppig, bald dicht besetzt mit fußlangen, schwarzglänzenden Stacheln, bald umwunden mit einem zarten Netz von Fasern. Seltsam erscheinen sie, wenn sie durch hoch am Stamme entspringende Wurzeln über den Erdboden gehoben, gleichsam vielfüßig dastehen oder ihren Ursprung in wulstartig sie umwuchernde Wurzelfasern verstecken. Die großen Blätter sind gefiedert oder fächerförmig zertheilt, die starken Blattstiele, welche man schon in Genua von der Dattelpalme als Spazierstöcke benutzt, sind bald glatt, bald scharf gezahnt. Das Grün der Blätter ist bald dunkelglänzend, bald auf der untern Seite silberfarben weiß.

Bisweilen ist die Mitte des Fächerblattes mit concentrischen gelben und bläulichen Streifen pfauenschweifartig geschmückt.

In Tracht und Physiognomie der Palmen liegt überhaupt ein großer, schwer mit Worten auszudrückender Charakter, besonders durch die Richtung der Blätter selbst hervorgerufen. Die Theile derselben, die Blättchen, sind theils kammartig in einer Fläche dicht aneinander gereiht, mit steifem Zellgewebe, wie bei der Cocos und der Dattel, daher der herrliche Abglanz der Sonne auf der obern Blattfläche, welche frischeren Grüns in der Strand liebenden Cocos, matter und aschfarbiger in der Wüsten umsäumenden Dattel ist; bald erscheint das Laub schilfartig, von dünneren, biegsamen Elementen gewebt und nach der Spitze hin gekräuselt. Den Ausdruck hoher Majestät gewährt den Palmen außer dem Stamme hauptsächlich die Richtung der Blätter. Je anstrebender, je spitziger der Winkel ist, den sie mit dem Stamm nach oben machen, desto großartiger und erhabener ist die Form. Welchen verschiedenen Anblick gewähren die herabhängenden Blätter der Palma de Covija am Orinoco, ja selbst der Cocos- und Dattelpalme und die himmelanstrebenden Zweige der Jagua und Pirijao! Alle Schönheiten der Form hat die Natur in der Jaguapalme, welche die Granitfelsen in den Kataracten des Atures und Maypure bekränzen, zusammengehäuft. Ihre schlanken, glatten Stämme erheben sich 60 bis 70 Fuß hoch, so daß sie über das Dickicht des Laubholzes wie ein Säulengang hervorragen. Die luftigen Gipfel contrastiren wundersam mit den dickbelaubten Ceibaarten, mit dem Walde von Laurineen und Balsambäumen, welche sie umgeben. Ihre Blätter, kaum sieben bis acht an Zahl, streben fast senkrecht 14 bis 16 Fuß hoch aufwärts. Die Spitzen des Laubes sind federbuschartig gekräuselt. Die Blättchen haben ein großartig dünnes Gewebe und flattern luftig und leicht um die sich langsam wiegenden Blattstiele. Bei Palmen mit gefiedertem Laube entspringen die Blattstiele entweder aus dem dürren, rauhen, holzigen Theile des Schaftes, oder auf dem

rauhen Theile des Stammes ist ein grasgrüner, glatter, dünnerer Schaft wie Säule auf Säule aufgesetzt, aus dem die Blätter hervortreten. In der Fächerpalme ruht die blätterreiche Krone auf einer Lage dürren Laubes, ein Umstand, der dem Gewächse einen ernsten melancholischen Charakter gewährt. In einigen Schirmpalmen besteht die Krone aus wenigen, sich an schlanken, langen Stielen erhebenden Fächern.

Unter dem Ursprunge der Blätter aus dem Stamme brechen bei allen Palmen die Blüthentheile hervor. Die Art dieses Hervorbrechens modificirt ebenfalls ihre Gestalt. Bei wenigen steht die große tutenförmig zusammengerollte Scheide senkrecht und aus ihr erhebt sich der dichte Strauß der Früchte, einer Ananas ähnlich. Bei den Meisten hängen die oft mehrere Fuß langen Scheiden bald glatt, bald feindlich rauh abwärts, oft von blendender Weiße, die weit in die Ferne glänzt.

Auch in Gestalt und Farbe der Früchte ist mehr Mannichfaltigkeit als man gewöhnlich glaubt. Die Lepidocaryen, die Sagupalme sind mit eierförmigen Früchten geziert, deren schuppige, braune, glatte Oberfläche ihnen das Ansehen junger schöner Tannenzapfen giebt. Welcher Abstand von der ungeheuren dreikantigen Cocosnuß zu der Beere der Dattel und den kleinen kirschenähnlichen Steinfrüchten des Corozo. Keine Palmenfrucht kommt aber an Schönheit den Früchten der Pirijao von St. Fernando de Atabapo gleich; eierförmige, goldfarbene und zur Hälfte purpurrothe Aepfel hängen traubenartig zusammengedrängt von dem Gipfel der majestätischen Stämme herab. —

Mag dieses zur Charakteristik der Palmen genügen, uns bleibt noch eine letzte Hauptform zu betrachten übrig, in der sich am innigsten Stamm und Blattbildung mit einander verschmelzen und ungesondert den Totaleindruck bestimmen, nicht ohne daß derselbe bald vom Stamme und seiner Verästelung, bald von den Blättern und ihren Formen eigenthümliche Modificationen empfienge. Die Form der Bäume ist es und diese

zerfällt wieder in noch größerem Verhältniß als die der Palmen in besondere charakteristische Unterformen.

Drei derselben liegen unserer Anschauung so nahe, daß es kaum mehr bedarf als ihrer zu erwähnen. Es sind die Form des Laubholzes mit ihrem nach allen Seiten verzweigten Stamme und ihrer reichen, kurz- und breitblätterigen Belaubung dichte compacte Pflanzenmassen bildend; — die Weidenform mit lockern ruthenförmigen Zweigen, schmalen oder langgestielten flatternden Blättern, deren untere, gewöhnlich weiß behaarte Seite dem bewegten Laube einen eigenthümlichen weißen Schiller verleiht, bei uns durch Weide und Pappel, im Süden durch den nützlichen Oelbaum repräsentirt; — endlich drittens die Form des Nadelholzes, durch die schmalen, graugrünen Blätter und die quirlförmig vertheilten oder schirmförmig ausgebreiteten Aeste der braunrothen Stämme ausgezeichnet, fast eine zwergartige, aber dichte Binsenvegetation auf einem Baume angesiedelt.

Ihnen stellen sich drei Formen aus den südlicheren und Aequinoctialregionen gegenüber, die sich bei ganz verschiedenem Wesen doch in mancher Beziehung ihnen vergleichen lassen. Die Masse der Laubwälder, besonders das Unterholz der Gebüsche wird unter den Tropen eigenthümlich charakterisirt durch die Malvenform, bei welchen die großen, handförmig gelappten, gewöhnlich langgestielten Blätter, die bei aller Ausbreitung in die Fläche ihres lockeren Standes wegen doch keine dunkeln Schatten geben, auf meistens kurzen dicken, nur an der Spitze zu einer Krone verzweigten, seltener langverästelten, weithin gekrümmten Stämmen vertheilt sind. Der Riese der Pflanzenwelt, der heilige Baobab, die unförmliche Masse des tonnenförmig angeschwollenen Bombaxstammes, die purpurblüthigen Eibischgebüsche gehören dieser Gestaltung an.

Durch den eigenthümlichen Eindruck, den die Pflanzen durch die Textur der Farbe ihrer Blätter machen, ist die Lorbeer- und Myrtenform den mehr nordischen Weiden verwandt,

in welche viele neuholländische Myrtaceen geradezu bis zur physiognomischen Ununterscheidbarkeit übergehen. Im Ganzen sind freilich breite, lederartig steife, wie lackirt glänzende und das Licht blendend zurückwerfende Blätter das Bezeichnende für diese Pflanzen, welches noch sonderbar modificirt wird, wenn ein weißer dichter Filz, wie bei den Proteaceen, die untere Blattfläche überzieht und so in das glänzende Grün einen eigenen silberfarbenen Ton mischt. — Für die höchste Vollendung aller Pflanzenformen aber möchte ich die Acacienform erklären. Die vielfache, oft schirmartig einfache, oft netzförmig luftige, oft eichenähnlich knorrige Verästelung der hier schlanken, dort massigen Stämme bedingt einen der Schönheit so förderlichen Reichthum von Formenspielen, der aufs Mannichfachste vervielfältigt wird von den gefiederten leichten Blättern, die bald klein und zierlich, wie feinste Stickereien und Spitzen sich auf dem klaren Himmelsgrunde abzeichnen, bald weit sich hinausstreckend in malerischen Biegungen mit dem Palmenlaube wetteifern. Nur ein schwaches Bild giebt die aus Nordamerika bei uns eingewanderte Robinie von der Mannigfaltigkeit, der Zartheit, Pracht und Majestät, zu welcher sich diese Form unter dem belebenden Strahle der tropischen Sonne entwickelt.

Wenn wir uns auf diese skizzenhafte Aufzählung charakteristischer Pflanzenformen beschränken, so liegt es wohl in der Natur der Sache, daß dieselbe keineswegs genügt, um den Reichthum der Natur zu malen, aber es fehlt uns gerade hier am meisten an sicheren mit künstlerischer Hand entworfenen Zeichnungen. Die Reisenden, nur zu oft geistlose Sammler, haben noch zu wenig diese Seite der Naturbetrachtung angebaut. Auch unter solchen, welche darauf Rücksicht nehmen, sind gar Manche, deren Blick nicht ruhig und unbefangen genug ist, das, was ihnen subjectiv auffällig und interessant erscheint, von dem Charakterbestimmenden in der Landschaft zu sondern; Viele, in dem eitlen Drange, etwas Absonderliches sagen zu wollen,

reihen mühsam gesuchte Worte, die doch kein Bild geben, aneinander, oder überlassen sich dem Uebermaaß der Gefühle und dem Fluge einer ungezügelten Phantasie. Selten sind die klassische Objectivität und die plastische Anschaulichkeit, welche die Naturschilderungen des klaren Göthe, des reichen und lebendigen Sealsfield, vor Allen aber den Meister der Wissenschaft, der künstlerischen Auffassung und der Sprache, Alexander von Humboldt, auszeichnen.

Rosenkranz.

Das Epos des Volkes.

(1830.)

Der Geist des deutschen Volkes war in seinem Beginn, wie der eines jeden anderen, vom Interesse seiner unmittelbaren Sittlichkeit bewegt, und die als Sitte existirende Freiheit war auch das erste Princip seines Handelns. Die aus ihm entspringenden Thaten sind der Inhalt seines ersten Epos, weil sie an sich überhaupt die erste Entäußerung seiner selbst sind. Ein bestimmtes Dasein gab sich jener sittliche Geist zunächst in der dem Germanischen Volk eingeborenen Selbstständigkeit des Einzelnen, wie sie mit der Einheit des Stammes noch zusammenfällt; sodann in der Liebe der Familie; und endlich in der Treue des Vasallen gegen seinen Herrn als dem objectiven Bande von Pflicht und Recht, welches die individuelle Selbstständigkeit erst zur wirklichen Freiheit erhebt. Diese Momente des Ganzen können auch als eben so viel Principien angesehen werden, welche, indem sie sich gegenseitig hervorbringen, mit einander eben so oft sich entzweien, als versöhnen, und in ihrer Verwicklung den tragischen Ton erwecken, welcher diese Welt mit erschütternder Macht durchklingt.

Das erste Epos ist also mit den Sagen identisch, welche der deutsche Volksgeist als den ersten, durch seine That vermittelten Inhalt seines Bewußtseins über sich selbst hat. Doch ist von jenen Sagen, deren Tacitus erwähnt, von Mannus, Tuiskon, dem Ascelburgischen Odysseus u. a. in der Poesie, wie

sie in ihren Denkmalen uns vorliegt, so wenig eine Spur geblieben, als von den Geschichten der Cimbern und Teutonen, Hermanns u. s. w.; sondern die Periode unserer auch für uns noch poetisch gestalteten Sagen ist die Zeit der Völkerwanderung. In diesem Wogen der Stämme, in diesem Kampf derselben, theils mit fremden Völkern, wie mit den Ost- und Weströmern, mit den Galliern, Hunnen und Slaven, theils unter einander, wie die Westgothen mit den Franken, die Franken mit Burgundern, Thüringern und Sachsen, die Longobarden mit den Gepiden stritten; theils mit sich selbst in steten Parteiungen um den Besitz der königlichen Herrschaft, namentlich bei den Ostgothen und Franken: in dieser Zeit wurden die Sagen gegründet, welche noch lange das Andenken der Stämme durchlebten und sich die Kunst der Dichter verpflichteten. Weil die Völker mit ihren Wanderungen eine ganze Vergangenheit abbrachen, weil Alles, was bei Naturreligionen tief mit eines Landes besonderer Localität verknüpft ist, durch die Entfernung von derselben verzerrt und verwischt wurde, und eben dies Losreißen von dem alten Boden sie dem christlichen Glauben, wo er ihnen begegnete, empfänglicher machte, ist darin der Grund zu finden, warum unsere Sagen gar keinen mythischen, sondern durchweg einen epischen Charakter haben, warum nicht Götter, sondern Menschen in ihnen handeln. Der Mythus der Germanen ist nur in Einem Zweige der Nation, im Scandinavischen, aufbewahrt, bei den übrigen Stämmen aber kaum in sparsamen und verworrenen Trümmern übrig; und wo etwa der ursprüngliche Geist des Volkes auch späterhin noch einer solchen Weise der Anschauung hätte geneigt sein wollen, trat ihm die Kirche verneinend entgegen. Deswegen hat man das alte Epos in seinem Innern vielmehr vom sittlichen Standpunkt aus zu betrachten. Denn in der uns gebliebenen Auffassung haben seine Helden an sich keine andere Bedeutung, und eine Betrachtung, welche sie als Götter darstellen will, legt in sie hinein, was an sich in ihnen nicht ist. Die nicht abzuleugnende große Aehn-

lichkeit zwischen der alten Scandinavischen Göttersage und zwischen unserem Epos legt nur Zeugniß von der inneren Einheit des Germanischen Geistes ab, weil sich in einer solchen Uebereinstimmung die Besonderheit desselben bewährt, welche Allem, was er hervorbringt, eigenthümlich sein muß.

In der früheren Zeit mögen die einzelnen Sagen reiner gewesen sein, als sie jetzt in unserem Besitz erscheinen, und mögen sie erst mit der langen Abfolge und vielfachen Verbindung der Geschlechter sich verwirrt und getrübt haben, indem eine bei der mündlichen Ueberlieferung unvermeidliche und oft unbewußte Willkür Vieles vermischte und auf einander bezog, was ursprünglich nicht zusammengehörte. Aber andererseits hat man diese Umwandelung der Sage auch so zu fassen, daß sie, viele zerstreute Züge in wenige vorragende Charaktere zusammendrängend, Das, was den Sinn des Volkes überhaupt am klarsten aussprach, auch am meisten ergriff und zu großen Anschauungen ausbildete. Erst als dies heroische Leben in der Wirklichkeit mehr und mehr vom politischen verdrängt, und deshalb vom späteren Geschlecht nicht mehr wie vordem verstanden wurde, da erst begann eine gänzliche Zerstückung und Verderbniß der alten Sagen. Die Zeit der Abfassung, in welcher sie jetzt vor uns liegen, reicht mit Ausnahme eines einzelnen Fragments vom zwölften bis zum vierzehnten Jahrhundert. Aber das Wesen der Dichtung ist das älteste unseres Volkes, und jenes poetische Produciren gleichsam wie ein neues Erfassen der schon hinabgesunkenen Vergangenheit zu nehmen.

Weil der Geist des Volkes unmittelbar in diesen Sagen wohnte und weil sie in Aller Gemüth von Jugend auf sich einwurzelten, so machte ein solches Dasein ein Dichten im Sinn des Erfindens und der Entfaltung individueller Phantasie unmöglich, und ist das Entstehen und Bilden der Sage und ihrer Dichtung als im Volk allgegenwärtig und den Einzelnen sich mit ihrer Kraft unterordnend zu denken. Dies ist die Ursach, warum von keiner dieser Dichtungen der Verfasser mit

Gewißheit genannt werden kann. Jede ist sowohl von Einem als von Allen gedichtet. Schreibt auch eine spätere sehr verbreitete Tradition die eine, z. B. Wolfdietrich, dem Wolfram von Eschenbach, eine andere, z. B. den kleinen Rosengarten, dem Heinrich von Ofterdingen zu, so ist doch auf eine solche Annahme gar nichts zu geben. Daher läßt sich bei diesen Sagen von einem Dichter, welcher selbstständig für sich den Stoff bearbeitet habe, gar nicht reden, und erst späterhin tritt eine solche Behandlung ein, wo die Sage selbst von der Ehrwürdigkeit ihres Ansehens eingebüßt hatte und der Willkür zugänglich geworden war.

Gervinus.

I. Herders größtes Verdienst.

(1840.)

Die „Stimmen der Völker" hatten den Zweck, das rohe Geschrei über und gegen das Volkslied zu dämmen, er wollte Nicolai ein Gegengewicht halten und einfach zeigen, was er unter und an den Volksliedern preise; und da es ihm arm schien, ein deutscher Percy zu werden (wie man nachher im Wunderhorn versuchte), so zog er vor, um ja nichts Gemeineres einfließen zu lassen, die Schätze der ganzen Welt auszubeuten, und er bot die Früchte einer Belesenheit und Kenntniß der Literatur aller Zeiten aus, wie sie damals in Deutschland einzig war. Er führt uns von Grönland bis nach Indien, aus der Zeit Luther's zurück bis zu Harmodius und Aristogiton, aus Esthland bis nach Peru. Mit einer reizenden Leichtigkeit, die bis dahin nicht allein unter uns, sondern in aller Welt geradezu unerhört war, faßt er jede Zeit, jedes Volk, in jedem Charakter mit einer überraschenden Treue und Einfalt auf, und schickt sich mit der feinsten Wandlungsgabe in Sinn und Sprache, in Ton und Empfindung. Die spanische Grandezza, die Düsterheit des Ossian, die tändelnde Naivetät der Litthauerin, die grausame Gewalt des nordischen Kriegers, das sanfte Gemüth des Deutschen, das Schaurige schottischer Balladen, der kühne Gang der historischen Volksromanzen in England, Laune und Schreck, Ernst und Tändelei, Alles bewegt sich neben einander, ohne Affectation und ohne Zwang, als ob die divergirendsten

Strahlen aller Menschlichkeit und Menschheit sich in dem weiten Busen des Deutschen concentrirten. Wodurch erreichte Herder diese frappante Wahrheit und Wandlungsgabe in diesen Liedern, die er in seinem sonstigen Vortrage so wenig verräth? Nicht allein daher, daß es hier mehr auf Reception als Production ankam, nicht allein daher, daß Herder, vielseitig in sich, an dem Allverschiedensten, an griechischer Lebensfrische und indischer Beschaulichkeit, an der Glut des Südens und der Trauer des Nordens participirte, sondern auch ganz besonders daher, daß er das Wesen des lyrischen Liedes nicht im Worte, sondern im Tone suchte, nicht im Gedichte, sondern in Musik und Melodie. Das Wesen des Liedes, sagt er, ist Gesang nicht Gemälde; seine Vollkommenheit liegt im melodischen Gange der Leidenschaft oder Empfindung: ohne Ton und poetische Modulation ist es trotz Bild und Farbe kein Lied. Ist in einem Liede lyrische Weise, so ist selbst sein geringer Inhalt der Dauer nicht entgegen, man schiebt einen andern unter, man stößt die schlechten Strophen aus. Da nun das Lied gehört werden soll, so suchte er auch beim Uebersetzen des Textes den Gesangton vor Allem zu treffen, um ängstliche Worttreue unbekümmert; ihn warnten die gescheiterten Uebersetzungen so vieler fremder Lieder. Das Schwanken zwischen zwei Sprech- und Singarten des Verfassers und Uebersetzers war ihm unausstehlich, sein Ohr vernahm es gleich und haßte den hinkenden Boten, der weder zu sagen noch zu schweigen wußte. Herder leistete hier für das Volkslied, was Klopstock für die Ode geleistet hatte; wie sich dieser zu den Compositionen seines Bach verhielt, so Herder zu Gluck, der damals auf den simpeln und natürlichen Ton der Empfindung und Leidenschaft zurückwies. Noch im Zuge derselben Thätigkeit, die diese Gesänge sammelte, liegt Herders Buch vom Geiste der hebräischen Poesie (1782), das er, wie er an Hamann schrieb, von Kindheit an in seiner Brust nährte. Dieselbe Gabe der Auffassung und Auslegung, die sich damals in ganz Deutschland mit merkwürdigem Wett-

eifer am Homer versuchte, dieselbe, die Herder dort am Volksliede übte, wandte er hier auf die poetischen Theile der Bibel. Dieß Buch stellte sich gegen Michaelis' Uebersetzungen und das Aehnliche so, wie Herders historische Neuerungen gegen die Schlözer, und seine poetischen gegen die Klotz und Ramler. Für das Verständniß orientalischen Geistes und das Studium der biblischen Literatur war dieß Werk so einzig anregend und bahnbrechend, wie Winkelmanns Schriften für das Kunststudium, wie für die Poesie überhaupt Herders Hinweisung auf das Naturlied der Völker. Auch hier waren die übertragenen Stellen sein Zweck und die Frucht, wozu das übrige Buch die Schale bildete. Auch hier begeisterte ihn die Natur im kleinen Umfange, aber lebendigeren Gehalte; hier, wo sich Poesie und Prophetie die Hand zu einem Bunde reichte, der Herdern so nahe lag, fand er sich noch heimlicher, als bei Homer und Ossian; gegen diese kindliche Einfalt im Hiob, in den Psalmen u. s. w. war ihm, wie Klopstock, die künstliche Poesie der Griechen, lauter Schmuck, und bei der celtischen selbst ist es ihm hiergegen, als ob er unter einem bewölkten Abendhimmel wandle. Diese theure Poesie entriß er mit diesem Werke den pedantischen Grammatikern und gab sie der Jugend anheim, die sie empfand, nicht commentirte; und es ist, als ob diese prophetische Dichtung ein Ableiter gegen seine eigenen Ekstasen sei: er wird vor diesem Dunkel klar und fesselt jene Blitze zu Lichtern. Gewiß war dieses Werk eines der erfolgreichsten, die Herder schrieb, und seine ganze Natur und Tendenz erklärt es, daß es sein Lieblingsgeschäft war, und daß er es gern zu einem Lebensgeschäfte erhoben hätte.

Herder machte mit diesen Werken, wenn nicht den Anfang zu der Verpflanzung der poetischen Literaturen aller Völker und Zeiten auf deutschen Boden, so doch die ersten Versuche, die man klassisch und musterhaft nennen durfte, und die erstaunlich ermuthigen mußten. Er leitet hier auf diejenige Seite der nachherigen romantischen Schule über, von der diese bei weitem

am wohlthätigsten und verdienstlichsten gewirkt hat. Mehrere hierin einschlägige spätere Arbeiten geben uns diesen Uebergang zu erkennen. Wie er im deutschen Mercur und in den zerstreuten Blättern eine Reihe von morgenländischen Sagen mittheilte, wie er einzelne Blüthen morgenländischer Dichtungen und Sprüche pflückte, wie er, um an höheren Beispielen höhere, edlere Tugenden der Menschen zu lehren, als die Fabel that, von dieser in den Palmblättern zu jenen Erzählungen des Orients überging, die diese feinere Aufgabe mit ähnlicher Simplicität lösen, wie er mit seinem gewöhnlichen Sinne Stücke aus der griechischen Anthologie wählte und nachbildete, wie er die Sakuntala in der Uebersetzung des edlen Forster einführte, wie er in der Terpsichore den Balde übertrug, wie er endlich den Cid besang, dieß Alles liegt auf diesem Wege, und dieses letztere Werkchen, das der Nation ein lieber Besitz geworden ist, erklärt sich schon ganz aus den romantischen Neigungen der Zeit, und aus dem Uebergange unserer vorliebenden Neigungen, von der nordischen Poesie zur südlichen, der in Herder sehr deutlich nachzuweisen ist. Zu allen diesen Uebertragungen drängte Herder seine innerste Natur, die der Poesie überall bedurfte und nicht selbst poetisch war, die ihre Genüsse suchte, aber nicht selbstständig erschuf. Diesem Triebe gab er Grundsätze hinzu: er meinte, wir müßten das Fremde erst schätzen lernen, um uns selbst die richtige Stelle anzuweisen; und um das Fremde zu schätzen, müßten wir es richtig fassen und verstehen. Las er daher einen Dichter, so suchte er jedesmal ihn und seine Bildung ganz zu gewinnen, er verglich ihn mit seinem Volke und seiner Umgebung und mit verwandten Erscheinungen, und kam zum Verständniß des Dichters zugleich mit der Erkenntniß der jedesmaligen literar-historischen Verhältnisse. Er meinte die Geschichte der Dichtung nicht groß genug nehmen zu können, es reizte ihn, alle Völker in ihrem eigenthümlichen Genius zu belauschen, der sich in ihren Poesien am reinsten und frischesten ausspricht. Es war ihm kein geringer Vorzug unserer deutschen

Bildung, daß wir mit Orientalen und Griechen, mit den edelsten Geistern Italiens, Spaniens, Frankreichs sprechen, und bei jedem seine eigenthümliche Weise zu denken und zu fühlen bemerken können, daß wir „die Blüthe des menschlichen Geistes, die Dichtung, von dem Gipfel des Stammes jeder aufgeklärtesten Nation brechen durften.“ Wirklich ist dieß Herders großartigste Seite, wie er den Geist der Zeiten und Völker ergreift, das Verschiedenartigste versteht und genießt und wiedergiebt; in unserem Volke, das diese Gabe überhaupt in ausgezeichnetem Grade besitzt, hat sie keiner so ausgezeichnet besessen, wie Er. Bedenkt man, was diese Eigenschaft in sich begreift, so weist nur sie allein Herdern eine eminente Stelle in unserer Culturgeschichte an, so vielfache Nachtheile sich auch an sie anschließen. Es ist wahr, das Umsichgreifen dieser Genußsucht, diese Selbstverläugnung, diese Wandlungsgabe hängt mit dem Mangel an Selbstgefühl, an Volkssinn, an originaler Productionskraft, mit jener Unersättlichkeit an allem Fremden zusammen, die ein uralter Charakterzug unserer Nation ist; die romantische Schule hat damit der Pflanze unserer Dichtung das Herz ausgebrochen und sie frühzeitig des lebendigen eigenen Triebes beraubt. Auf diesem Weg haben wir unserer Nachahmungssucht den Zügel schießen lassen, und von einer Denk- und Schreibart, die einen gleichen nationalen Typus hält, dürfen wir eigentlich nicht reden. Allein wenn wir billig sein wollen, so fragt sich's einmal immer, ob nicht diese Hingebung an alles Menschliche in sich einen größeren Werth hat, als alle nationale Abgeschlossenheit, jene Lockerung des Cosmopolitismus eine schönere Geltung, als alle volksmäßige Festigkeit und Starrheit. Und dann lag es durchaus nicht allein in unserer Nation, sondern es lag in der Zeit des vorigen und jetzigen Jahrhunderts, wie es in den Zeiten der Kreuzzüge lag, daß alles Nationale verwischt ward; und nur das ist ein Merkmal unseres Charakters, daß die Blüthe unserer Literatur beidemale in diesen Zeiten sich aufschloß, als die Sonne der Humanität heiter am Himmel

stand. Wer möchte in der englischen und französischen, selbst in der italienischen Literatur der neuesten Zeit die altnationale Eigenthümlichkeit wieder suchen? Die Eröffnung der Cultur aller Zeiten im erweiterten Unterricht und Bildungskreise bedingte diese Eigenheit der heutigen Literatur, daß sie nicht in dem Grade selbstständig und unabhängig werden konnte, wie zu andern Zeiten andern möglich war. Das Schöne und Große aller Jahrhunderte lag uns offen, wer wollte, wer konnte es verleugnen? Von diesen gehäuften Schätzen schwand das Selbstvertrauen und die Schöpfungslust der Menschen, dieß läßt sich bei unsern Romantikern vortrefflich beobachten. So ahmten die Römer den Griechen, so das ganze Mittelalter den Römern nach, so die Deutschen der ganzen Welt. Mußte also Nachahmung der Charakter unserer Literatur werden, das hat Herder selbst gesagt, so sei es Ehre, wenn wir uns nur besonnen das Beste zu eigen machten; und ich glaube, das Zeugniß darf man uns aus bester Ueberzeugung geben, daß wir dieß so lange thaten, bis das Beste erschöpft war, und nun die Gewöhnung der Thätigkeit freilich auf das Mittelmäßige und Entbehrliche übergleiten mußte. Unsere Sprache, bemerkte Herder weiter, erleichterte uns dieß, die nicht wie die französische gebunden ist, Alles in ihrer eigenen Weise zu sagen. Und bei alle dem ist es ihm doch nicht schwer, den rothen Faden einer Eigenthümlichkeit nachzuweisen, der durch alle unsere Dichtungen durchgeht, wie abhängig sie sind: Gutmüthigkeit, Biederkeit, ein verstand- und lehrreicher Genius, Sitte, Bescheidenheit, Herz, bei weniger Glanz der Kunst mehr Gemüth und wahre Empfindung. Und dieß eben sind diese allgemeinen menschlichen Eigenschaften, die uns wieder in jene weite Relation mit aller Welt setzten. Gewiß ist, daß, was wir dadurch an Individualität der Nation verlieren, auf anderen Seiten reichlich wieder gewonnen wird. Ich will nur an das Eine erinnern, daß eigentliches Verständniß der Geschichte ohne diese Empfänglichkeit für fremde Natur gar nicht möglich ist. Wir haben vor Herder

nur Nationalgeschichten gehabt; was Engländer und Franzosen in der Geschichte anderer Völker geleistet haben, ist kaum der Rede werth. Vielleicht ist es nicht anmaßend zu sagen, daß noch heute eine Weltgeschichte nur in Deutschland möglich ist, und auch bei uns erst möglich ist, seit Herder anfing, das Innere der Nationen aufzuhüllen, in Uebersetzungen fremder Werke die „Physiognomie der Composition und die Seele des Originals" erscheinen zu lassen, und uns in jeder Art mit allem Fremden zu familiarisiren. Diese Gabe ist ganz von seinem entschiedenen Cosmopolitismus bedingt, der wieder in einer allgemeinen Stimmung der Nation wurzelte.

II. Charakter der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts.

(1855.)

Dem geschichtlichen Betrachter, der aus den großen Weltbegebenheiten, die an der Scheide des 18. und 19. Jahrhunderts die Menschheit bewegten, herübertritt in die Zustände und Ereignisse des nächsten Menschenalters, fällt auf der Schwelle des Uebergangs die durchgreifende Verschiedenheit der Zeiten in die Augen. Jenes vorhergegangene Vierteljahrhundert umfaßt eine Masse geschichtlicher Thatsachen von der seltensten Fülle und Größe; sein Inhalt ist eine Erschütterung der Welt unter neuen Ideen und Thaten, die das Gemüth bis in seine Tiefen erschüttern, die Einbildung mit glänzenden Bildern füllen, den Geist mit den gewaltigsten Aufgaben beschäftigen. Viel scheinloser, darum aber nicht werthloser, ist die Geschichte des nun folgenden Zeitraums. Ihr geht der Thatenglanz großer Kriege und Umwälzungen ab, es ist mehr die Geschichte eines wenig unterbrochenen Friedens. Wo selbst ähnliche Aufstände, Kriege, Verfassungs- und Staatsveränderungen wie in den Zeiten der französischen Herrschaft wiederkehrten, schienen es nur noch vor-

übergehende Nachschütterungen der großen vorausgegangenen Bewegung zu sein; es mangelten die tiefen und nachhaltigen Leidenschaften in den Massen, wie die starken Grundsätze und kühnen Entwürfe in den Einzelnen, die kurz zuvor die eigenmächtigsten, gewagtesten, immer aber schöpferischen Bildungen von neuen Staaten und Staatseinrichtungen, von neuer Machttheilung in dem Welttheil wie spielend versucht hatten. Aus der erschöpften Zeit, die nun folgte, hat die Geschichte vorzugsweise eine vielverzweigte Thätigkeit in diplomatischen Künsten zu erzählen, die Ausbeugungen vor allen großen Entschlüssen und Thaten, vor jeder ernsten Entwicklung, vor jedem scharfgezeichneten Regierungssystem, vor jedem entschlossenen Fortschritte. Es sind dieß die Erscheinungen, die die politische Erschlaffung einer langen Friedenszeit in den öffentlichen Verhältnissen mit sich bringt; die Segnungen der Thätigkeit der Einzelnen, die nun von vielen Hemmungen befreit ward, liegen daneben. Wissenschaften und Künste, Handel und Gewerbe, die innere Bildung und der äußere Wohlstand haben diese segenvollen Wirkungen des Friedens im größten Umfange erfahren; der Erfindungs- und Unternehmungsgeist hat eine Epoche neuen Aufschwungs erlebt; die materiellen und geistigen Capitalien, vorher in andere Richtungen gelenkt, wurden herangelockt zur Förderung alles dessen, was mit dem einträchtigen Verkehr der Menschen, mit dem Austausch ihrer Besitze im physischen und moralischen Reiche zusammenhängt. Der ausgebreitete Wohlstand rief in den hab- und bildungslosen Klassen neue Bedürfnisse und Ansprüche hervor, denen die Schöpfungen menschenfreundlicher und gemeinnütziger Fürsorge und die Entwürfe regierungsfeindlicher und nicht selten gemeinschädlicher Neuerungen um die Wette aufmunternd entgegen kamen. Und diese Bestrebungen für die gesellschaftliche Verbesserung der unteren Stände fanden Raum zu einer solchen Erstarkung, daß sie völkerumspannende Systeme der Philosophie, der Politik, der Gesellschaftslehre erschufen, jene Systeme des Weltbürgerthums und der Weltrepublik, des Socialismus und

der Gütergemeinschaft, die, verwirklicht, den Weg zum ewigen Frieden unter den verbrüderten Völkern bahnen sollten. In diesen Ueberspannungen tauchten mitten in den Zeiten der trägen öffentlichen Ruhe die ersten Vorzeichen neuer Erschütterungen auf, die aus einer gefahrvollen Tiefe in eben so große Ausdehnung als auf lange Zeitdauer hin fortwirken zu wollen schienen. Die späteren Bewegungen besonders, die zu Ende des nächsten Menschenalters den fahrlässigen Charakter der Zeit unterbrachen und den Frieden mit den unvorhergesehenen Stößen des Bewegungstriebes der Massen störten, ließen erkennen, daß durch jenes System der politischen Brachlegung nur ein desto fruchtbarerer Boden für neue und weit allgemeinere Bewegungen bereitet wird. Denn diese werden sich unvermeidlich überall einstellen, wo ein Mißverhältniß zwischen den rückbleibenden Formen der Staatseinrichtungen und der wachsenden Steigerung aller geistigen, sittlichen und gesellschaftlichen Ansprüche der Gemeinwesen und der Einzelwesen besteht, und wo mit der Stockung aller öffentlichen Verhältnisse der entwickelte Thätigkeitstrieb eines Geschlechtes zusammenstößt, das sein eigenes Vermögen prüfen und seine eigenen Thaten haben will, wie das vorige Geschlecht die seinen.

Es war die Wirkung eines einfachen Naturgesetzes, daß nach den übermäßigen Kraftanstrengungen der letzten 25 Jahre der zerrüttete Welttheil in Ruhe zurückfiel, daß die erschöpften Mittel an Geld und Menschen den Frieden geboten, die ermüdeten Geister sich nach Erholung sehnten. Die zwingende Gewalt dieses Gesetzes haben wir, trotz und hinter allem Anstellen der menschlichen Willkür, schon in den letzten Kriegsereignissen beobachtet. Ganz Europa, im Kampfe gegen Napoleon, im Zweck ihn zu stürzen, hätte ihn um den Preis eines verbürgten Friedens dennoch aufrecht erhalten, noch als die verbündeten Heere bereits auf dem Boden jenes Frankreichs standen, das seines Kaisers und seiner Siege so müde war, wie die Gegner ihrer Niederlagen. In Wien bedrohte ein mächtiges Bündniß das

trotzige Rußland, aber Trotz und Drohung löſten ſich in gegenſeitige Nachgiebigkeit auf. Andere Zerwürfniſſe ſchienen ſich aus der deutſchen Verfaſſungsſache zu entwickeln, aber man umging die Schwierigkeiten, unzufrieden mit dem was geſchah, aber zufrieden es geſchehen zu laſſen, im Bedürfniß nach Ruhe. Noch einmal, da man ſchon in den Genüſſen des neuen Friedens ſchwelgte, erſchien der Friedensſtörer aus Elba, und die ungeheuerſten Rüſtungen wurden in Eintracht ausgeführt, um ihn zu erdrücken. Und da man nun endlich die erſehnte Ruhe nach ſo großen Anſtrengungen hergeſtellt hatte, ſo war nichts natürlicher, als daß man nun das für die Gegenwart mühſam Erreichte auch für alle Zukunft ſicher zu ſtellen wünſchte, daß man den Werth der neuen Errungenſchaft überſchätzte und alle jene idealen Pläne entwarf zu einem dauernden Frieden in dem europäiſchen Staatenverbande, der durch Schiedsgerichte und Fürſtentage erhalten werden ſollte. Wären Staatsleute von jugendlich ungebrochenen Kräften an der Spitze der Dinge geweſen, ſo hätten ſie vielleicht in dem grellen Uebergang von Ueberanſtrengung zu plötzlicher Ruhe die Gefahren einer allgemeinen Erſchlaffung gefürchtet, jene Gefahren, die man auch in Kriegsheeren bei ſolchen Umſchlägen wahrgenommen hat; und ſie hätten, um dem vorzubeugen, eine Politik der Mäßigung und der Ruhe darin geſucht, die maasloſe Schlaffheit zu dämmen und die jungen Kräfte der Bewegung entgegenkommend zu leiten. Statt deſſen wurde der Frieden um jeden Preis, die Ruhe unter aller Bedingung, die das übermächtige Bedürfniß ohnehin auferlegte, noch über alles Bedürfniß hinaus erſtrebt; die Regierenden machten aus der Noth ein Verdienſt, und aus der Erſchöpfung, der ſie ſelber verfallen waren, einen Grundſatz freiwilliger Politik. So kam es, daß der Miniſter des Staates, der am längſten und meiſten in den Zeiten der franzöſiſchen Bewegungen und Kriege gelitten hatte, der Mann, den ſeine Landsleute von Natur ſchon unthätig, ſchon in der Jugend der Genußſucht ergeben fanden und der mitten in dem

Kriege der letzten Entscheidung schon immer zu einem entscheidungslosen Frieden geneigt war, für die Stimmung der Zeit der bequeme, und darum vor allen Andern der einflußreiche Mann ward. Den Grundsätzen der Revolution, des Kriegs, der Eroberung entgegen, die von Frankreich aus die Welt zerrüttet hatten, hing Fürst Metternich das Prinzip der Gegenrevolution, des Friedens, der Erhaltung, der Legitimität als ein Schild der allgemeinen Politik der Zukunft aus; und die blinde Gegenwirkung gegen alle Richtungen, die bisher an der Zeit gewesen waren, wurde der Grundsatz fast aller europäischen Regierungen, sie wurde der hauptsächlichste Charakterzug der Folgezeit.

Man darf darum nicht glauben, daß dieser Rückschlag erst in Folge und Wirkung jener Regierungsgrundsätze erfolgt, daß die große Reaktion der folgenden Jahre ein reines Werk der Willkür und des Zwanges gewesen wäre. Wie weit Metternichs Erhaltungsprinzipien auch wirkten, so kamen doch die gleichen Grundsätze auch da zur Geltung, wohin sein Beispiel und Einfluß nicht reichte. Denn es war auch allzunatürlich, daß die verschiedensten Regierungen zu gleichen Maasregeln gegen den ganzen Geist, die Grundsätze, die Staatseinrichtungen des revolutionären Frankreichs getrieben wurden, von denen sie gleichmäßig gelitten hatten. Aber außer allem dem gab es in der europäischen Gesellschaft, auch in Frankreich selbst, in der Literatur, in dem sittlichen und geistigen Reiche, das von aller Regierung unabhängig war oder doch sein konnte, eine ganz freie Bewegung gegen dieselben Grundsätze, und dieß schon von allem Anfang ihrer Entstehung und Wirksamkeit an. Und in diesen geistigen Regungen ist, eben weil sie frei von willkürlichen äußeren Einflüssen waren, der eigentliche Ursprung der Zeitideen zu suchen, die jetzt einen so mächtigen Rückschlag gegen alle bisherigen Strebungen in Staat und Kirche, in Kunst und Sitte zu bewirken vermochten; ohne die stille Vorarbeit dieser gegenwirkenden Ideen in den Völkern selbst hätte die Regierungskunst ihre revolutionsfeindlichen Grundsätze nicht gefaßt oder nicht durchgeführt.

Wilhelm Wackernagel.

Die Cathedrale von Sevilla.

(Basel 1854.)

Sevilla mit seinen fast anderthalbhundert Kirchen, mit seinen 68 Klöstern, die jetzt freilich meistentheils leer stehen, seitdem die neuern Staatsumwälzungen alle Mönchsorden aufgehoben und nur die Klöster der Frauen und das der Benedictiner auf dem Athos Spaniens, dem Montserrat, noch verschont haben, Sevilla mag wohl das Spanische Rom heißen. Welchen Reichthum auch besitzt hier die Kirche, welchen, noch mehr als fürstlichen, der Erzbischof und sein geistlicher Hofstaat! welcher Glanz begleitet den Gottesdienst und die Feierlichkeiten, die den Gottesdienst noch aus den Hallen der Tempel auf Markt und Strasse verpflanzen. Denn in Spanien so wenig als sonst im Süden scheut die Religion vor einem oft sehr weltlich bunten und bewegten Schaugepränge zurück; zu Barcelona mischen sich Riesengestalten, zu Valencia Knaben, die als zwergenhafte Mohrenkönige ausgekleidet sind, in die Aufzüge bei Kirchenfesten, und zu Sevilla beim Frohnleichnamszuge ist es Sitte, daß von Zeit zu Zeit, indem dieser stille hält, sechs Chorknaben zu Gesang und Castagnettenschlag einen Tanz mit Gebärdenspiel aufführen. All dergleichen ohne Harm und Arg; den Katholicismus des Südens, dem kein evangelisches Bekenntniß läuternd und beschämend zur Seite steht, hindert nichts mit Sinn und Gebräuchen in ein neues Heidenthum auszuarten oder in das frühere zurück zu fallen; ihm sind Maria und die Heiligen

wieder ebensoviel Götter geworden, ja jedes einzelne Marienbild eine Gottheit, und es kann geschehen, daß die verschiedenen Marien einer Stadt an gewissen Tagen sich besuchen und mit einander durch die Straßen ziehen; des eigentlichen einigen Herren der Kirche ist darüber längst vergessen. Hat doch in Rom, der Hauptstadt der katholischen Christenheit, ein Kapuziner als warnendes Beispiel, wie übel es denen ergehe, die ihre Eltern mit Geringschätzung behandeln, Christum aufstellen dürfen, der zu seiner Mutter gesagt habe: „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen?" der aber auch dafür am Kreuze geendet!

Für Sevilla nun der strahlende Mittelpunkt solcher Religionsübung ist die Cathedrale mit ihrem fast unberechenbaren Schatze von heiligen Geräthschaften und Gewändern und Kleinoden aller Art, von edlen Metallen und Edelsteinen: die Custodia z. B., das Gefäß, in welchem bei jenem Frohnleichnamszuge das Allerheiligste getragen wird, und welches selbst wieder die Gestalt eines vierstöckigen Tempelbaues hat, ist bei 12 Fußen Höhe ganz von Silber und so schwer (1570 Pfund), daß sechzehn Träger dazu erfordert werden; die Cathedrale also mit ihren 300 Messen täglich an 82 Altären, mit ihren mehr als 150 Canonikern und Präbendarien und Caplanen u. s. f. und an der Spitze dieser aller einem Erzbischofe, der ein Jahreseinkommen von 400,000 Franken bezieht, mit den Bettlern endlich, die in nicht viel kleinerer Zahl die Thüren umlagern und durch Schaustellung oft der ekelhaftesten Gebrechen auch ihr reichliches Einkommen finden; denn Almosengeben ist das verdienstlichste Werk, und namentlich dem Spanier hat vor dem alten Erbübel seines Landes, der Bettelei und dem Landfahren auf Bettel, stäts so wenig gegraust, daß ihm Gestalten und Lebensläufe der Art ein Lieblingsgegenstand der Malerei wie der Dichtkunst des siebzehnten Jahrhunderts haben werden können.

Solcher Fülle der irdischen, solcher der himmlischen Schätze, die über den Stuhl des Erzbischofs von Sevilla ausgeschüttet sind, entspricht mit Allem die Großartigkeit und Pracht des

Gebäudes. Hier hatte, ehe Ferdinand der Heilige die Herrschaft des Christenthumes wieder eingeführt, schon die Hauptmoschee der Mohammedaner gestanden, begonnen im Jahr 1171 von Jusef Abu Jakub, demselben Könige, der auch den Alcazar gebaut, und im Jahr 1195 von dessen Sohne Jakub Abu Jusef vollendet; umgeweiht zur Kirche, ward sie von Ferdinand dem neu gesetzten Bischof übergeben. Und wiederum der Moschee soll an der gleichen Stelle schon eine Kirche der Christen vorangegangen sein; als Ueberbleibsel davon wird noch eine Mauer mit einem hochverehrten Bilde der heiligen Jungfrau gezeigt, das wunderbarer Weise selbst die ganze Arabische und Maurische Zeit hindurch sich unangetastet erhalten und dem christlichen Könige zur Einnahme der Stadt Hilfe geleistet habe. Nur hat dieß Gemälde doch schwerlich ein so hohes Alter und möchte wohl erst, da die Moschee zur Kirche ward, gefertigt sein.

Größer und unzweifelhafter in seinem Ursprung ist, was noch von der Arabischen Baute da steht. Der bedeutendste dieser Ueberreste ist das alte Minaret, das seiner Zeit auch als Sternwarte soll gedient haben, ein viereckichter, siebenstöckiger Thurm mit zierlichen, theils einfachen, theils Doppelsenstern hinter Balconen, die Mauerfläche belebt durch Eintheilung in Felder und Füllung dieser mit einem Netzgewebe von Rosetten; innen führt anstatt einer Treppe ein fünfunddreißigmal in rechten Winkeln gebrochener, mit Ziegelsteinen besetzter Weg hinauf, von so gemächlicher Steigung, daß man ihn gleich dem ähnlichen Aufgange im Schlosse zu Berlin fahren und reiten könnte, und die jetzige Königin, die gern und gut zu Pferde sitzt, wirklich auch soll hinauf geritten sein; zu oberst, wo der Weg zu Ende geht, hat sich dereinst noch ein kleineres Thürmchen erhoben, von buntgebrannten Steinen, dessen Spitze vier vergoldete Kugeln trug oder nach anderem Bericht nur eine, diese jedoch von solcher Größe, daß man um damit in die Stadt zu kommen ein Thor derselben breiter ausbrechen mußte. So bis zu einer Höhe von 250 Fußen, um vieles höher, als unsere Münster-

thürme, hat den Thurm der Moschee Muhamad Djeber gebaut, ein berühmter Mathematiker, derselbe, von dessen Namen (wie man sagt, nicht richtig) der Name der Algebra hergeleitet wird; so auch, nur daß ein Erdbeben im Jahr 1395 jenes Thürmchen mit den Goldkugeln herabgestürzt hatte und im Jahr 1400 hier die erste Thurmuhr in Spanien angebracht worden, hat er noch im Jahr 1493 dagestanden, als die Gegenwart der Königin Isabella einem jungen Edelmann, Alonso de Ojeda, Anlaß gab von der gefahraufsuchenden Kühnheit, die er nachher als Begleiter des Columbus oft bewähren sollte, schon hier eine Probe abzulegen. Nah der Höhe ragte zwanzig Fuß weit ein Balken aus dem Thurm hervor: Alonso schritt bis an dessen Ende; dann das eine Bein erhebend, wandte er sich schnell auf dem andern um und schritt zurück. Und noch einmal trat er hinaus, mit dem einen Fuß auf dem Balken, mit dem andern gegen die Mauer, und warf in dieser Stellung eine Orange auf die Höhe des Thurms. Das sechzehnte Jahrhundert aber, um das Minaret zum Glockenthurme und wie zu einer Warte des nun herrschenden Christenglaubens zu machen, hat noch ein Stockwerk und wieder einen kleineren Thurm hinaufgesetzt, beide zwar in neuerem, nicht im Arabischen Baustil, und auf die Kuppel des Thurmes ein Erzbild von 14 Fußen Höhe, den Glauben. Man sagt, das Bild drehe sich im Winde; ich habe dieß noch nicht gesehen und möchte es ungern nachsprechen, da man zugleich das Gewicht auf 2800 Pfund angiebt. Der riesige Erzengel auf dem Vordergiebel von San Michele zu Lucca bewegt doch nur die Flügel; ebenso ist hier die Fahne, welche der Glaube in der Rechten hält, und sie wohl allein beweglich. Eine Wetterfahne heißt im Spanischen giralda: hier nun wird der ganze Thurm, den eine so stattlich angebrachte Wetterfahne ziert, Giralda genannt.

Diese späteren Aufsätze haben dem Thurm eine Höhe von 374 Fußen gegeben, ihn zum höchsten über ganz Spanien und zu einem sprichwörtlich berühmten und so bewunderten Schmucke

der Cathedrale und der Stadt gemacht, daß er auch, wenn schon in verjüngtem Maaßstabe, an der Kirche von S. Marco zu Sevilla, an der Hauptkirche von Carmona und anderswo ist nachgeahmt worden und in Sevilla selbst und von der Cathedrale aus sein Abbild im Frohnleichnamszuge mitgetragen wird. Dieß letztere jedoch hat noch seine besondere Begründung und Bedeutung. Von zweien der Heiligen, die in Sevilla selbst einheimisch sind (und es giebt nicht wenige solcher, wir schon kennen deren einige), zweien Blutzeuginnen des Glaubens aus der Gothischen und noch älterer Zeit, den Jungfrauen Justina und Rufina, erzählt die Legende, daß sie bei jenem Erdbeben von 1395 hilfreich unter die wankende Giralda getreten seien und so dieselbe der Stadt sei erhalten worden. Daher die Umtragung des Bildes und mitgetragen auf beiden Seiten zwei Jungfrauen, welche die Heiligen vorstellen.

Aber nicht bloß der Anblick, welchen von unten und von außen her die Giralda selbst gewährt, ist ein Ruhm Sevilla's, sondern auch die Aussicht, deren man von ihrer Höhe genießt, in stiller Abgeschiedenheit, während das Gewühl der Straßen nur dumpf wie ferne Meeresbrandung heraufbraust, eine Aussicht, die um so weiter sich dehnt, als gegen Westen hin den Blick nichts hemmt und er der Sonne bis dahin folgen mag, wo sie in den Ocean darniedertaucht, auf den andern Seiten aber die Zacken und Kegel der Gebirge auch erst in weiterem Abstande den Horizont begrenzen. So ist der Rundblick groß und reich und fesselnd durch die Gegensätze von Stadt und Land, von Land und Wasser, von Ebene und Gebirg, und er müßte für all die Vielen, die einer landkartenmäßigen Aussicht den Vorzug vor abgeschlossenen Landschaftsbildern geben, wahrhaft entzückend sein, wenn Spanien die Luft und das Licht Italiens hätte. Aber während in Italien die Luft so dünn und rein ist, daß auch dem Entferntesten noch der scharfe Umriß und eine fast ungedämpfte Kraft des Lichtes und Schattens und der Farbe bleibt, füllt den Spanischen Himmel stäts ein gewisser

Dunst, der die Linien verschwimmen, die Grenze zwischen Licht und Schatten sich verwischen, die Farben sich brechen läßt und so schon das Nähere in die Ferne, die Ferne in weichen Duft entrückt. Und im Hochsommer verdichtet gerade über der schwülen Ebene des Guadalquivir dieser Dunst sich so, daß er den Himmel in ein mattes Grau verkleidet und vor den die Weite suchenden Blick alsbald einen trüben Schleier spannt. Uns aber hat, obschon auch im Sommer, ein ungewohnter Regensturm den Schleier gelüftet, und wir mögen nicht bloß tief unter uns in die bunte Stadt mit den höher ragenden Palästen und Kirchen ohne Zahl und in die Vorstädte außerhalb des Mauerkranzes und jenseit des Guadalquivir blicken, sondern auch weiter hinaus, bis wo die Umbüschung der Ufer und die Gärten der Landhäuser sich in öderen Raum verlieren und nur spärlicher noch Schlösser und Städte und Dörfer hier im Spiegel des Wassers sich beschauen, dort kühn oder wie ermüdet sich auf Hügel lagern, und weiter und weiter abwärts, wo der Strom mit breit aufgethanen Armen dem Meere zusinkt und immer häufiger sich verbirgt und immer schmäler wieder hervorblitzt, und aufwärts nach den blaßgrünen Streifen, durch das Gelb der Ebene, den Olivenhügeln, und der Wasserleitung folgend nach Carmona hin, und fort und fort, bis zuletzt im Süden die Felsen des zinnengekrönten Ronda, nördlich in mild verfließendem Schimmer die Sierra Morena die Scheidewand erbaut. Was unten in der Ebene selbst das Auge schmerzt und das Gemüth belastet, die Dürre, die Verwüstung, mit der Höhe und Ferne, in der wir stehn, ist das alles versöhnend aufgehoben und eint sich in ein Bild der sanftesten Farben.

Reißen wir uns jedoch los aus dem Zauber, der uns festhält; schon beginnen die zweiundzwanzig Glocken des Thurmes sich zu rühren, und so schön zum Einklange sie gestimmt sind, wir hören ihnen besser von unten zu. Steigen wir hinab und gehen, wohin sie rufen, in die Cathedrale selbst. Die Giralda liegt, wie das bei Glockenthürmen die alte Sitte des Südens

ist, baulich von der Kirche gesondert und berührt nur wie zufällig mit einer ihrer Mauern das hinterste Ende, so treten auch wir gleich hinten seitwärts durch den Orangenbaumhof ein.

Die älteren Kirchen Spaniens haben das von den Moscheen der Araber geerbt, daß vor den Eingang sich im Viereck eine Säulenhalle zu legen pflegt, in deren offener Mitte ein Brunnen springt (einst haben die gesetzlichen Waschungen einen solchen nöthig gemacht) und rings umher Orangenbäume gepflanzt sind; davon der übliche Name corte de los naranjos, Orangenbaumhof. Den größten und großartigsten möchte die Cathedrale von Barcelona haben, mit Spitzbogen und Gewölben wie eine Kirche; hier in Sevilla ist er noch ein Theil der früheren Moschee selbst, und es ist ein Thor mit hohem Hufeisenbogen und mit gleichfalls noch Arabischen Thorflügeln, das in seinen Umschluß hineinführt. Erst von da aus gelangt man über Stufen in die Kirche.

Diese Kirche nun, welch ein Riesen- und Wunderwerk! die größte im ganzen Reiche, vielleicht auch die schönste, und sicherlich die geschmückteste durch alle Künste. Sie selber hat, wie sie vor uns steht oder, hier paßlicher, vor uns liegt, von der ehemaligen Moschee nichts weiter festgehalten als die Grundfläche. Aber schon das ist folgenreich genug gewesen. Die Moscheen, wie z. B. die wenig veränderte zu Cordova uns zeigt, liebten es nicht sowohl in die Höhe aufzusteigen als sich mit Hallen neben Hallen breit auszudehnen, und so nimmt denn noch jetzt die Cathedrale ein Viereck von beinahe gleichen Maassen der Breite wie der Länge ein, ist im Inneren 431 Fuß lang, die mächtigen Capellen und andere Nebenbauten ungerechnet, die beide Seiten entlang sich noch anreihen, 315 Fuß breit. darüber verschwindet, im Inneren wenigstens, beinah die Kreuzform, die allerdings auch hier dem Ganzen zum Grunde liegt, und das östliche Ende statt nach gewohnter Weise rund oder vieleckicht auszugehn ist gleich dem westlichen, der Vorderseite, in gerader Linie, mit rechten Winkeln abgeschnitten. Und da

kein Dachstuhl vorhanden ist, sondern wie öfters bei den grösseren Kirchen Spaniens alle Kappen des Gewölbes unter freiem Himmel liegen (möglich unter einem Himmel, der wenig regnet und nur zum Wunder schneit), da somit nirgend ein Giebel sich erhebt, hat auch der Aufbau des Ganzen, trotz der Höhe, die im Innern bis auf 158 Fuß geht, mehr Wagerechtes und Viereckichtes, eine Gestaltung mehr in der Art des Morgenlandes, als dem sonst beobachteten Stil entspricht. Denn es ist die Kirche, gemäß der Zeit, in welcher sie an die Stelle der früheren Moschee gesetzt worden, im Germanischen Stile gebaut, und zwar in derjenigen Art desselben, die Spanien sich aus Frankreich angeeignet hatte, deren Merkmal eine vorwaltende Neigung allem Scharfen und Eckichten auszuweichen oder es doch zu verkleiden und eben deshalb eine so große Fülle der Ausschmückung ist, daß damit nicht sowohl die Masse gegliedert, als ihr Gewicht durch Ueberladung noch schwerer gemacht wird.

Es war im Jahre 1401, als Erzbischof und Capitel den Neubau beschlossen; es solle, ward verabredet und urkundlich ausgesprochen, eine Kirche werden, derengleichen es sonst nirgend gebe, eine Kirche so groß und schön, daß die Nachwelt sie, die Begründer, für Narren halten solle. Und in der That, der Bau, zu dessen Ausführung und Schmückung alle Künste sich vereinigten, der über ein Jahrhundert lang, bis zum Jahre 1519, währte, er ist groß, er ist schön geworden. Ich wiederhole die eben vorher schon angegebenen Maasse und stelle daneben zur Vergleichung und Veranschaulichung die Maasse unserer doch nicht gerade kleinen Münsterkirche. Unser Münster ist im Mittel- und Querschiffe 67 Fuß hoch, ist 220 Fuß lang und mit Einschluß der beiden äußeren Seitenschiffe, die ursprünglich nur Capellen sind, 116 Fuß, ohne dieselben nur 74 Fuß breit; die Cathedrale von Sevilla mißt in der Höhe des mittelsten und des Querschiffes 158, in der Länge 431, in der Breite mit Ausschluß der Capellen 315 Fuß, in Höhe und Länge mithin das Doppelte, in der Breite fast das Dreifache unseres Münsters.

Sie hat aber auch, um diese gewaltige Breite zu füllen und zu überspannen, neben einander der Schiffe fünf, deren jedes an der Vorderseite sich in ein großes Thor aufthut, das mittelste Schiff in das größte, und die Seitenschiffe stehen, damit die Breite nichts Drückendes habe, nicht in dem Maß unter der Höhe des mittelsten, als sonst wohl üblich ist. Nur die Vierung des Kreuzes erhebt sich beträchtlicher über die Seitenräume und über das Mittel- und Querschiff selbst. Hier nämlich hatte die Cathedrale zuerst auch einen eigenen Thurm erhalten: die Schwäche der Grundlegung aber nöthigte denselben alsbald wieder abzutragen und sich an seiner Statt mit einer bloßen Kuppel, 171 Fuß hoch, zu begnügen. Die Zahl und das Verhältniß der Schiffe mag an den Dom zu Mailand erinnern, der ungefähr zu derselben Zeit ist erbaut worden; eine Uebereinstimmung noch im Einzelnen, die an beiden Orten, man darf wohl sagen, störend in die Augen fällt, ist die Umgürtung der Säulen des Mittelschiffes mit zwei Capitellen, deren unteres die Wölbung des nächst anliegenden Seitenschiffes, das obere die Mittelwölbung trägt. Der Säulen selber sind nicht viel, und um so mächtiger die Spannung der Bogen und der Gewölbe: ihrer nur 32 ziehen in vier Reihen neben einander her. Auch die Masse jeder einzelnen ist auffallend gering; sie haben einen Umfang nur von 13 Fussen. Und so könnte das ganze Innere wohl einen leichten, lichten, luftigen Eindruck machen. Aber schon die graue Farbe der überall angewandten Steinart, eines unedlen Marmors, und der in der That sehr hohe Hochaltar und die Chorbestuhlung, die beide nach allgemeinem Gebrauch der Spanischen Cathedralen nicht zuäußerst der Kirche, sondern mitten in sie hineingesetzt sind, trüben das Licht zu einem Halbdunkel. Und das Licht fällt nicht einmal ungebrochen ein; so viel Zugänge ihm auch geöffnet sind, neunzig Fenster und über dem Hauptthor vorn eine Rose von größter Kreisung und wiederum Rosen über zweien der Nebenthore und über den Thoren des Querschiffes, all dieses Glaswerk ist gemalt, nach Vorbildern

Albrecht Dürers, Raphaels, Michele Angelos und Andrer um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts gemalt von Arnau, d. h. Arnold einem Flamländer (für jedes der 90 Fenster hat er 1000 Ducaten erhalten), von Carlos de Bruxes d. h. Brügge und sonst dem und jenem, und wo Anfangs vielleicht die hellsten und glänzendsten Farben gewesen sind, hat sich im Lauf der Jahrhunderte durch Sonnenbrand und Staub der Glanz verloren. Dieser dunkelfarbige Teppich, der rings die Düsterniß umhängt, schließt den geheiligten Raum gegen alles ab, was von außen ist, selbst gegen das Licht der Sonne und wie in stiller blumendurchrankter Waldeinsamkeit schwebt unter den Gewölben der Hauch der Andacht und der Schwermuth. Aber eben dieß Waldesdunkel, verbunden mit der Weitläuftigkeit und theilweis Unübersichtlichkeit der Räume macht auch die Ueberwachung durch eine zahlreiche Dienerschaft nöthig; leider begegnet man unter derselben auch hier, wenn schon nicht mehr wirklichen Schweizern, doch Schweizern der Benennung nach, Jünglingen, halben Knaben, die in phantastischer Umbildung der altschweizerischen Tracht den Wachedienst versehen helfen.

Der Stil des Werkes ist also der altfranzösisch-germanische, doch nur im Ganzen, im Großen, nicht ohne fremdartige Zumischung. Man vergesse nicht, daß der Kirche eine Moschee, ein Gebäude im Arabischen Stil vorangegangen, und daß durch räumliche und zeitliche Verhältnisse mannigfach eine Wechselwirkung zwischen der Arabischen und der Germanischen Baukunst ist herbeigeführt worden. Schon haben wir Beispiele von der Aufnahme des Spitzbogens in die erstere kennen lernen; umgekehrt ist bekannt, wie viel Arabisches z. B. die Normannen Unteritaliens und Siciliens in ihre Bauten aufgenommen haben. So auch möchte es bei dem alten Kunstverkehr von den Niederlanden aus nach Spanien kaum ab Wege sein, die Verzierungen wie aus gewobnen Spitzen, die in den niederländischen Kirchen oft von den Bogen und den Gurten und Rippen der Gewölbe herniederhangen, aus den Mustern Spaniens abzuleiten und

ebenso vielleicht die ganz arabische Art, in welcher auf einem Grabdenkmal der Lausanner Cathedrale die Inschrift als Verzierung behandelt ist. Da darf es denn noch weniger befremden, wenn in der Cathedrale von Sevilla hin und wieder der Spitzbogen der Fenster sich noch hufeisenförmig zusammenzieht, und das in Theilen des Gebäudes, die unzweifelhaft dem christlichen Bau, nicht der alten Moschee noch angehören.

Anderswo, und um Vieles häufiger und massenhafter, jedoch immer nur in späteren An- und Einbauten, die sich aus dem ursprünglichen Plane deutlich herauslösen, tritt der Renaissancestil hinzu, mit all der anmuthigen und schwelgerischen Pracht, welche dieser spielenden Erneuerung der Antike zumal in Spanien eigen ist, und welche eben so wie hier neben den ernsteren Germanischen Formen, schwerlich aber reicher und großartiger in den Cathedralen von Burgos und Toledo sich entfaltet. Es hat den Renaissancestil ein Theil der Capellen, die gleichsam als sechstes und siebentes Schiff sich anlehnen an die äußeren Seitenschiffe und so das länglichte Viereck des Ganzen fast in ein völliges Quadrat verwandeln, und eben diesen die Sacristia major und die Sala capitular (die größere Sacristei und der Capitelsaal) und die Capilla real, die königliche Grabcapelle. Letztere, an Größe selbst einer Kirche gleich und kreisförmig, ist mitten in die gerade östliche Schlußwand eingefügt, so daß, wer den Bau von außen betrachtet, vermeinen könnte, den Halbrund eines Chores zu sehen. Den Meister, nach dessen Entwürfen die eigentliche Cathedrale selbst ist errichtet worden, kennt unsere Zeit nicht mehr: für diese größeren aber unter den Renaissancetheilen ist der Meister wohl bekannt; die Pläne dazu hat Diego de Riaño gemacht und nach dessen Tode die Ausführung Martin de Gainza geleitet, beide im zweiten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts. Noch andere Bauten und Umbauten, namentlich wieder unter den Capellen, zeigen, so daß die kürzeste Erwähnung genügt, den Geschmack und Ungeschmack noch späterer Zeiten. Das Letzte von Erheblichkeit, das zur Verherrlichung

nicht sowohl der Cathedrale selbst als des Gottesdienstes in ihr geschehen, ist der im Jahre 1792 vollendete Bau einer neuen Orgel, der größten, wie der Sevillaner stolz erinnert, in der ganzen Welt: sie hat 5300 Pfeifen und 110 Register.

So gewaltig, so mannigfaltig in sich, so groß ist dieses Gotteshaus; angemessen der Größe ist auch der Schmuck, der die Steinmasse belebt. Nicht daß er gleichfalls riesige Verhältnisse hätte, wie dort zu St. Peter in Rom, wo, weil Alles groß ist, der Maßstab der Größe fehlt und der Beschauer anstatt dieselbe unmittelbar empfinden und bewundern zu können, sich erst durch Nachrechnen in ein kaltes Erstaunen versetzen muß. Dem ähnlich ist hier in Sevilla nur eines versucht worden, aber eben nur eines, so daß man gleich bei dem ersten Aufblick die Größe spürt. Das s. g. Retablo, die Bilderwand des Hochaltares, der wie bemerkt, mit dem Chor inmitten des Hauptschiffes steht, baut sich bis nah an dessen Wölbung, 145 Fuß hoch auf; aber die ganze große Wand, sie ist nichts als Zierrath, nichts als die feinste Schnitzarbeit, wie man sagt, durchweg von Lerchenholz, und Alles vergoldet: umrankt und eingerahmt von dem Laub- und Bogenwerk der Germanischen Kunst, vierundvierzig Felder mit Darstellungen aus dem Leben Christi, und auf der Rückseite drei ebensolche Gemälde. Der Meister des Schnitzwerks ist ein Deutscher Namens Dancart, der Gemälde sein Bruder Jorge Fernandez gewesen; die Ausführung des ersteren hat mehr als ein Menschenalter, die vierundvierzig Jahre von 1482 bis 1526 gebraucht, ungerechnet die Vergrößerungen, die um der Breite mehr Ebenmaß mit der Höhe zu geben später noch auf den Seiten sind hinzugefügt worden. Nicht weniger reich geschnitzt sind die Chorstühle, die sich in länglichtem Viereck, ihrer 127, vor dem Hochaltar zusammenreihen, und in zierlicher Behandlung des Eisens eben solch ein Kunstwerk ist das Gitter, mit welchem man schon im Jahre 1519 Altar und Bestuhlung gegen die übrige Kirche hat verschließen lassen.

Es hemmt dieses Retablo, wenn man von der Vorderseite

her das Hauptschiff entlang schaut, gänzlich den Raum ausfüllend den weiteren Durchblick, allerdings schöner als anderswo (die Barbarei soll in England vorkommen) eine Holz- und Glaswand zwischen Schiff und Chor, aber nicht so schön, als wenn das Auge, durch keinerlei Unterbrechung gehindert, vorwärts dringen und in das offene Halbrund oder Halbviereck des Chores, vielleicht noch über hebende Stufen, aufwärts steigen kann um da erst, indem es den wahrhaft künstlerischen Abschluß findet, gesättigt zurückzukehren.

Was die Kirche außer dem Retablo an schmückender Zuthat besitzt, hat nicht dieses riesige Uebermaß. Das Aeußere ist minder reich daran. Zwar die zahllosen Thürmchen auf den Absätzen der Strebepfeiler und in dem Zinnenkranz hoch oben fehlen hier so wenig als in Mailand; wohl aber fehlen an dem vorderen Hauptthor und dessen vier Nebenthoren und an der ganzen Vorderseite die Standbilder sämmtlich (es wären vielleicht hunderte), für welche doch die Fußgestelle und die zierlichen Dächlein bereits vorhanden sind: hier also hat der Eifer und haben die Mittel, die er schaffte, gestockt, oder die Kunst selber hat nicht mehr nachkommen können.

Desto voller an Schmuck, und an Schmucke, der als Maß der Größe zu dienen vermag, ist das Innere. Da hat (von den Glasgemälden ist vorher schon gesprochen worden) in und außer den Capellen jeder der 82 Altäre sein Bild und mancher mehr als nur eines, und auch manche Stätte, die kein Altar heiligt, ist doch so geziert. Da sind, obwohl bei dem Dunkel, welches herrscht, meist nur mit Mühe zu genießen und kaum erkennbar, Bilder aller Jahrhunderte schon vom dreizehnten an, zumal aber seit dem fünfzehnten, wo Juan Sanchez de Castro den Einfluß van Eycks bis nach Sevilla trug; aus dem sechzehnten, wo Luis de Vargas und Pedro Campaña in Rafaelischem Geist hier malten und Juan de las Roelas mit der üppigen Farbenpracht der Venetianer: von ihm z. B. das heldenhafte Bild eines heiligen Yago, der den Christen voran über Mauren siegt; von Vargas

eines, das Adam und Eva und die Patriarchen flehend zu der in Wolken schwebenden Maria darstellt, und das wegen der Verkürzung, die an dem einen vorgestreckten Beine Adams herkömmlich angestaunt wird, den Namen la gamba, das Bein, führt; von Campaña in der großen Sacristei eine Kreuzabnahme, dieselbe, vor welcher oft Murillo soll bewundernd gestanden und gestanden haben, indem er sagte (so stark ist der Eindruck der Naturwahrheit), er wolle warten, bis der gute Knecht da den todten Heiland herabgenommen habe; aus dem siebzehnten Jahrhundert, wo durch Francisco Herrera den älteren die naturalistische Richtung der Sevillaner Schule eröffnet, durch Francisco Zurbaran mit Glanz verfolgt, durch den, der das Haupt und Krone aller Spanischen Kunstübung ist, durch Bartolomé Esteban Murillo vollendet und in nicht auszustaunender Weise mit der empfindungsvollsten Vergeistigung der Natur vereinigt ward; zum Beispiel — doch ich würde kein Ende finden, wenn ich fortfahren wollte, Beispiele aufzuzählen, und würde ein Größeres unternehmen, als ich zu leisten im Stande bin. Denn bei der Fülle von Gemälden, die Jahrhundert für Jahrhundert die Cathedrale aus den Händen einheimischer Künstler empfangen, sie, deren Bau erst solch ein langes Blütenalter der Malerei sich zur Begleitung und Nachfolge erweckt hat, tritt uns hier die Geschichte der Sevillanischen Malerschule in ihrem ganzen Zusammenhange vor Augen, und diese müßte erzählen, wer länger verweilend von allen oder auch nur von den Hauptbildern reden wollte. Und nicht bloß die Geschichte der Malerei hat auf den Altären der Cathedrale ihre Beispielsammlung: auch von jener Vereinigung der Malerei mit der Bildhauerei, die als Ausfluß der naturalistischen Richtung eben hier und im siebzehnten Jahrhundert geübt ward, finden sich Erzeugnisse so herrlicher Art, daß sie wohl das Vorurtheil, mit dem man etwa herzutritt, überwinden; aus Holz geschnitzte, dann gemalte Figuren von Juan Martinez Montañes: so eines seiner schönsten Werke, eine Empfängniß Mariä in der Capelle des heiligen Augustinus.

All dieſe zahlloſen Bilder aber und Bildſäulen, die der betenden Andacht geheiligt und Gegenſtände der kirchlichen Verehrung, deren manche deshalb auch unkünſtleriſch genug entſtellt und wie z. B. die Maria des Montañes mit allerhand Schmuck von Gold und Edelſteinen überhängt, ja ſogar mit Kleidern angethan ſind, welche nach Gelegenheit der Feſte wechſeln, all dieſe Bilder aber ſind noch nicht Alles; es kommen, um ferner noch die Kirche und die Capellen, um die Wände und die Pfeiler und ſelbſt den Fußboden noch zu füllen und zu ſchmücken, in gleich unzählbarer Menge Denkmäler aller Art hinzu, in der Capilla real ſelbſt königliche Grabdenkmäler, Ferdinands des Heiligen, der Sevilla zurückerobert, ſeines Sohnes Alfons des Weiſen, der auch den Namen eines Königs von Deutſchland getragen hat, der Gemahlin Ferdinands, Beatrix, aus dem erlauchten Haus der Hohenſtaufen. Mehr aber als ſelbſt dieſe vom Glanze der Heiligkeit und der Herrlichkeit umſtrahlten und von der Kunſt reich aufgeſchmückten Mäler feſſelt das Auge und den Fuß des Wanderers eine Steintafel, die unweit dem Haupteingange in das ſchwarz und weiß gewürfelte Marmorpflaſter eingelaſſen iſt, ſo daß auch die Hunde, dieſe häufigen Gäſte ſüdländiſcher Kirchen darüber hinlaufen mögen; klein und unſcheinbar zeigt ſie in vertieften Umriſſen eine Abbildung der weſtlichen Erdhälfte, wie dieſelbe vor dreihundert Jahren noch erſchien, und rechts und links zweier Schiffe, rund um das Erdbild aber die Worte A Castillay a Leon Mundo nuebo dio Colon: Caſtilien und Leon hat Columbus eine neue Welt gegeben. Es iſt ein Denkmal des Columbus, wie es ihm in ſtolzer Beſcheidenheit von ſeinem Sohne, das einzige, das in dem undankbaren Spanien ihm geſetzt worden. Die Pflicht es würdiger zu thun hat Spanien gern an Genua überlaſſen, dem doch mit Columbus weiter nichts gemein iſt als der noch bezweifelte Ruhm ihn geboren zu haben.

Adalbert Stifter.

Die Waldwanderung.

(1841.)

Man nahm an dem Felsen ein kleines Mahl, und eine andere Wanderung begann nun. Der Schutz des Vaters und des fremden Reiters, den der Freiherr immer bloß mit dem Namen „Ritter" anredete, hörte auf, und es begann der des alten Jägers, dem der Freiherr mit vielem Lachen erzählte, wie ihn seine thörichte Tochter Johanna für einen furchtbaren Wildschützen gehalten, der in dem entsetzlichen Walde sein Unwesen treibe — und wie sie ihn nun mit so freundlichen Augen ansehe, und in den Wald nun begierig wie in eine liebliche grüne Fabel eindringe. Nur ein kurzer, für Sänften ungangbarer Felsensteig war zu erklimmen, und sie traten wieder auf einen Rasenplatz hinaus, wo zwei Männer mit einer Sänfte harrten. Die Mädchen stiegen ein, und mit dem alten Jäger an der Spitze schlug die Gesellschaft einen Weg ein, der mit dem Thale der Hirschberge einen rechten Winkel bildete.

Die Nachmittagssonne war schon ziemlich tief zu Rüste gegangen, und spann schon manchen rothen Faden zwischen den dunklen Tannenzweigen herein, von Ast zu Ast springend, zitternd und spinnend durch die vielzweigigen Augen der Himbeer- und Brombeergesträuche — daneben zog ein Hänfling sein Lied wie ein anderes dünnes Goldfädchen von Zweig zu Zweig, entfernte Berghäupter sonnten sich ruhig, die vielen Morgenstimmen des Waldes waren verstummt, denn die meisten der Vögel arbei-

teten, oder ſuchten ſchweigend in den Zweigen herum. Manche Waldlichtung nahm ſie auf und gewährte Blicke auf die rechts und links ſich dehnenden Waldrücken und ihre Thäler, Alles in wehmüthig feierlichem Nachmittagsdufte ſchwimmend, getaucht in jenen ſanftblauen Waldhauch, den Verkünder heiterer Tage, daraus manche junge Buchenſtände oder die Waldwieſen mit dem ſanften Sonnengrün der Ferne vorleuchteten. So weit das Auge ging, ſah es kein ander Bild als denſelben Schmelz der Forſte, über Hügel und Thäler gebreitet, hinausgehend bis zur feinſten Linie des Geſichtskreiſes, der draußen an Himmel lag, glänzend und blauend, wie ſeine Schweſter, die Wolke. Selbſt als ſie jetzt einen ganz baumfreien Waldhügel erſtiegen hatten, und der alte Gregor der wundervollen Umſicht halber ſogar die Sänfte etwas halten ließ, ging der Blick wohl noch mehr ins Weite und Breite, aber kein Streifchen nur linienbreit wurde draußen ſichtbar, das nicht dieſelbe Jungfräulichkeit des Waldes trug. — Ein Unmaß von Lieblichkeit und Ernſt ſchwebte und webte über den ruhenden dämmerblauen Maſſen. — Man ſtand einen Augenblick ſtumm, die Herzen der Menſchen ſchienen die Feier und Ruhe mitzufühlen; denn es liegt ein Anſtand, ich möchte ſagen ein Ausdruck von Tugend in dem von Menſchenhänden noch nicht berührten Antlitze der Natur, dem ſich die Seele beugen muß, als etwas Keuſchem und Göttlichem, — — und doch iſt es zuletzt wieder die Seele allein, die all ihre innere Größe hinaus in das Gleichniß der Natur legt.

Die Gemüther der Mädchen, wie ſie ſo daſaßen in ihrer Sänfte und wie zwei Engelsbilder aus einem Rahmen herausſchauten, erweiterten ſich und hoben ſich, und faſt war alle Sorge um zu Hauſe verlaſſene Erdengüter von ihnen abgefallen — die Blumen ihrer Herzen, die Augen, ſchauten glänzend hinaus in die ſchöne Welt, und waren ſelbſt ſchöner als ſie — auf ihrem ſchmalen Brettchen mußten ſie Jede den einen Arm um die Andere ſchlingen, und die Herzen, die ſich faſt gegenſeitig ſchlagen hörten, hätten ſich gerne noch feſter aneinander gedrückt, um ſie nur

zeigen zu können die unbegränzte Fülle von Liebe und Güte, die sie zueinander hatten.

Der alte Gregor tupfte endlich mit der Hand an den Sänftenrand, und zeigte rechts hinüber auf einen machtvollen schwarzblau hereingehenden Waldrücken, von grauen Felsenbändern schräge gestreift, die aber kaum sichtbar waren in dem Funkeln und Dämmern der Luft. — „Seht,“ sagt er, „das ist das Ziel unserer Reise, und wir müssen heute noch fast bis auf zwei Drittel gegen seine Schneidelinie hinauf. Der Platz hier hat etwas wunderlich Zuthunliches, und ich wußte, daß er euch gefallen müsse, aber die Sonne neigt sich der Wand zu, und wir müssen weiter.“

„Ja, ja, fuhr er fort, als man die Sänfte wieder aufgenommen hatte, und die andere Seite des Waldhügels hinabging — „ja, ja, schöne Jungfrauen, der Wald ist auch schön, und mich dünkt manchesmal, als sei er noch schöner, als die schönen Gärten und Felder, welche die Menschen machen, weil er auch ein Garten ist, aber ein Garten eines reichen und großen Herrn, der ihn durch tausend Diener bestellen läßt; in ihm ist gar kein Unkraut, weil der Herr jedes Kräutlein liebet und schätzt — er braucht auch ein jedes für seine vielen tausend Gäste, deren manche lecker sind und ganz Besonderes verlangen. — Sehet, da habe ich draußen — es sind wohl einige Wegestunden von hier — da habe ich ein paar Kühe, viele Ziegen, auch Hafer- und Gerstenfelder — jetzt gehört alles meinem Enkel — der pflegt und hegt es — — aber wenn ich damals, vor zwanzig, dreißig Jahren, von meinem Hauswesen so des Sonntags in den Wald herauf ging in die Länge und Weite immer tiefer, so allerlei sinnend, oft auf das Wild gar nicht einmal Acht habend, so war das ein lieblicherer, anmuthigerer Tag, als die ganze andere Woche, und öfter wollte es mich bedünken, als hätte ich da eine schönere Vesper gefeiert, als die hinaus in die Nachmittagskirche, aber auch in das Schenkhaus gegangen sind; denn seht, ich habe mir immer mehr und mehr ein gutes Gewissen

aus dem Walde heimgetragen. Es kann ja auch nicht anders sein; — denn wie ich nachgerade muthiger wurde, und weiter und weiter herein kam, auch mehr Zeit hatte, da mein Sohn Lambrecht das Hauswesen überkam — sehet, da fieng ich an, allgemach die Reden des Waldes zu hören, und ich horchte ihnen auch, und der Sinn ward mir aufgethan, seine Anzeichen zu verstehen, und das war lauter Prachtvolles und Geheimnißreiches und Liebevolles von dem großen Gärtner, von dem es mir oft war, als müsse ich ihn jetzt und jetzt irgendwo zwischen den Bäumen wandeln sehen. — — Ihr schaut mich mit den schönen Augen seltsam an, Jungfrau — aber ihr werdet, wenn ihr länger hier bleibt, schon auch etwas lernen; denn eure Augen sind schön und klug. In Allem ist hier Sinn und Empfindung; der Stein selber legt sich um seinen Schwesterstein, und hält ihn fest, Alles schlebt und drängt sich, Alles spricht, Alles erzählt und nur der Mensch erschaudert, wenn ihm einmal ein Wort vernehmlich wird. — Aber er soll nur warten, und da wird er sehen, wie es doch nur lauter liebe gute Worte sind." — —

Johanna sah mit unverhohlnem Erstaunen in das Antlitz des alten Waldsohnes, und es begann ihr ordentlich immer schöner zu werden. Man war mittlerweile wieder ins Thal zu einem rauschenden springenden Bach gekommen, und Gregor mußte sein Gespräch abbrechen, weil er hier wieder Anordnungen behufs des Weitergehens zu machen hatte.

„Vater, Vater," sagte Johanna leise, „welch einen seltsamen Menschen habt ihr uns hier beigegeben!"

„Kind, dieß ist ein Kleinod der Wüste," erwiederte der Vater, „Niemand weiß dieß weniger, als er selber; du wirst oft auf seine Worte horchen wie auf Klänge silberner Glocken, du wirst von ihnen Vieles lernen — und er wird euch eine Stimme der Wüste sein, wenn ihr ferne von der Heimath in der Einsamkeit leben müsset. Wir haben vor Jahren manche Tage miteinander verlebt, damals war er kühner und feuriger, aber die wunderlichen Gedanken seines Herzens spannen sich

schon damals, wie ein seltsamer ausländischer Frühling, aus ihm heraus, und wenn wir so oft einen langen Nachmittag mit einander allein zu einem fernen Jagdzuge gingen, und er zutraulich wurde, und das Band seiner Reden und Phantasien lös'te, so warf er Blüthen und Bäume, Sonne und Wolken durcheinander, und abenteuerlich Glauben und Grübeln, daß es mir oft nicht anders war, als würde aus einem alten schönen Dichtungsbuche gelesen. Manche höhnten ihn, und gegen diese verschloß er wie mit Felsen den Quell seiner Rede, aber ich habe ihn jederzeit geliebt, und er mich auch. Er war es, der mir einst den schönen einsamen Platz zeigte, zu dem wir eben auf der Wanderung sind, und den vielleicht kein Mensch weiß, und er ist es auch, der nicht um Geld und Geldeswerth, sondern ebenfalls aus alter Liebe zu mir, und neuer zu euch, wenn ihr sie nicht verscherzet, sich entschlossen hat, die Zeit eures Waldaufenthaltes bei euch zu wohnen, um mit dem Reichthume seiner Erfahrungen zu eurem Schutze behülflich zu sein."

Der Gegenstand, von dem die Rede war, trat indessen wieder hervor, als ziehe es ihn zu der Gegenwart der lieblichen Wesen, die ihm anvertraut werden sollten. Der Bach, an dem man jetzt entlang und ihm entgegen stieg, war nicht das klare Waldwasser aus dem Thale der Hirschberge, sondern ein wild einherstürzender schäumender Bergbach mit goldbraunem durchsichtigem Wasser. Man ging immer an seinen Ufern, und die Männer mit der Sänfte stiegen rüstig von Stein auf Stein, wie sie so weiß auf dem schwarzmoorigen Grunde umherlagen, von dem Wasser geschlemmt und gebleicht. Das Land hob sich sanft der blauen Waldwand entgegen, auf die Gregor gezeigt hatte. Man eilte sichtlich; denn am Rande der Wand, die, wie man ihr näher kam, immer größer und kühler emporstieg, spielten schon die Strahlen der Abendsonne in breiten Strömen herein, und legten einen mattrothen Goldschein weithin auf die gegenüberliegenden Waldlehnen. Am kühlblauen Osthimmel wartete schon der Halbmond. Der Boden fing an sehr merklich empor-

zusteigen, und wilder und wilder zu werden. Manch zerrißner Baumstamm stand an ihrem Wege — mancher Klotz war in das Wirrsal der Ranken und Schlingkräuter geschleudert, um dort zu vermodern, oder auch öfters kamen sie zwischen manneshohen Farrenkräutern durch, oder Himbeergesträuchen, die oft mit Beeren bedeckt waren, von ferne zu sehen, als hätte man ein rothes Tuch über sie gebreitet.

Da sie gelegentlich wieder an einer Espe vorüberkamen, deren Blätter, obwohl sich kein Hauch im ganzen Walde rührte, dennoch alle unaufhörlich zitterten, so sagte Clarissa zu dem Alten, wenn er die Zeichen und die Sprache der Wälder kenne und erforsche, so wisse er vielleicht auch, warum denn gerade dieser Baum nie zu einer Ruhe gelangen könne, und seine Blätter immer taumeln und baumeln müssen.

„Es sind da zwei Meinungen," entgegnete er, „ich will sie euch beide sagen. Meine Großmutter, als ich noch ein kleiner Knabe war, erzählte mir, daß, als noch der Herr auf Erden wandelte, sich alle Bäume vor ihm beugten, nur die Espe nicht, darum wurde sie gestraft mit ewiger Unruhe, daß sie bei jedem Windhauche erschrickt und zittert, wie jener ewige Jude, der nie rasten kann, so daß die Enkel und Urenkel jenes übermüthigen Baumes in alle Welt gestreut sind, ein zaghaft Geschlecht, ewig bebend und flüsternd in der übrigen Ruhe der Einsamkeit der Wälder. Darum schaute ich als Knabe jenen gestraften Baum immer mit einer Art Scheu an, und seine ewige Unruhe war mir wie Pein. Aber einmal, es war Pfingstsonntags Nachmittag vor einem Gewitter, sah ich (ich war schon ein erwachsener Mann) einen ungemein großen Baum dieser Art auf einer sonnigen Waldblöße stehen, und alle seine Blätter standen stille; sie waren so ruhig, so grauenhaft unbeweglich, als wären sie in die Luft eingemauert, und sie selber zu festem Glase erstarrt — es war auch im ganzen Walde kein Lüftchen zu spüren und keine Vogelstimme zu hören, nur das Gesumme der Waldfliegen gieng um die sonnenheißen Baumstämme herum. Da sah ich

mir denn verwundert den Baum an, und wie er mir seine glatten Blätter, wie Herzen entgegenstreckte, auf den dünnen, langen schwanken Stielen, so kam mir mit eins ein anderer Gedanke: wenn alle Bäume, dacht' ich, sich vor dem Herrn geneigt haben, so that es gewiß auch dieser, und seine Brüder; denn alle sind seine Geschöpfe, und in den Gewächsen der Erde ist kein Trotz und Laster, wie in dem Menschen, sondern sie folgen einfältig den Gesetzen des Herrn, und gedeihen nach ihnen zu Blüthe und Frucht — darum ist nicht Strafe und Lohn für sie, sondern sie sind von ihm alle geliebt — und das Zittern der Espe kommt gewiß nur von den gar langen und feinen Stielen, auf die sie ihre Blätter wie Täfelchen stellt, daß sie jeder Hauch lüftet und wendet, worauf sie ausweichen und sich drehen, um die alte Stellung wieder zu gewinnen. Und so ist es auch; denn oft hab ich nachher noch ganz ruhige Espen an windstillen Tagen angetroffen, und darum an andern, wo sie zitterten, ihrem Geplauder mit Vorliebe zugehört, weil ich es gut zu machen hatte, daß ich einstens so schlecht von ihnen gedacht. Darum ist es aber auch ein sehr feierlicher Augenblick, wenn selbst sie, die so leichtfertige, schweigt; es geschieht meistens vor einem Gewitter, wenn der Wald schon harret auf die Stimme Gottes, welche kommen und ihnen Nahrung herabschütten wird. — Sehet nur, liebe Jungfrauen, wie schmal der Fuß ist, womit der Stiel am Holze, und das Blatt am Stiele steht, und wie zäh und drehbar dieser ist — — sonst ist es ein sehr schönes Blatt.“

Bei diesen letzten Worten hatte er einen Zweig von einer der Espen gerissen und ihn Clarissen hingereicht.

„Es ist ein Zeichen, daß wir eine schöne Nacht bekommen,“ fuhr er fort, „da diese Zweige so munter sind; vor dem Nachtregen werden sie gern ruhiger.“

„Kommen wir denn in die Nacht?“ fragte Johanna.

„Wenn es auch geschähe,“ antwortete der Jäger, „so steht ja schon dort am Himmel der aufnehmende Mond, der so viel

Licht gibt, daß gute und achtsame Augen genug haben. Aber ich denke, daß wir ihn gar nicht mehr brauchen werden."

Das Laubholz wurde seltener und die ernste Tanne und Fichte zog ständeweis gegen die Bergbreiten — der rothe Sterbeglanz des Tages auf dem jenseitigen Joche ging langsam gegen die Bergschneide empor, und aus dem Thale hoben sich die blauen Abendschatten — der Halbmond wurde jede Minute sichtlich glänzender an seinem bereits stahlblauen Osthimmel. Der Freiherr drängte sich durch Farrenkraut und Schlinggewächse, um an der Seite der Sänfte zu bleiben.

Felix war mit dem Ritter in tiefem Gespräche begriffen, und ziemlich weit hinten geblieben. Der Bach war stellenweise gar nicht mehr sichtbar und hörbar, weil er unter übergewälzten Felsenstücken hinfloß.

So mochte die Wanderung noch eine halbe Stunde gedauert haben, und eine dichtere Finsterniß blickte schon aus den Tiefen der Fichtenzweige, die sich so nahe drängten, daß sie häufig die Sänfte streiften — da blitzte es mit einem Male durch die Bäume, wie glänzendes Silber an. Sie stiegen einen ganz kleinen Hang nieder, und standen an der weit gedehnten Fläche eines flimmernden Wassers, in dessen Schooße bereits das zarte Nachbild des Mondes wie ein blödes Wölklein schwamm. Ein leises Ach des Erstaunens entfuhr den Mädchen, als sie den schönen See erblickten, da sie derlei in dieser Höhe, die sie erstiegen zu haben meinten, gar nicht vermutheten — ein flüchtig Schauern rieselte durch Johanna's Glieder, da dieß ohne Zweifel jener Zauberse sei, von dem sie gehört hatte. — Die hohen Tannen, die dem Ufer entlang schritten, schienen ihr ordentlich immer größer zu werden, da sie gemach und feierlich den einfärbigen Talar der Abenddämmerung angethan und von ihren Häuptern fallen ließen, wodurch sie massenhafter und somit größer wurden. — Die jenseitige Felsenwand zeichnete sich schwach silbergrau, wie ein zartes Fantasiebild, in die Luft, zweifelhaft, ob sie nicht selbst aus Luft gewoben sei; denn sie schien zu schwan-

ken, und ſich nach dem Takte zu neigen, aber es waren nur die Waſſer, die ſich abendlich bewegten.

Der Vater hieß die Mädchen ausſteigen, und mit Freuden verließen ſie das enge tragbare Gefängniß. Ein Floß lag am Geſtade, und trug ein erhobenes Gerüſte mit Sitzen für die Geſellſchaft. Man beſtieg ihn, und die zwei Sänftenträger, und noch zwei andere Männer, die man bei dem Floße ſtehend vorgefunden, lenkten das Fahrzeug in den See hinaus, gerade auf die Felſenwand zu. Die Waldmaſſen traten zurück und verſchränkten ſich dem Auge nach und nach zu einer hohen dichten ſchwarzgrünen Mauer, die das Waſſer umfängt — die Felſenwand trat näher, und ſtieg ſo mauerrecht aus dem See empor, daß man nicht abſah, wie zu landen ſein werde, da wohl kein handgroß Steinchen dort liegen möge, um darauf ſtehen zu können: allein zur größten Ueberraſchung in dieſem Lande der Wunder that ſich den Mädchen auch hier wieder eines auf. Wie man der Wand ſich näherte, wich ſie zurück, und legte ein liebliches Raſenland zwiſchen ſich und den See und auf dem ſchönen Grün deſſelben ſahen die Mädchen nun auch ein geräumiges hölzernes Haus ſtehen, nach Art der Gebirgshäuſer gebaut — und alle ſeine Fenſter ſchimmerten ſie gaſtlich ſilbern an, ſchwach erglänzend von dem Scheine der weißen aufblühenden Roſenknoſpe des Mondes.

Das Reiſeziel war erreicht.

Gustav Pfizer.

Luther's Welt- und Lebensansicht.

(1836.)

Die Grundlage von Luther's gesammter Welt- und Lebensansicht war die höchste Religiosität, diejenige Gesinnung, welche alles eigne und fremde Thun und Leiden, alles was überall geschieht, auf Gott zurückführt oder mit Rücksicht auf ihn betrachtet; diese Gesinnung war theils in der Stimmung des Zeitalters begründet, theils fand sie in seinen eigenen Lebensschicksalen und in seinen Studien und Bestrebungen immer neue Nahrung. In diesem Sinne gab er an, wie er sein Petschaft haben wollte, und erklärte die Bedeutung davon in einem Briefe an Lazarus Spengler in Nürnberg: „Weil Ihr begehrt zu wissen, ob mein Petschaft wohl troffen sey, will ich Euch erst meine Gedanken anzeigen zu guter Gesellschaft, die ich auf mein Petschaft wollt' fassen, als in ein Merkzeichen meiner Theologie. Das erste soll ein Kreuz seyn, schwarz im Herzen, das seine natürliche Farbe hätte, damit ich mir selbst Erinnerung gebe, daß der Glaube an den Gekreuzigten uns selig macht; denn so man von Herzen glaubt, wird man gerecht; ob's nun wohl ein schwarz Kreuz ist, mortificirt und soll auch wehe thun, doch läßt es das Herz in seiner Farbe, verderbt die Natur nicht, das ist: ertödtet nicht, sondern behält lebendig. Solch' Herz aber soll mitten in einer weißen Rose stehen, anzuzeigen, daß der Glaube Freude, Trost und Frieden giebt und kurz in eine weiße fröhliche Rose setzt, nicht wie die Welt Fried' und Freude

giebt, darum soll die Rose weiß und nicht roth seyn. Denn weiße Farbe ist der Geister und aller Engel Farbe. Solche Rose steht im himmelfarben Felde, daß solche Freude im Geist und Glauben ein Anfang ist der himmlischen Freude zukünftig, ist wohl schon drinnen begriffen und durch Hoffnung gefasset, aber noch nicht offenbar. Und in solch Feld einen güldenen Ring, daß solche Ewigkeit im Himmel ewig währt und kein Ende hat und auch köstlich über alle Freuden und Güter, wie das Gold das höchste, edelste, köstlichste Erz ist.“

Seine Frömmigkeit war jedoch keine in stiller Andacht hinbrütende, auf einen kleinen Kreis von Vorstellungen und Gefühlen beschränkte Zurückgezogenheit, kein dumpfes Versenken in sich selbst, wie bei den Mystikern, er verläugnete auch hier nicht seinen praktischen, tüchtigen Verstand; auf's stärkste erklärte er sich gegen die phantastischen Behauptungen der Zwickauer Propheten hinsichtlich der ihnen gewordenen Offenbarungen der göttlichen Majestät, und mit Mißbilligung verwarf er die seltsam klingenden Ausdrücke Carlstadt's und Anderer; er verschmähte es, die leicht verführbare Einbildungskraft zur Bundesgenossin der Frömmigkeit zu machen, da sie sich allzuleicht einen gefährlichen Einfluß und zuletzt die Herrschaft anmaßt.

Aber auch von den eigentlich philosophischen Speculationen über die Gegenstände der Religion mochte er nicht wissen; er hielt es für eben so überflüssig als unfruchtbar, über das Wesen Gottes, Dreieinigkeit und andere geheimnißvolle Lehren nachzudenken, die er als erhaben über den beschränkten Gesichtskreis der verderbten menschlichen Vernunft und als längst feststehend in der Kirche ansah. Seine Frömmigkeit beruhte wesentlich auf der heiligen Schrift. Seine frühe Liebe zu ihr, seine fleißige Beschäftigung mit derselben bei seinen Vorlesungen und der Uebersetzung, wo er jedes Wort zu erwägen hatte, dazu sein treffliches Gedächtniß, vereinigten sich, seine Kenntniß der Bibel so vollkommen zu machen, daß ihm ihr Inhalt bis in's Einzelnste hinaus gegenwärtig war, wie er es denn auch liebte,

bei vorkommenden Anlässen jeder Art Sprüche und Beispiele aus der Schrift anzuziehen; und zugleich war seine Ehrfurcht vor dem heiligen Buch so innig, daß er in allen Untersuchungen, Fragen, Streitigkeiten bei ihren Aussprüchen und Entscheidungen, die ihm beständig vor der Seele standen, sich ohne Mühe beruhigte und was er einmal in ihr gegründet glaubte, ihm so fest stand, als dem zuversichtlichsten Weltweisen seine auf unwidersprechliche Beweise gebauten Lehren. Es war ihm gar kein Opfer, sich ihr gläubig zu unterwerfen, sie war ganz in sein Denken, in sein geistiges Wesen übergegangen und bildete, so zu sagen, einen Theil davon. Das Wort Gottes war der Kreis, über welchen mit den Anmaßungen der dünkelvollen und doch blinden Vernunft hinauszustreben, ihm eben so thöricht als gottlos schien, und in der That empfand er auch das Verharren in diesem Kreis nie als eine lästige Schranke. Da Luther das alte Testament mit seiner Fülle von lebensvollen Erzählungen, seinen Schätzen von geschichtlichen Nachrichten, kurz mit seiner ganzen bunten Mannigfaltigkeit, eben so wie das hauptsächlich den geistigen Menschen ansprechende neue Testament in sich aufgenommen hatte, so trug auch dieß dazu bei, zu verhüten, daß seine Religiosität einen alles Zeitliche und Weltliche ausschließenden und verachtenden Charakter annahm; vieles an sich der Religion und der geistlichen Betrachtung Fremdes war dadurch, daß es Bestandtheil des heiligen Buchs war, selbst auch gewissermaßen geheiligt und der Betrachtung empfohlen, und so knüpfte sich eine leichtere und bequemere Verbindung zwischen dem Leben im Geist und den irdischen Angelegenheiten und Geschäften an. Die im alten Testament herrschende religiöse Anschauungsweise von den Schicksalen der Könige und Völker, der Einzelnen und der Massen als abhängig von der stets eingreifenden Hand Gottes, war ganz und gar in Luther's Geist übergegangen. Daher kam es, daß er menschliche Rathschläge, Klugheit und Vorsicht gering schätzte gegenüber von der göttlichen Wirksamkeit, daß er unter den niederschlagendsten Aus-

sichten getrosten Muth behielt und die Berechnung der menschlichen Kurzsichtigkeit über Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit künftiger Erfolge belächelte. Das wirksamste Mittel und die kräftigste Waffe und Arznei war ihm das Gebet, durch welches der schwache Mensch gleichsam über göttliche Kräfte gebietet. Der Fall, wo er den Melanchthon durch sein Gebet gerettet zu haben überzeugt war, wurde schon angeführt; ein ähnlicher möge hier stehen: Mykonius oder Mekum, Pfarrer in Gotha, lag 1541 tödtlich krank an der Auszehrung. Diesem schrieb Luther: „Der Herr lasse mich ja nicht hören, so lang ich lebe, daß du gestorben seyest, sondern gebe, daß du mich überlebest. Das bitte ich und will ich, und mein Wille soll geschehen, Amen. Denn dieser mein Wille sucht die Ehre göttlichen Namens und nicht meine Ehre noch Lust.“ Der Kranke glaubte in diesen Worten die Stimme Christi zu hören, als er rief: Lazarus, komm' hervor! erholte sich wieder und starb erst einige Wochen nach Luther's Tod.

Das Gefühl aber von der Abhängigkeit aller menschlichen Dinge vom göttlichen Willen, das in einem weichen Gemüth leicht zur thatlosen Ergebung werden kann, war bei ihm mit einer Regsamkeit und Lebhaftigkeit des Geistes gepaart, welcher unabläßige Thätigkeit ein Bedürfniß war, und die nicht göttliche Wunder träg abwartete, sondern selbst Wunderähnliches leistete. Der Innigkeit von Luther's Glauben kam die Ausdauer seiner Thätigkeit gleich, und beide stärkten sich gegenseitig.

Geneigt, die vermittelnden Glieder, die Kette von Ursachen und Wirkungen zu überspringen, und immer geradezu auf den Willen Gottes zurückzugehen, sah natürlich Luther in allen Ereignissen von oben gesandte Belohnungen, Strafen oder Prüfungen. Die Uebereinstimmung und das Beruhigende, welches eine solche Betrachtungsweise für das Gemüth mit sich führen muß, schien einigermaßen beeinträchtigt zu werden durch den Hinzutritt einer andern, für Luther sehr charakteristischen Vorstellung, durch die nämlich von der feindseligen, mächtigen,

unabläſſigen Wirkſamkeit des Teufels. Dieſe Vorſtellung verfolgt er, oder wenn man lieber will, ſie verfolgte ihn ſo heftig, daß ſie ſich zur lebendigſten Anſchaulichkeit ſteigerte und eine unabweisbare Macht über ſein Gemüth gewann. Aber wie einer tüchtigen Leibeskonſtitution oft dasjenige wohlthätig und ſtärkend iſt, was einer ſchwächeren Gift wäre, ſo diente bei Luther dieſe Vorſtellung von der feindſeligen Macht des Satans nur dazu, ſeine Kraft und Entſchloſſenheit auf den höchſten Grad zu treiben. Der Gedanke, es mit einem ſo gewaltigen, liſtigen und gräßlichen Feind zu thun zu haben, war für ihn, „der von Haus aus eines Mannes Muth und Herz hatte," nicht überwältigend und furchtbar — eher anſpornend und ermunternd; er erfüllte ihn mit einem edeln Trotz des Gottvertrauens, da ihm der Teufel doch im Grunde als ein gegen den reinen Geiſt unmächtiger Gegner erſchien, der den Waffen des Gebets und des Evangeliums nicht zu widerſtehen vermochte.

Wenn Luther dem Satan das Regiment der Welt zuſchreiben konnte, ſo läßt dieß, wenn es auch nicht ſeine fortdauernde Ueberzeugung, ſondern nach der Empfindung des Augenblicks geſprochen war, ſchon abnehmen, mit welchem Auge er die Geſchichte anſah. Das Uebergewicht des Religiöſen fehlte auch hier nicht. Die Menſchheit hatte bei ihm die Aufgabe, die alles Andere zurückdrängte: glaubige Chriſten zu werden. Nur inſofern, als er in der Geſchichte der Völker und der Menſchheit eine Annäherung zu dieſem Ziel zu erkennen glaubte, konnte er an ihr ein Wohlgefallen haben. In der damaligen Zeit war, wenn man den ganzen Verlauf der Geſchichte unter Einem Geſichtspunkt betrachten und Einheit in die große Maſſe bringen wollte, das leitende Prinzip kein anderes als: die Entwicklung der Kirche oder des Chriſtenthums — eine allerdings wichtige, doch nicht allumfaſſende, nothwendig einſeitige Betrachtungsweiſe. Wenn allenfalls ein Anhänger des Pabſtthums die Geſchichte von dieſem Standpunkt auffaßte, ſo konnte er, das Wachsthum und den Glanz der Hierarchie verwechſelnd

mit dem Gedeihen der Kirche selbst, eine Entwicklung, einen Fortschritt des Christenthums behaupten, und von den Mißbräuchen und dem Verderben absehend, eine allmählige Annäherung an das der Geschichte gesteckte Ziel: Vereinigung aller Völker unter Einem Hirten — verkündigen. Aber Luther, der, durch die wachsende Hitze des Streites, immer mehr sich darin bestärkte, im Pabst den leibhaftigen Antichrist, und nicht genau unterscheidend die Entwicklung und das Verderben, welche freilich auch eng mit einander verschlungen waren, in der Ausbildung des Pabstthums eitel Teufelswerk zu sehen, Luther brach gewissermaßen mit der bisherigen Geschichte. In einer gewaltigen Anschauung verschmolz er den Pabst und den Türken zum Antichrist, der den Pabst zur Seele und den Türken zum Leibe habe. Die weltliche irdische Seite der Geschichte hatte für Luther wenig Interesse; was man heutzutage philosophische Betrachtung der Geschichte nennt, fehlte damals beinahe ganz; die Entwicklung der weltlichen Verhältnisse, der bürgerlichen Ordnung, der Rechtsbegriffe hatte für Luther nur einen untergeordneten Werth. Zwar war ihm die Liebe zum Vaterland, ohne daß er sie gerade aus religiösen Grundsätzen abgeleitet hätte, ehrwürdig und eingeboren, und wie oft hat er sich in diesem Sinne ausgesprochen! Es fehlte ihm nicht die Einsicht in den Zustand und die Bedürfnisse Deutschlands; so sprach er einst: „Deutschland ist ein schöner, weidlicher Hengst, der Futter und Alles genug hat, was er bedarf. Es fehlt ihm aber an einem Reiter. Gleichwie nun ein stark Pferd ohne einen Reiter, der es regieret, hin und wieder in die Irre läuft, also ist auch Deutschland mächtig genug von Stärke und Leuten, es mangelt ihm aber an einem guten Haupt und Regenten.“

Ueber die Obrigkeit hatte Luther Mehreres geschrieben und rechnete sich dieß zum großen Verdienst an; in Betracht der auf Erden waltenden Sündhaftigkeit galt ihm weltliche Regierung und Recht zwar als ein Gut, aber im Verhältniß zu einem wahrhaft gottgefälligen, christlichen Zustand doch nur

als ein nothwendiges Uebel. An großen, kräftigen Königen hatte er sein Wohlgefallen, weil er sie für Rüstzeuge Gottes hielt, und wohl auch aus natürlicher Neigung zu hervorragenden Erscheinungen; und trotz der feindseligen Gesinnungen des Kaisers Carl V. gegen Luther konnte dieser, neben manchen scharfen Aeußerungen, sich nicht enthalten, dem äußerlich würdevollen und gehaltenen Benehmen desselben seinen Beifall zu schenken. Berühmte Kriegsmänner gefielen ihm; so sagte er: „Es wird der Sieg, Glück und gute Kriegsanschläge von Gott gegeben, wie man an Hannibal, dem berühmtesten und fürnehmsten Feld- und Kriegsherrn, wohl siehet. Ich glaube, er sei ein fürtrefflicher Mann gewesen; so er einen eigenen sonderlichen Historienschreiber hätte gehabt, wollten wir viel großer, herrlicher Thaten von ihm haben." Aber das menschliche Treiben und menschliche Plane erschienen ihm doch wieder so geringfügig, weil er überall die unmittelbar eingreifende Hand Gottes sah, daß er die Könige Gottes Kartenspiel nannte. Den Krieg hielt er für eine große Geißel, aber doch auch wieder für heilsam, sofern er größerem Uebel, allgemeiner Unordnung und Räuberei vorbeuge, und er verglich ihn mit chirurgischen Operationen, mit Brennen und Schneiden, welche ein furchtsames Auge nicht sehen könne, aber der Mannhafte schaue muthig drein. Gar sehr jedoch mißfiel ihm die durch Erfindung des Schießpulvers neu eingeführte Weise der Kriegführung: Büchsen und das Geschütz ist ein grausam und schädlich Instrument, zersprengt Mauern und Felsen und führt die Leute in die Luft; ich glaube, daß es des Teufels in der Hölle eignes Werk ist, der es erfunden hat, als der nicht streiten kann, sonst mit leiblichen Waffen und Fäusten. Gegen Büchsen hilft keine Stärke noch Mannheit; es ist einer todt, ehe man sich's versieht. Wenn Adam das Instrument gesehen hätte, das seine Kinder haben gemacht, er wäre für Leid gestorben!"

Die Wichtigkeit der Buchdruckerkunst erkannte er wohl und sagte davon: „Sie ist das höchste und letzte Geschenk, durch

welches Gott die Sache des Evangeliums forttreibt. Es ist die letzte Flamme vor dem Auslöschen der Welt; sie ist, Gottlob! am Ende." Davon, daß die Buchdruckerkunst noch der Hebel ganz anderer Interessen werden würde, ahnte er nichts. Einer zu weit gehenden Ausbildung, einer zu künstlichen Reizung und üppigen Befriedigung weltlicher Bedürfnisse war er nicht hold; zu schweigen von dem damals in Deutschland gar sehr im Schwang gehenden Uebermaaß in Essen und Trinken, war er ein Feind der Kleiderpracht und Putzsucht, und meinte: „die Veränderung der Kleider wird auch bringen eine Veränderung der Regiment und Sitten; wir ringen leider allzusehr darnach." Von einem ascetischen Widerwillen und Abscheu gegen das, was das Leben erheitert und verschönert, Künste und Wissenschaft, auch andere gesellige Genüsse, war er entfernt, verwarf aber das Uebermaaß, dessen Grenze freilich sehr schwer zu bestimmen seyn möchte. Seine Ansichten vom Zinsnehmen und vom Handel würden heut zu Tage bei den National-Oekonomen großen Widerspruch finden. Freilich gieng hier Luther nicht von den Grundsätzen und Berechnungen der jetzigen Zeit aus, sondern erwog den ungünstigen Einfluß, welchen das beständige Streben nach irdischem Gewinn und Gold auf die Seele und ihr ewiges Heil haben müsse, was überhaupt der Mittelpunkt seiner ganzen Betrachtungsweise vom Leben war. Das irdische Leben ist ihm nur eine Vorschule zum ewigen, welches die wahre Bestimmung des Menschen ist; darum sind die äußern Verhältnisse desselben nicht so hoch anzuschlagen; Armuth und Reichthum, hoher oder niederer Stand, Knechtschaft oder Freiheit — alles dieß verschwindet gegen die jenseitige Seligkeit oder Unseligkeit, abhängig von dem Glauben oder Unglauben.

Die Natur galt Luther als ein Buch, darin er die Macht, Weisheit und Güte Gottes las, und nur zuweilen wurde diese Ansicht von einer andern durchkreuzt, wornach er auch in der Natur die Hand des schadenfrohen Erzfeindes der Menschheit und die Folgen der Sünde sah, die durch Adam in die Welt

gekommen. Die Natur in solchem Sinne zu deuten, war er sehr geschickt, und seine Beobachtungen und Urtheile sind scharfsinnig, geistreich und oft großartig, wenn auch manche seiner Betrachtungen und Schlüsse vor den vermehrten Erfahrungen der Naturwissenschaften von heute nicht probehaltig seyn mögen. In dieser Beziehung übten freilich die Meinungen und Vorurtheile seines Zeitalters auch auf ihn einen nicht geringen Einfluß. Die in Vergleich mit der jetzigen Bildung sehr mangelhafte Kenntniß und Bearbeitung der verschiedenen Naturwissenschaften, die lückenhafte Physik und ungeläuterte Begriffe vom menschlichen Wesen nach seiner leiblichen und geistigen Seite begünstigten die krassesten und abenteuerlichsten Ansichten. Luther war davon nicht frei geblieben, und dieß frei zu bekennen, mit der festen Zuversicht: daß ein solches Geständniß der Bewunderung und Verehrung dieses Mannes in keiner Weise Abbruch thun werde, ist wohl seiner würdiger, als es zurückhalten und bemänteln zu wollen.

Es war aber dazumal besonders auch die Astrologie im Schwang, und beschäftigten sich viele Abenteurer und Betrüger, aber auch viele gelehrte Männer und große Herren mit dieser Kunst, die aus der Bewegung und den Conjunkturen der Gestirne die Zukunft zu errathen sich rühmte und Anleitung gab, die Nativität zu stellen, d. h. den Menschen aus der Stunde ihrer Geburt nach dem Planetenstande ihre Schicksale, Art und Zeit ihres Todes u. s. w. zu prophezeien. Auch Melanchthon, den sich wohl Manche als gebildeter und vorurtheilsfreier denken mögen, als den derben Luther, hatte an dieser Kunst großes Wohlgefallen und Glauben, und besprach sich viel darüber mit Luther; dieser sträubte sich standhaft dagegen und fällte über die angebliche Kunst manches naive Urtheil: „Ich lobe die Astronomiam und Mathematikam, die da stehet in gewissen Beweisungen, und ich glaube, daß ein Stern größer ist als die ganze Welt; von der Astrologia halte ich gar nichts.“ Von seinem Leben meinte er: daß er Mönch, Baccalaureus, Magister

geworden, und den Pabſt angegriffen und ein Weib genommen, das ſtehe in den Geſtirnen nicht. Als er mit Freunden einen Kometen beobachtete, äußerte er: „Ich will Deutſchland wahrſagen, nicht aus dem Geſtirn; ſondern verkündige ihr Gottes Zorn aus der Theologie und Gottes Wort.“ Von dem Kometen aber ſagte er: „der Komet iſt auch ein Stern, der da läuft und nicht haftet wie ein Planet. Es iſt ein ſtolzer Stern, nimmt den ganzen Himmel ein, thut, als wäre er allein da, hat ſeine Natur und Art, wie die Ketzer, welche wollen auch allein ſeyn und vor Allen ſtolziren.“

Wie ſich auch Luther ſonſt über die menſchliche Freiheit ausſprechen, wie ſehr er ſie gegen die alles Gute wirkende Gnade herabſetzen mochte: doch war es das mächtige Gefühl der Freiheit in ſeiner ſtarken Seele, das ihm die Gewißheit gab: die Sterne üben keine Gewalt über den Menſchen aus, und ihm die Worte in den Mund legte: „Wir ſind Herren der Geſtirne!“

Mundt.

Die Reform der deutschen Sprache im vorigen Jahrhundert.

(1837.)

Der productive Genius, der sich jetzt des günstigen Zeitpunkts bemächtigen mußte, um neue Nationaltypen für Sprache und Geschmack hinzustellen, erschien in Klopstock, welcher der eigentliche Eroberer und Schöpfer der deutschen Dichtersprache in Deutschland wurde; Eroberer, weil er die engen Gränzen erweiterte, welche ihm die Sprache seiner Zeit vorhielt. Was Opitz als verständiger Reformer begonnen hatte, vollendete Klopstock als umwälzendes Genie, auf einer tiefern und umfassendern Grundlage. Er ist das Genie der Sprache in diesem Jahrhundert, und wirkte nicht so sehr durch das Innere seiner Poesie, als durch die Formen derselben, mit durchgreifender Schöpfermacht. Klopstock tränkte seine Diction zuerst an den altdeutschen Quellen, besonders auch an Luther, und vermittelte dann durch eine etwas mühsame, aber feinsinnige und geistvolle Combination die deutschen Elemente mit den römischen und griechischen Sympathien unserer klassischen Bildung. Diese aus modernen und antiken Vortheilen und Schönheiten combinirte Diction brachte er in einen kunstvoll berechneten Guß und machte sie flüssig mit einer originellen Begeisterung, der an Ursprünglichkeit des Lebens und der Anschauung nichts fehlte. Aber wenn man das Wirken der andern Geister, die bald gleich-

mächtig neben ihm aufstanden, mit dem seinigen verglecht, so ist es immer nur die Sprache seiner Zeit, die Klopstock vorzugsweise beherrschte, während Andern die Aufgabe zufiel, die Gesinnung, die Weltbildung, die Humanität und das Urtheil ihres Jahrhunderts neu zu gestalten. Klopstock hatte herrliche Gefühle, ein reiches Dichterherz für Liebe und Freunde, schöne große Gedanken über Natur und Gott; doch brachte er es mit Allem diesen nur zu einem musikalischen Effekt, zu einem tönenden Meisterstück der Sprache. Die Thränen, welche Schmerz, Liebe und Andacht bei ihm ausströmen, erstarren ihm unter den Händen zu Crystallen und Perlen, aus denen sich funkelnde Kränze zusammensetzen, und mitten in der hingerissenen Bewegung fängt man an, mit diesen schönen Steinen seines Gefühls zu spielen, oder sie wie kostbare Schmucksachen zu behandeln.

Aber die Wirksamkeit dieser Sprache war gewaltig und beispiellos und zeugte neues Leben in der ganzen Literatur. Die correcte Literatur hatte seit Opitz in der Trittmühle des Alexandriners am sichersten und regelrechtesten gearbeitet. Klopstock schlug durch seine polymetrische Behandlung der deutschen Sprache den Weg zu ihrer Umwandlung ein. Die Anwendung unserer Sprache auf den polymetrischen Numerus der griechischen und römischen keck voraussetzend, ließ er die deutsche Natur voll Begeisterung in diesen fremden Bewegungen walten. Zwar war er in der kunstreichen Bildung des Hexameters, durch den er die Alexandriner verdrängte, nicht um Vieles glücklicher, als seine übrigen Zeitgenossen, die darin mit den Quantitätsfähigkeiten der deutschen Sprache dilettirten, denn das antike Gesetz der Quantität spielte auch in Klopstocks Hexametern eine schlechte Rolle. Aber das Neue waren hier weniger die Formen, als vielmehr die Diction, welche eigenthümlich an diesen Formen entstand, sowohl unter der Bedingung des Hexameters, als durch die hochfliegenden Sylbenmaaße der Oden, deren er zum Theil eigen erfundene, aber im antiken Sinne schuf. Herder bekämpfte zwar in seinen Fragmenten zur deutschen Literatur die Meinung,

als eigne der polymetrische Charakter jener alten Sprachen der deutschen natürlich, aber er erklärte sich zugleich gegen die Literaturbriefe, welche mehrere selbstgebildete Sylbenmaaße Klopstocks nur für „künstliche Prosa" gelten lassen wollten. Herder verglich diese Klopstock'schen Erfindungen mit dem Numerus der Hebräer, und wollte sie eher die „natürlichste und ursprünglichste Poesie" genannt sehen. Es mochten freilich im damaligen Publikum, eben wie im jetzigen, die Leute zu zählen seyn, welche ein Odenmaaß, wie:

Weht sanft auf ihren Grüften, ihr Winde!
Und hat ein unwissender Arm
Der Patrioten Staub wo ausgegraben,
Verweht ihn nicht!

anders denn als Prosa zu lesen verstünden, da mehrere der lang angenommenen Sylben eben so gut kurz gebraucht werden könnten, und umgekehrt. Auch hatte Gottsched seinerseits den Unterschied des Hexameters von der Prosa nicht einsehen können, was denn von dem Patriarchen der Leipziger Correctheit nicht zu verlangen war, der sich schon deshalb mit der Messiade nicht einlassen konnte, weil auch Klopstock zu den Füßen Bodmers gesessen hatte. Unter denen aber, welche für Klopstock Partei ergriffen, befanden sich auch die Wolfianer, und der bekannte wolfische Vielschreiber G. F. Meier in Halle schrieb eine Beurtheilung der Messiade, die er einzeln erscheinen ließ. Denn obwohl Gottsched an der wolfischen Philosophie seinen Geist und seine Absichten genährt, so hatte diese Schule sich doch keineswegs mit ihm verschworen, und selbst seine Gegner, wie Breitinger, standen ihm mit wolfischen Ideen, die Kritik der Poesie darauf begründend, gegenüber. Gottsched konnte sich nicht mehr retten, noch half es ihm, seine Ohren zuzuhalten, denn rings um ihn her summte und brauste es bald allgemein von antiken Versmaaßen und hochpoetischen Redensarten. Junge Prediger und

Candidaten der Theologie hielten hier und da ihre Predigten sogar in Hexametern ab und brachten Klopstocks Pathos und Odenschwung mit auf die Kanzel. Es war eine Bewegung entstanden, die national genannt werden mußte. —

Klopstocks poetischer Styl ist eine kunstvolle Vereinigung aller sinnlichen und geistigen Elemente der Sprache. Sein großer Takt, Bild und Gedanke in ein gleichberechtigtes Verhältniß zu einander zu stellen, brachte die feinsten und originellsten Nüancen der Diction hervor, schuf Wörter und Zusamensetzungen, in denen die Grammatik nach der ideellen Anschauung sich merkwürdig formen mußte und wirkte selbst im Kleinen und Einzelnen durch überraschende Handgriffe der Sprache, durch die Kunst der Uebergänge, durch Partikeln, namentlich aber durch die Vorsatzsylben, mit denen er seine Zeitwörter bildete. So werden durch Wörter, wie niederdonnern, herunterhallen, zujauchzen und unzählige andere, die mit antikem Anflug geformt sind, ganze Begriffe plastisch vor die Anschauung geführt. Noch eigenthümlicher läßt er die Poesie in der Diction walten, indem er das Concrete für das Abstracte, und an andern Stellen auch wieder den abstracten Ausdruck für den concreten zu setzen versteht. Ferner ist seine Behandlung des ganzen Periodenbaues bedeutsam für die Sprache sowohl, wie für die Elasticität der deutschen Darstellung. Die Verschlungenheit seiner metrischen Strophen brachte ihn zu einer Verkettung der Redesätze, wie sie in dieser Freiheit und Kunstsinnigkeit bisher noch nicht geübt war, Zwischensätze, Participialconstructionen, Weglassung der Hülfszeitwörter und Pronomina, Abkürzungen und frappante Verbindungen wurden dabei eben so kühn als wirksam benutzt, und auch die Wortstellung im Einzelnen gewann dadurch oft einen originellen Charakter. So sehr hier das Vorbild der antiken Sprachen mitwirkte, so wurde doch die Productionslust der deutschen Sprache dadurch in ihrem eigensten Grundwesen aufgeregt, und auch für ihre neue Befähigung zur Kunst der

Prosa empfing sie durch diese keckpoetische Periodisirung bildende Eindrücke.

Es entstand eine allgemeine Sprachgährung, unter deren bedeutungsvollen Wehen sich ein Genie nach dem andern zur Erfüllung der neuen Epoche erhob. Wieland, Lessing, Herder, Winkelmann, Goethe traten auf verschiedenen Bahnen die Mission ihres Genius an. Das Bewußtsein, in eine die ganze Nation durchdringende Bildungsepoche der Sprache mit der Productionskraft der Ideen einzutreten, erleichterte das individuelle Schaffen und deren Erfolge. Herder beschäftigte sich in seinen Fragmenten zur deutschen Literatur, die 1767 erschienen, vorzugsweise mit Bildung und Ideal der Sprache und ruft im dritten Fragment aus: „Unsere Sprache ist in der Zeit der Bildung! und das Wort Bildung der Sprache ist beinahe als ein Losungswort anzusehen, das heutzutage Jedem auf der Zunge ist, Schriftstellern, Kunstrichtern, Uebersetzern, Weltweisen. Jeder will sie auf seine Art bilden; und Einer ist oft dem Andern im Wege!" Wieland schlug in seiner Abhandlung über die Frage: „Was ist Hochdeutsch?" — (Werke, Supplementb. VI. S. 326) vor, die älteren Dialekte als Gemeingut und Eigenthum der ächten deutschen Sprache anzusehen und als eine Art von Fundgrube, aus der man den Bedürfnissen der allgemeinen Schriftsprache zu Hülfe kommen könnte. Ein Gedränge von neuen ausdrucksvollen Formen und Wendungen war allgemein zu sehen, selbst in den unbedeutendern Schriften. Man mußte erstaunen über Alles, was die Sprache aus ihren innersten Eingeweiden nun plötzlich herauskehrte, und was ihr doch ganz natürlich und eigen war.

Otto Glaubrecht.

Die Zopfzeit.

(1853.)

Die Zopfzeit! was fällt dem Geschlechte unserer herz- und zopflosen Zeit nicht Alles ein bei diesem Worte! Wäre der Zopf der Väter nicht gewesen, woher sollte unsere Zeit ihren Stolz, ihre Selbstgefälligkeit und ihre nie zu erschöpfende Fundgrube für ihre Witze hernehmen?

Sie braucht nur an den Zopf der Väter zu denken, und sie erblickt die Großmutter im Reifrock, wie sie sich zierlich verneigt, mit spitzen Fingern eine Blume aus der Hand des Hausfreundes annimmt und sich auf ihren Absatzschuhen wiegt.

Der Zopf zaubert ein Familienzimmer herauf, in welchem Vater und Mutter gravitätisch vor dem Theetisch sitzen, ersterer im großgeblumten Schlafrock, letztere im steifen Morgenjack mit abstehenden Klappen und Schößen, indeß die Kinder unter Knicksen hereinkommen, Vater und Mutter die Hand küssen und nach ihrem Befinden sich erkundigen.

Der Zopf zeigt als Stock und Ruthe in die Schule hinein, wo die Kinder steif und starr dasitzen, das Auge unverwandt auf den Alleinherrscher gerichtet, der in Schlafrock und Pantoffeln, das Zeichen seiner Würde in der Hand, auf- und abschreitet, bald Pfötchen machen läßt, um darauf zu klopfen, bald auf Erbsen knieen, bald auf dem Esel reiten läßt, indeß ABC und Katechismus, Geschichte und Latein in zierlichen Reimlein in die Köpfe geläut werden.

Führe mich weiter, du Zopf der Väter, und zeige mir den Soldaten auf seinem Posten, der, einer Bildsäule gleich, in der Sonne steht, indeß der Zopf wie der Zeiger einer Sonnenuhr die fortschreitende Zeit andeutet. Je größer der Rang, desto länger der Zopf, und der frischgebackene Offizier und Referendar muß Band einflechten lassen, damit er die standesmäßige Länge erreiche.

Mit kühnem Schritt aber setzt der Student über diese Schranke weg, ihm hängt auch der Zopf hinten, aber nicht gestreckt und schweifartig, sondern breit und fett, als Haarbeutel oder Galgenvogel, und im Schlafrock und Pantoffeln oder im ledernen Koller, den Hieber oder einen kurzen Prügel in der Hand, schreitet er, ein Schrecken des Philisters, durch die Straßen und wetzt unter Pereatrufen den Hieber vor dem Hause seines Gegners.

Doch leite mich auf stillere Wege, du Zopf meiner Väter! Zeige mir den Rathsherrn, wenn er in seiner schwarzen Amtstracht, das gepuderte Haupt voll schwerer Gedanken, in die Sitzung schreitet, den Degen an der Seite, und den Dreimaster unter'm Arm; zeige mir den Arzt, wie er in seinem chokoladefarbigen Rock mit thalergroßen Knöpfen, das Beinwerk zierlich in beschnallte Schuhe gekleidet und das gewaltige Rohr mit dem silbernen Knopfe weit von sich herhaltend, den harrenden Kranken das ersehnte Vomitorium zu appliziren eilt.

Auch dich vergeß' ich nicht, denn auch dir hängt der Zopf hinten und das ein gewaltiger und vielsagender, du vielgesuchter Pillenmann; sieht dich auch dein gedoctorter College von der Seite an, so beschaue ich dich gerne, wie du im laubgrünen, tressenbesetzten Rocke, den Doctorhut auf dem ehrwürdigen Perrückenhaupt, deine Bühne auf dem Marktplatz nahe am Brunnen aufgeschlagen hast, und deine Mittel als unfehlbar anpreisest. Ein Zahn, den du glücklich herausgebracht, thut nimmer wehe, und die gebrannte Elennsklaue vertreibt

sicher das Herzgespann, wenn man nur die drei Albus dafür im Glauben hingibt.

Auch eurer darf ich nicht vergessen, ihr Haarkräusler und Bartscheerer, denn die Zopfzeit war eure Zeit. Wo die Köpfe von Mann und Weib soviel zu thun machten mit Brennen und Pudern und Pomadisiren, und wo die Angesichter so weiblich zart mußten gehalten werden, daß man nicht einmal dem bescheidenen Backenbart seinen Sitz gönnte, da blühte euer Weizen. Lebtet ihr in unsern Tagen der Zopflosigkeit und Bartwüchsigkeit, ihr machtet Revolution und das mit Recht, denn der Urwald an den Köpfen der Männer müßte gelichtet, und das zierliche Blumengärtchen auf den Häuptern der Weiber müßte mit mehr Moosrosen und Haarglocken bepflanzt werden. Einer ganzen Zunft ihre Nahrung entziehen, heißt einer ganzen Zeit an's Leben gehen. Und wie rührend ist euer Verschwinden gewesen! Ihr ginget leider schon vor dem letzten Zopf aus! Durch die Straßen meiner Vaterstadt stieg, als letzter der Mohikaner, noch so eine alte, ehrliche Haarkräuslerseele, die bessere Zeiten gekannt, mit Puderbeutel und Brenneisen, um die letzten Helden einer entschwindenden Zeit zu decoriren. Und als ihm beides aus den alterschwachen Händen fiel, waren die letzten Zöpfe fast trostlos. Der Fall half manchen Zopf stürzen.

Doch so friedlich ward nicht Jeder gestürzt. Man kann sich denken, daß eine Handhabe der schwebenden Art die Versucher reizte, namentlich da der Zopf allgemach anfing, von der Heiligkeit eines Türkenbartes zu verlieren und zum Gegenstande des Muthwillens zu werden. So ist in einer gewissen Musenstadt damals ein Zopf gefallen, der viel Lachen gemacht hat. Dort war ein alter Polizeidiener von etwas cholerischem Temperament mit Namen Jung, den die Studenten aus bekannten Gründen nicht liebten, und den sie, weil er ein Quartant war in Goldschnitt gebunden, den „rothen Jung“ hießen. Es muß ihn einmal sein Genie oder sein Pflichteifer zu weit geführt haben, genug die Studenten schwuren seinem Zopf den Untergang. So

fingen sie das Männlein an einem dunklen Abend mitten auf der Straße. Zwei hielten ihn mit jugendlich kräftigen Fäusten, daß er von seiner Waffe nicht Gebrauch machen konnte, und Einer schnitt ihm mit einem scharfen Messer den Zopf an der Wurzel ab. Es ward wenig dabei geredet, und floß auch kein Blut; aber der Muthwille ging weiter. Die Studenten steckten den Zopf in die Spalte einer Stange, und trugen die Siegesbeute unter dem bekannten „Gaudeamus igitur" in der Stadt umher. Item, dieser Zopf wurde vielfach besungen; aber seine Abschneider hatten keinen Ruhm davon. Man hieß sie auf eine Zeit lang auf ihren Lorbeeren ausruhen.

Eine schlechte Zeit, die unsrige; gegen die Wühler im Staat und im Hause weiß sie sich nicht zu helfen. Katzen und Speckfallen wendet sie an, aber sie fängt nichts, und die Mäuse und Ratten wühlen Paläste und Hütten um, und zernagen den Katechismus so gut, wie die Grundrechte und die Bibel. Da hielt die Zopfzeit bessere Ordnung. Seht dort den Fremdling, der mit hastigen Schritten und vielsagenden, mordlustigen Blicken durch die Straßen geht, vor ihm verkriechen sich die Kinder und zeigen sich ihn einander und deuten auf ihn mit zitternden Händen und flüstern einander zu: „Der Kammerjäger ist da!" Und er ist es wirklich, der mit kaiserlichem Privilegium das Land durchreist, eilig, als wäre er der einzige seiner Zunft. Das deuten die ledernen Kamaschen an, die seine dünnen Beine bekleiden, und sein rother, mit blanken Stahlknöpfen verzierter Rock, aus dessen Seitentaschen die Büchsen mit dem todtbringenden Geschoß hervorsehen, deutet auf Blut, wenn es nicht schon der Degen thut, der, wenn auch etwas klein, doch in wagerechter Stellung ihm zur Seite hängt. Solche Degen hieß man Froschgiker. Aber das war offenbare Verläumdung, denn ein kaiserlich privilegirter Kammerjäger gab sich mit so eckelhaftem Gewürme nicht ab; sein Dienst war in der Vornehmen Prunkstuben, höchstens auch in den Kammern; Böden und Ställe betrat er sehr ungern, da mochten Katzen säubern; in Win-

keln umherzukriechen, das litt sein Zopf nicht, der war dazu zu lang.

Doch wo gerath ich hin? so möcht ich mit jenem Prediger der Zopfzeit ausrufen, der sich und sein Publikum mit dieser Frage gewöhnlich vom Um- und Irrwege zurückzuführen suchte. Wo gerathe ich hin? Ich will ein Lobredner der Zopfzeit werden auf Kosten unserer zopflosen Gegenwart, und hafte so lange an der kleinlichen Außenseite. Nur gemach, lieber Leser, ich mußte, mit unsrer Zeit zu reden, dem Zopf unserer Väter Rechnung tragen, nun will ich aber auch das Herz beleuchten, das unter dem Zopfe schlug.

Und wie so anders schlägt das, wie so still, so fromm, so treu, so regelmäßig! Der Zopf, würde er jetzt getragen, würde über dem laut pochenden Herzen unserer Zeit wie das Rad einer Dampfmaschine gehen, damals ging er wie ein Perpendikel einer guten Wanduhr, die ihre Zeit und Stunde regelmäßig anzeigt.

Sollen sich die vergrabenen Schätze der Vergangenheit aufthun, dann bedarfs einer Wünschelruthe; sei du eine Wünschelruthe, du Zopf der Väter, und zeige mir das alte Gold, das der Rost nicht anfressen kann, wenn auch eine eitle, selbstgerechte Jetztzeit ihren Eisenbahnenschutt und die Trümmer ihrer Märzerrungenschaften darüber geworfen hat!

Es ist Morgen. Man sagt, sie seien heller und freundlicher gewesen, diese Morgen in der Zopfzeit, die Sommer regelmäßiger, das Wetter stäter, die Winter kürzer. Das bleibe dahingestellt, aber das glaube ich, daß den Menschen jener Zeit die Morgen heller vorkamen, weil das Licht der Gnade Christi heller und schneller in die Herzen hineinschien, und nicht durch Nebel des Unglaubens und böse Dünste des Abendtrunks und der Nachtschwärmerei sich mühesam hindurcharbeiten mußte. Und wer seinen Tag mit Gott beginnt, der nimmt den trüben Tag auch für gut, weil ihn Gott schaffet gleich dem hellen. Es ist Morgen. Der Hausvater weckt sein

Gesinde und seine Kinder. Beide gehörten damals zur Familie, denn es galt Pauli Wort: „Ihr Herrn, was recht und gleich ist, das beweiset den Knechten und wisset, daß ihr auch einen Herrn im Himmel habt.“ Und dieser Herr im Himmel war der Herr im Hause. David's Wort: „Wenn ich erwache, so rede ich von dir,“ galt als Morgengruß. Erst that Jedes für sich sein Gebet: „Das walt' Gott der Vater, der Sohn und der heilige Geist;“ dann ging's rüstig an die Arbeit, Jegliches an seine gewohnte Arbeit, bis die Stunde des Frühstücks schlug.

Noch sehe ich dich, du alter Nachbar und Hausfreund, du glaubenskräftiger Held aus der Zopfzeit, wie du die Deinen um den Frühstückstisch sammeltest, die Metzgerbursche, die Knechte und Mägde und das Weib deiner Jugend, jetzt ein altes, schönes Mütterchen und die Söhne und Töchter, und deiner Söhne Weiber und wie dein Blick strafend auf einen Knecht fiel, einen Neuling, der zulangen wollte vom reichbesetzten Morgentische und wie du sprachst: „Jermes (verändert aus Jeremias), geh' nicht wie das Schwein zum Trog; erst dem lieben Gott seine Ehre, dann schmeckt's besser und beihet auch!“ Und wie du dann das Betbuch nahmst, des seligen Magister Quirsfeld Betaltar, und mit kräftiger Stimme den Morgensegen spracheſt, und dann den Glauben und das Vaterunser. Das war ein schöner Morgen, so ein Morgen aus der Zopfzeit. Und so ward es gehalten vor dem Mittagstisch, so bei'm Abendbrod. Der Herr und sein Wort wohnte in den Häusern. Welchen wohlthätigen Einfluß das auf's Tagesgeschäft und besonders auf die Seelenstimmung der Leute hatte, das kann man sich denken. Eine stille Heiterkeit, eine genügsame Gottinnigkeit und unerschütterliche Glaubenskraft, das waren die Seelenzüge jener Zopfzeit.

Wo sind' ich euch jetzt wieder, ihr Bürgerinnen meiner Vaterstadt, die ihr im Schatten eurer Häuser die unzählige Male geflickten Hosen und Wämser eurer Jugend mit immer

neuem Muthe flickte, indeß das Großmütterchen euch zur Seite Wolle spann und den Rath hielt. Ach, wer den Rath einmal mit angehört, der mußte wieder und wieder hinhören, denn über ein Jahrhundert hinaus reichte die Erinnerung einer solchen Alten. Da war nichts vergessen, keine Jahreszahl und kein Datum, die Geschichte der halben Stadt; die Kreuz- und Freudengeschichte des heiligen römischen Reichs deutscher Nation lag im Gedächtniß einer solchen Alten, aber es lag auch d'rin die tägliche Erfahrung von der Güte Gottes; und davon ging der Mund reichlich über, weil das Herz reichlich voll war. Da waren Mütterchen, die aus dem Munde ihrer Großväter noch die Thaten des Prinzen Eugen wider den Erbfeind gehört, und was Dieser und Jener aus der Bekanntschaft und namentlich der Großvater im Türkenkrieg ausgehalten, und wie ihm die Großmutter, weil er zu lange ausgeblieben, die Hosen gekocht, daß er schier vor Heimweh zum Desertirer geworden. — Dieses Kochen getragener Kleidungsstücke, z. B. Hosen, Hemden, Strümpfe war ein im mittleren Deutschland noch nicht lange abgekommener Gebrauch, wenn man entfernte Personen zur Rückkehr nöthigen wollte. Das hieß man einem etwas anthun, und der, dem etwas angethan war, der mußte kommen, ob er wollte oder nicht.

Wo sind sie jetzt, die frommen Beter, die man zu den Kranken rief, daß sie nach des Apostels Wort „die Hände auf sie legten“, es sei zum Leben oder Sterben, und die des Verdienstes Christi so voll waren, daß ihre Glaubensfülle unaufhaltsam hinüberströmte in die Herzen der Presthaften?

Wo sind die Mährchenerzähler, um die sich die Nachbarn am Sommerabend sammelten, oder mit dem Spinnrad am warmen Ofen, und mit immer neuer Lust die Geschichte vom „Schneewittchen auf hohen Bergen“ oder vom „Däumling“ und „Aschenbrödel“ anzuhören?

Wohin sind sie gekommen die Lieder unseres Volks, unseres deutschen Volkes „Liebes-, Lust- und Leidlieder“, diese zarten

mit dem Herzblut des Volkes getränkten Heckenröslein? O, ich muß lange suchen und scharf hören, bis ich wieder einmal die gewohnten Töne der Kinderjahre vernehme vom „Börnlein, deß Wasser war kalt", oder „der Jäger wohlgemuth, der trug zwo Federn auf dem Hut", oder: „stets in Trauer muß ich leben, sag' womit hab' ich's verschuld't". Wohin ich mich wende, verfolgt mich das „Heckerlied", gleichsam das Grablied deutscher Treue und Glaubenskraft!

Wer bringt uns die Sonntage wieder, wo nicht die Trommel der ausmarschirenden Bürgergarde, sondern des Thürmers Morgenlied: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'" unter Posaunenschall aus dem Schlafe weckte? Wer giebt uns zurück des Nachtwächters Gesang bei'm Abrufen der Nachtstunden und seinen tröstlichen Ruf: „Und lobet Gott den Herrn?"

Wer giebt dem Sonntag wieder seine Ehre und seine Feier zurück, die er hatte, als man noch nicht das Wort Freiheit so deutete, daß es hieß: „von Gott los, des Glaubens ledig, des Sonntags baar", sondern wo es als eine Ehre angesehen wurde, zum Hause Gottes zu wallen, und mit dem Haufen Derer, die da feiern, und wo man die Sonntagsverächter den Meineidigen gleich rechnete?

Es ist Alles, Alles hin, was die Zopfzeit Gutes und Großes und Deutsches hatte; unser Geschlecht kann nichts Anders thun, als in seinem Dünkel über den Zopf der Väter zu lachen. Höchstens als Ruine läßt man die Zopfzeit sich gefallen, und will sie benutzen zur Verschönerung der Lustgärten und zur Verkleidung für Maskenbälle und Mummereien.

Ich weiß noch Anderes, dafür die Zopfzeit dienen kann, ich möchte sie als Spiegel betrachten, darin die Jetztzeit sehen möge, wie sie gestaltet ist. Eine Menge Erinnerungen und Bilder aus jener Zeit wohnen mir im Herzen, möge ich für sie recht freundliche Hörer finden, wenn ich sie erzähle. Sie sind stille Bilder aus dem stillen Leben einer stillen Zeit, erzählt für die eilende, unzufrie-

dene, nur nach mächtigen Eindrücken haschende und darüber das Eine, das Noth thut, versäumende Jetztzeit. Ich habe sie gehört aus dem Munde von Greisen, die ihre Zöpfe noch trugen, aber dabei mit Ehren ein graues Haar, und ist mir nicht eingefallen, auch nur einmal über den Zopf, „der hinten hing“, zu lachen, denn damals hatte das Bibelwort noch guten Klang: „Vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen und die Alten ehren.“ Auch hab' ich etliche gehört aus dem Munde von alten Freunden, die zwar den Zopf abgelegt hatten, aber nicht die Erinnerung an eine schöne Kinderzeit und an der Väter Weisheit, Liebe und Glauben.

Franz Kugler.

Allgemeiner Charakter des gothischen Styles.

(1859.)

Aus der Fülle der Erscheinungen, welche das Wesen der romanischen Schlußperiode bezeichnen, löst sich als ein besonderer Zweig die Kunst des gothischen Styles ab. Die Anfänge dieses Styles stehen mit den letzten Aeußerungen des Romanismus noch auf gleicher Stufe; aber sie führen zu einer Umgestaltung der gesammten Kunst des Occidents. An die Stelle der volksthümlichen Naivität, des phantastischen Behagens, des Strebens nach klassischer Läuterung, womit bis dahin die traditionelle Kunstform behandelt war, tritt nunmehr ein neues Gesetz. Ein gemeinsamer geistiger Drang macht sich geltend, welcher die Kunstschöpfungen lebhafter durchdringt, sie reicher gliedert, fester zusammenbindet; ein schwärmerisches, mystisches, ecstatisches Element, welches der Form und Darstellung einen neuen Gehalt, ihrer Fassung und Behandlung, ihrer Verbindung, ihrer Wirkung ein Gepräge von charakteristisch neuer Eigenthümlichkeit giebt; eine Entwickelung von nachhaltiger Folgerichtigkeit, eine Totalität der Conceptionen, welche das Einzelne überall aus den Bedingnissen des Ganzen hervorgehen läßt und in deren Bann erhält.

Es ist schon bemerkt, daß in der Gothik das Universelle des mittelalterlichen Geistes, im Gegensatz gegen die volksthümlichen Besonderheiten, zur künstlerischen Gestalt gelangt. Es sind die großen geistigen Bewegungen der Zeit, die sich hierin

offenbaren, die großen historischen Erscheinungen, mit denen der Beginn und die Ausbildung der Gothik in naher Wechselwirkung stehen. Die Macht der Hierarchie, die die Welt des Occidents zur geistigen Einheit verband, feierte damals ihre Triumphe; sie setzte sich gleichzeitig mit den Massen der Bevölkerung in ein unmittelbares Einvernehmen. Die kirchliche Wissenschaft fand auf den Universitäten die lebhafteste Pflege; die Sendboten des obersten päpstlichen Willens, die neugestifteten geistlichen Bettelorden fanden in allen Schichten der Völker Zugang, während die Versuche einer selbständigen Gestaltung des geistigen Lebens durch Ketzergerichte blutig unterdrückt wurden. Das aufblühende städtische Bürgerthum folgte bereitwillig den von der geistigen Macht gegebenen Impulsen, mit den Werken kirchlicher Feier zugleich die eigene Macht verherrlichend. Aus seinem Schooße gingen die Arbeiter hervor, die in emsigem handwerklichem Betriebe den vielgegliederten monumentalen Unternehmungen, welche die neue Zeit verlangte, festen Körper gaben. Große zünftige Corporationen, die Bauhütten, sorgten für die Stetigkeit des Betriebs, für die regelrechte Ausübung.

Die verschiedenen Gattungen der Kunst vereinigen sich in der gothischen Epoche auf das Innigste zur gemeinsamen Wirkung, in ihrer Behandlung von einander abhängig, den jeweiligen Grad ihrer Vollendung in dieser ihrer Vereinigung findend.

Die Architektur erscheint durchweg von einem innerlich treibenden Leben erfüllt; sie theilt dies Leben dem Raume mit, den sie umgibt, in bewegter Gliederung aufwärts drängend, die Starrheit der Masse den Blicken des Beschauers entziehend. Es ist etwas geheimnißvoll Schwebendes in dieser Gestaltung des architektonischen Innern, das sich in seinem Höhendrange, in der scheinbaren Abwesenheit der festen Gegengewichte, gern zu einer wunderähnlichen Wirkung steigert. Die Wandungen gehen zu mehr und mehr geweiteten Fensteröffnungen aus einander, deren Sprossenwerk von durchleuchteten Bildern, Werken der Glasmalerei, ausgesetzt ist; was an ungegliederter Wandfläche übrig

bleibt, bietet sich ähnlicher Belebung durch gemaltes oder sculpirtes Bildwerk dar. Die Decke wölbt sich in lustig geschwungenen Rippen; die Füllstücke zwischen diesen (die Gewölbkappen) sind gern mit leichter Dekoration versehen, häufig Sternen mit blauem Grunde, ebenfalls allem Lastgefüge fremd. Dem aufstrebenden Element entspricht die durchgängig angewandte Linie des Spitzbogens, die flüssige Formation der baulichen Einzeltheile. Die festen Massen, welche diesem schwebenden Innenbau den sichern Halt geben, liegen im Aeußern des Gebäudes, dem constructiven Verhältniß gemäß auf einzelne Punkte vertheilt, aufragende Strebepfeiler, von denen sich, wo über niedern Seitenräumen ein höherer Mittelraum emporsteigt, stützende Bögen dem letzteren entgegenspannen, in reichlicher Wiederholung des Systems, wo bei einer größeren Zahl der Innenräume eine vermehrte oder gesteigerte Abstufung der Höhen eintritt. Die Stirnseiten des Baues werden, in mehr oder weniger reicher Anordnung, durch Thürme gefestigt und abgeschlossen; an der Façade bildet sich der Thurmbau in vorzüglich machtvoller Weise aus. Das System vorspringender Strebepfeiler wird, wie bei dem Körper des Gebäudes, so auch bei dem Thurme zur Anwendung gebracht; es ist von wesentlicher Einwirkung auf leichtere Aufgipfelung seiner Theile. So entschieden sich in den Strebepfeilern die festen Massentheile des Baues darstellen, so werden doch auch sie von der lebendig aufstrebenden Bewegung, die in dem Innern waltet, ergriffen; sie stufen sich geschoßweise ab, sie empfangen tabernakelartige Krönungen über den einzelnen Stufen, sie gewinnen hiemit den Anschein eines Ueberschusses an Kraft, der in jedem Theile, den Fuß des folgenden umkleidend, selbständig emporsteigt und den obersten Gipfel mit einem frei aufragenden Thürmchen, der sogenannten „Fiale" krönt. Bei dem Thurmbau, der gewissermaßen nur aus Strebemassen zusammengesetzt ist, entfaltet sich diese Behandlungsweise zur reichsten und glanzvollsten Wirkung. Ueberall macht sich damit das Princip geltend, die horizontale Linie durch jene auf-

steigenden Theile zu durchschneiden, die empor strebende Bewegung über die ruhig lagernde vorherrschen zu lassen. Dasselbe bei der sehr eigenthümlichen Krönung der Portale und der Fenster im Aeußern des Baues. Schutzdachungen über leicht vortretender Portalhalle bedingen einen leichten Giebel, in dessen Feld die spitze Bogenlinie der Portal- oder der Hallenwölbung eingreift; die Fiktion solcher Giebel (freilich ohne allen Bezug auf eine entsprechende Querdachung) wiederholt sich sodann als eine Normalform über allen Oeffnungen der Art, in schlanker Erhebung der Schenkel abermals das aufstrebende Element schärfer bezeichnend, die Horizontalgesimse, namentlich die der vorhandenen Dächer, abermals und in wirksamster Weise unterbrechend. Der Name dieser scheinbaren Giebel, in der Handwerkssprache des deutschen Mittelalters, ist der der „Wimberge." Alle diese leichteren krönenden Theile des Aeußern bieten ferner zur ansehnlichen dekorativen Ausstattung Gelegenheit. Die Portalbauten empfangen in solcher Weise, das neue Prinzip mit der schon aus dem romanischen Style überkommenen Weise der bildnerischen Zuthat vereinigend, einen oft überreichen plastischen Schmuck.

Die Composition des kirchlichen Gebäudes hat durchweg ein strengeres Verhältniß der Theile zu einander und zum Ganzen, als dies im romanischen Style der Fall ist. So mannigfaltiger Entwickelung sie fähig ist, so herrscht doch stets das unbedingte Streben nach einem einheitlichen Ganzen. Die Disposition des Grundrisses ist natürlich von den rituellen Erfordernissen und mit diesen von der Tradition abhängig. Sie wiederholt also die Hauptmotive des romanischen Grundrisses; aber sie vermindert jene auffälligen Scheidungen der Räumlichkeit, welche besonders bei der Anordnung des romanischen Chores und seiner Anlage über einem Kryptenbau stattfanden. Das aufstrebende Element der Gothik bildet den schönsten Gegensatz gegen die düstere Vertiefung, welche sich in der Krypta bekundet hat; so verschwindet nunmehr der Kryptenbau und kehrt nur in seltenen Ausnahmsfällen, zumeist nur wo besondere lokale Veranlassungen vorlagen,

wieder. Die in sich abgeschlossene Halbrundlinie im Grundrisse des romanischen Chorschlusses konnte den gesteigerten Bewegungen der Gothik, ihrer gegliederten Wölbungsweise, ihrem Strebesystem nicht mehr entsprechen; statt ihrer erscheinen daher durchgehend eckig gebrochene Linien. Zum Theil, namentlich bei einer großen Folge von Prachtkathedralen (französischen Systems) gewinnt die Grundrißdisposition des Chores eine reiche Gliederung, schon vorhandene Elemente jüngerer romanischer Disposition aufnehmend und weiter durchbildend, mit Umgang und buntem Kapellenkranz; zum Theil fühlt man sich aber auch in einfacheren Weisen der Anordnung befriedigt.

Eine Fülle von Combinationen im Grund- und Aufbau, von statischen Funktionen und deren ästhetischem Ausdruck, von Wirkungen und Gegenwirkungen, von ihrer Auflösung in dekorativen, aber für die Totalität der Wirkung stets beziehungs- und einflußreichen Formen entwickelt sich in den Bauwerken des gothischen Systems. Sie gehen aus einer machtvollen Strömung des Gefühles hervor, aber sie nehmen gleichzeitig alle Kräfte des Verstandes in Anspruch. Nur die besonnenste und umfassendste Berechnung bewältigt das vielgegliederte Ganze. Und wie die Kühnheit der Conception sich steigert, wie sie von Wundern zu Wundern der formalen Wirkung fortschreitet, so folgt ihr auch der Scharfsinn des Calculs, oder vielmehr er ist es, auf dem diese Wunder sich aufbauen und unablässig erhöhen. Stets flüssiger wird die Bewegung, stets luftiger, der Masse spottend, werden die Höhentheile, die Wölbungen, die Bögen, die Wimberge, die Tabernakel, die Fialen, bis zuletzt der Bau des Thurmes sich dekorativ auflöst und statt seiner ein ätherisch durchbrochenes Werk in die Lüfte emporragt. Es ist die große handwerkliche Schule, der städtisch zünftige, von Meister zu Meister fortgepflanzte Betrieb und sein zu stets festeren Regeln ausgebildetes Gesetz, was diese Wunder des Calculs möglich und wirklich macht. Es ist die unmittelbare Verbindung der großartigsten geistigen Tendenzen der Zeit mit dem schlichten bürger-

lichen Handwerk, die hier zu Tage tritt. Aber das letztere war kein todtes, kein nur stoffliches Element; es mußte zugleich auf die geistige Conception eine seiner eigenthümlichen Natur entsprechende Rückwirkung ausüben.

Schon die allgemeinen Grundzüge des Systems bedingten ein nüchtern verständiges Verhalten, wie solches dem handwerklichen Geiste eignet, und ließen dasselbe mit in die Erscheinung treten. Jene Wunder des Calculs waren der Art, daß zu ihrer Würdigung der nachrechnende Verstand wesentlich mit in Anspruch genommen, die Naivität des künstlerischen Eindrucks beeinträchtigt ward. Die Folgerichtigkeit der Conception lag in den mathematischen Aufrissen des Werkes auf dem Pergament unzweifelhaft vor; aber ihre Klarheit, und somit die Reinheit ihrer Wirkung trübte sich bei der Fülle der Gegenwirkungen, welche in dem ausgeführten Bau nothwendig hervortreten mußten. Die Bildung der Detailformen entwickelte sich überall aus den Gesetzen der Bewegung, welche die gesammte architektonische Composition durchdrangen; wie diese, so sind auch sie neu und eigenthümlich und in den Anfängen des gothischen Styles, wo er der quellenden Kraft des Romanismus noch nahe stand, in den ersten Stadien seiner Entwicklung häufig in der That von überraschender Schönheit und Frische. Aber die Profilirung der Glieder wird nur zu bald (in den späteren Epochen durchaus) auf einen nüchternen Schematismus zurückgeführt, der sich als das Ergebniß einer entschieden handwerksmäßigen Schulregel bekundet. Massen und Füllungen, offne und geschlossene Flächen nehmen gern ein Stab- und Leistenwerk auf, welches dazu bestimmt erscheint, die in der Gesammtorganisation des Baues ausgesprochene Belebung in unabläßig wiederholtem Formenspiele nachklingen zu lassen; dasselbe verschlingt sich in den mannigfaltigsten Figurationen eines bunten, aus Zirkelschlägen construirten „Maaßwerkes“; aber es ist eben völlig die Gebundenheit des Zirkels, — wiederum die des mathematischen Calculs, — welche dieses Formenspiel auch bei seinen glänzendsten

Effekten, auch bei dem regſten Wechſel ſeiner Combinationen erfüllt, ein innerlich doch unbelebtes und ſomit im tiefer künſtleriſchen Sinne doch unbegeiſtigtes Weſen. Ueberall wird die an Zirkel und Lineal gebundene Hand des Meiſters erſichtlich.

So iſt auch das Phantaſtiſche, das in der romaniſchen Kunſt oft freilich barok ungeheuerliche, nicht ganz ſelten aber auch Bildungen eines hohen und graziöſen Reizes hervorgebracht hatte, von dem gothiſchen Styl zumeiſt ausgeſchloſſen. Es ſteht eben der Ehrbarkeit und Beſchränktheit des bürgerlichen Handwerkes zu fern. Das Ornament, welches Naturformen nachbildet und welches früher zur Entwickelung des phantaſtiſchen Sinnes beſonders häufige Gelegenheit gegeben hatte, iſt im Ganzen von wenig vorwiegender Bedeutung. Die Pfeiler des baulichen Innern haben als Kapitälſchmuck einen ſchlichten Laubkranz, die Giebel, Fialen und Thurmſpitzen des Aeußern eine Beſetzung mit Blattwerk, gewiſſermaßen ein letztes Ausblühen jener unabläſſigen architektoniſchen Bewegung andeutend, zu deſſen Form die heimiſche Vegetation das Vorbild gibt. Figürlich dekoratives Element erſcheint beſonders an den Waſſerausgüſſen, welche die Sorge für eine regelrechte Ableitung des Waſſers bei ſo ſehr complicirten baulichen Anlagen nöthig machte; ihre Funktion gibt zu naiv humoriſtiſcher, oft ſehr derber (und ſelbſt brutaler) Darſtellung Anlaß. Zuweilen äußert ſich in der figürlichen Darſtellung der alte phantaſtiſche Zug, (z. B. in der Geſtaltung ungeheuerlicher aus Menſch und Thier zuſammengeſetzter Weſen); doch iſt eine einfach realiſtiſche Auffaſſung überwiegend. Nicht ſelten ſteigert ſich der in den dekorativen Theilen beliebte Humor zur Ironie und ſelbſt zur Satire; dieſe wendet ſich gern, oft mit Bitterkeit, gegen die Vertreter der großen geiſtigen Macht, gegen Prieſter und Mönchthum. Es macht ſich in alledem, von der naiven Nachbildung heimiſcher Naturform bis zu dieſer Satire, ein neues Einſetzen volksthümlichen Dranges bemerklich, auch ein Zeugniß jenes geheim fortgährenden Widerſpruches gegen die herrſchende Macht, das nicht wohl ausbleiben konnte.

Aber das Prinzip der letzteren behält vorerst das entschiedene Uebergewicht.

Der vorzüglichsten baulichen Stellen für plastisches und gemaltes Bildwerk ist schon gedacht. Dasselbe ist für die Totalität des baulichen Werkes von wesentlicher Bedeutung. Es ordnet sich denjenigen Stellen ein, die nicht als Organ der architektonischen Bewegung oder des Gerüstes der architektonischen Composition erscheinen, und füllt sie mit Gebilden des individuellen Lebens; es tritt hinzu, wo jene Bewegung ihre reichste Entfaltung gewinnt, und gibt dieser den vollendeten Ausdruck.

Die Glasmalerei, in der Epoche des romanischen Styles ein Kunstfach von geringem Belang, trägt zu der eigenthümlichen Innenwirkung des gothischen Gebäudes in entschiedenem Maaße bei; das Aeußere empfängt durch die Skulpturausstattung, zumal in seinen lebhafter gegliederten Theilen, den charakteristisch bezeichnenden Abschluß. Ueberall lösen sich die architektonischen Gliederungen an den entsprechenden Stellen in einer Weise, daß sie, in Consolen, Nischen, Tabernakeln u. s. w., eine Vorbereitung für den Eintritt der bildnerischen Formen bekunden; bei dem innerlichen Zusammenhange des Systems wirkt diese Bezugnahme auf die bildnerische Form und deren Gesetz in der That auf die formale Behandlung des architektonischen Ganzen zurück. In demselben Maaße ist umgekehrt die bildnerische Gestaltung von der Architektur, von dem Zuge der in ihr sich ausdrückenden Bewegung bedingt. Durchweg steht das Bildwerk im nächsten Anschlusse an den architektonischen Organismus, aus seinen Formen unmittelbar hervortretend, von seinen Linien eng umgeben; es schließt sich bereitwillig diesem Organismus an; es spiegelt den bewegten Drang, das aufwärts strebende Leben seines formalen Systems wieder. Ein langgezogener Fluß der Linien, durch die Geberde der Gestalten motivirt, in ihren weiten Gewandungen mehr oder weniger kunstvoll durchgeführt, gibt ihrer Erscheinung dieselbe typische charakteristische Eigenthümlichkeit. Ein anderes Moment für die Totalität der künst-

lerischen Wirkung, wenigstens des baulichen Innern, beruht in der durchgebildet polychromatischen Ausstattung der Skulptur und des feineren architektonischen Details und in der hiedurch gewonnenen Vermittlung zu der Farbenglut der Fenster. Das Maaß dieses polychromatischen Verhältnisses ist jedoch, wie es scheint, sehr verschieden; in einzelnen Fällen zeigt sich eine Ueberfülle farbiger Ausstattung, durch welche die künstlerische Gesammtentwicklung allerdings empfindlich beeinträchtigt wird.

Es fehlt, was die allgemeine Fassung der bildnerischen Gestalt betrifft, nicht an Uebergängen aus der antikisirend spätromanischen Behandlungsweise in jene abweichenden Typen, welche das neue architektonische Stylgesetz vorschreibt. Gleichzeitig aber machen sich die letzteren auch in aller Strenge geltend, den bildnerischen Sinn abermals auf ein primitives Beginnen zurückführend. Ihre Behandlung, ihre künstlerische Entwicklung empfangen diese Typen wiederum aus der allgemeinen geistigen Strömung der Zeit. Der Grundzug einer schwärmerischen Gefühlsrichtung bedingt die Lebenssphäre dieser Gestalten, die Geberde, in welcher sich ihre Willensfähigkeit, den Ausdruck der Köpfe, in welchem sich ihr geistiges Vermögen ausspricht. Die typische Gebundenheit löst sich in eine zumeist weich geschmolzene Bewegung, von schlichterer Erscheinung oder von der eines übertriebenen Affektes, gern eine zierliche Wirkung erstrebend, in glücklichen Fällen zu Adel und hoher Grazie ausgeprägt. Aber die Allgemeinheit der geistigen Stimmung bleibt ebenso überwiegend wie das Wechselverhältniß zu den formalen Bedingnissen der Architektur. — Die räumliche Ausbreitung der bildnerischen Ausstattung, wie solche durch die Entwicklung des gothischen Bausystems vorgeschrieben war, gibt neuen Anlaß zur Aufstellung *cyklischer Bilderfolgen*. Das gedanklich dogmatische Element, zum Theil in symbolischer Fassung, ist auch hier, wie schon in der Kunst des romanischen Styles, die Hauptsache. Aber der unmittelbare Bezug zu der baulichen Gliederung, die stets enge Umgrenzung der einzelnen bildnerischen Darstellung durch die

baulichen Formen nimmt dieser gleichzeitig die Gelegenheit zur breiteren, selbständig freieren Entfaltung. Ueberall bleiben die Gestalten einzeln für sich, ob zum Theil auch in unermeßlicher Fülle, in Nischen, Tabernakeln, Fenstergittern, neben einander geordnet, bleiben die Gruppen in enge Füllungen (z. B. die Limetten der Portale) zusammengepreßt und hiemit auf das nothwendigste beschränkt. Der gedankliche Gehalt, schon an sich mit Formen von typischem Gepräge leicht befriedigt, findet somit im Wesentlichen nur in der Darstellungsweise, welche das architektonische formale Gesetz vorgezeichnet hatte, seinen Ausdruck. Was sich hievon als Ausnahme geltend macht, beruht auf Verhältnissen, denen im Einzelnen Rechnung zu tragen ist.

Die Composition des bildnerischen und des dekorativen Einzelwerkes gothischer Kunst steht nicht minder unter dem gebieterischen Einfluße des Gesammtsystems. Ueberall zeigt sich der Reflex jener Totalität und der gegenseitigen Bedingtheit der wirkenden Kräfte; überall, ungleich entscheidender als bei den Stylformen anderer Epochen, findet sich die Hindeutung auf das architektonische Bedingniß, die zum Theil sehr weit getriebene Nachahmung der baulichen Formen, die ursprünglich einem besonderen structiven Systeme zum besonderen ästhetischen Ausdrucke dienen sollten. Die bildnerische Gestalt wagt es nicht, frei zu erscheinen; sie bedarf des Baldachins, des Tabernakeleinschlusses zur Sicherung und Rechtfertigung ihrer Existenz; zusammengesetzte Werke veranlassen eine überaus reiche Durchbildung, eine bunt dekorative Aufgipfelung dieser architektonischen Umgebung. Ebenso schmückt sich das Prachtgeräth mit Formen, welche das System des architektonischen Aufbaues nachbilden, zumeist sehr weit über seinen eigentlichen formalen Zweck hinaus, oft in zierlichstem Spiele, oft freilich auch, ein natürliches Ergebniß handwerksmäßigen Betriebs, in sehr gedankenloser Verwendung dieser Formen. —

Die Kunst des gothischen Styles gedeiht, nach ihren ersten, zögernden Anfängen, in rascher Folge zu jener Entwicklung,

welche ihre innerliche Consequenz, das durchgehend Charakteristische und Beziehungsweise ihrer Erscheinungen feststellt, welche sie zum bewältigenden Ausdruck der Zeitstimmung macht und die Ausbreitung ihrer Herrschaft sichert. Die romanische Form, wie hartnäckig diese in einzelnen Districten auch ihr Dasein zu behaupten sucht, zu wie hoher und eigenthümlicher Vollendung sie sich in einzelnen Fällen ausgebildet, welche Concessionen sie in einzelnen Werken schon dem gothischen System gemacht hatte, muß im Laufe der Zeit überall den Ansprüchen der letzteren weichen. In stets gesteigertem Maaße vermehren sich die Kräfte zur stets kunstreicheren Durchbildung dieses Systemes. Aber das System hatte von vornherein den Keim der Auflösung in sich. Schon in jener Verbindung des Widersprechenden, worauf seine Existenz beruhte, in der Verbindung der höchsten spiritualistischen Tendenz mit der Kälte des Handwerkes, lag dieser Keim; künstliche Speculation und Schematismus waren die Folge davon. Weiter eingreifende Beeinträchtigungen mußten sich ergeben, als das System in Kreise übertragen ward, welche seinen Consequenzen, seinem ecstatischen Drange, seinen Wunderwirkungen nicht überall zu folgen gewillt waren. Hier heben die Umwandlungen an, welche sich durch nationelle Einflüsse ergaben. In verschiedener Weise strebte man dahin, die Uebermacht seines Höhendranges zu beruhigteren Wirkungen umzubilden; es werden im Folgenden Leistungen zu verzeichnen sein, welche auch in diesem Betracht als höchst anerkennungswürdige dastehen. Aber wie Bedeutendes in solchen Leistungen erreicht sein mochte, ein Bruch der Consequenz, somit des Kernes des Systems, war hiemit jedenfalls gegeben, ein Auseinandergehen seiner Elemente vorbereitet. Man erstrebte eine schlichtere Gesammtwirkung und überließ die treibende Kraft, welche doch in der Gesammtcomposition gegeben war, einer willkürlichen Bethätigung, einem launenhaft bunten Spiele. Man löste die Strenge des ursprünglichen organischen Zusammenhanges, so daß auch das bildnerische Vermögen

sich in selbständigerer Kraft entwickeln konnte; aber die Festigkeit des Systems ward hiedurch nur in erhöhtem Maaße erschüttert.

Die Werke aus der Spätzeit des gothischen Styles sind dem ursprünglich Erstrebten oft schon in erheblichem Maaße entfremdet. Zumeist nur das Dekorative, und dieses allerdings nicht selten in üppiger Entfaltung, hält noch spielend an den kunstreichen Combinationen der früheren Zeit fest. Die architektonische Räumlichkeit, im nüchternen Gefüge der überlieferten Formen, erscheint zumeist ernst in sich beschlossen, die bildende Kunst zumeist in gemüthvoller Sammlung, mit strebsamer Sorge den Erscheinungen des Lebens zugewandt, mehrfach auch auf's Neue von dem alten phantastischen Hauche erfüllt. Innerhalb der überlieferten Richtung der Kunst regt sich das Bedürfniß nach einer grundsätzlichen Neugestaltung; den Anstoß zu dieser giebt die erneute Wendung zu den Mustern des classischen Alterthums und ihrem künstlerischen Gehalt. Italien, namentlich die toscanische Kunst beginnt hiemit bereits in der Frühzeit des 15. Jahrhunderts, die übrigen Lande folgen etwa um ein Jahrhundert später. Es ist die Richtung der „Renaissance“, die in solcher Weise, die moderne Kunst begründend, an die Stelle des gothischen Styles tritt. Im Einzelnen bilden sich eigenthümliche Uebergangserscheinungen zwischen beiden. Eine längere Andauer der Gothik, tiefer in die Epoche der modernen Kunst hinab, findet nur in seltenen Ausnahmfällen statt.

J. G. Droysen.

Luther in Worms und sein Werk.

(1859.)

Nur unter einer Bedingung konnte Kaiser Karl V. des Papstes sicher sein. Vor den Angriffen Luthers und der gewaltigen nationalen Bewegung, die sie hervorgerufen, erbebte die päpstliche Macht in ihren Grundfesten; „sie erschraken bald, denn ihr Gewissen wußte sich schuldig."

Umsonst hatte die Curie gegen den kühnen Mönch den Bann geschleudert, umsonst ihn zugleich mit sanften Worten zu kirren versucht; nur immer lauter erhob er seine Stimme, die Kirche Christi aus der Gewalt des Papismus, das Evangelium aus dem Wust von Tradition und Menschensatzung zu retten, der Reformation, deren es bedürfe, den Weg zu bahnen, einer Reformation auf Grund der heiligen Schriften und des lebendigen Glaubens, der allein rechtfertige.

Schon hatte er den „Adel deutscher Nation", die „weltlichen Gewalten" zu des christlichen Standes Besserung aufgerufen, hatte die Nobilität gelehrt, was der Obrigkeit Amt und Werk sei, „sintemal weltlich Herrschaft ist ein Mitglied worden des christlichen Körpers". Er hatte die „Freiheit des Christenmenschen" verkündet, „die das Herz frei macht von allen Sünden, Gesetzen und Geboten, welche alle andere Freiheit übertrifft, wie der Himmel die Erde", jene „herrliche Freiheit der Kinder Gottes". Und als die päpstlichen Nuntien und Agenten, aller seiner Appellationen auf die heilige Schrift und an ein

christlich Concil zum Trotz, seine Bücher verbrannt und seine Lehren verflucht hatten, zum Zeichen, daß, wenn die Curie gesprochen, nicht mehr zu untersuchen, sondern nur noch zu strafen sei, — da hatte Luther, „als dessen Gewissen genugsam verständigt und dessen Geist muthig genug von Gottes Gnaden", des Papstes Bannbulle verbrannt sammt dem canonischen Rechtsbuch: „denn wilt du wissen mit kurzem Wort, was im geistlichen Recht steht, so höre zu; es ist summa summarum: der Papst ist ein Gott auf Erden über alle, himmlisch und irdisch, geistlich und weltlich, und ist alles sein eigen."

Der Kaiser hätte am liebsten, wie er in seinen Erblanden gethan, einfach ein Edict zur Ausführung des Bannes ausgehen lassen. Aber eine Vorlage der Art war — Anfangs Februar — von den Kurfürsten, Fürsten und andern Ständen abgelehnt worden: „der gemeine Mann in deutschen Landen sei durch Luthers Predigt und Lehren in allerlei Gedanken, Phantasie und Fürnehmen also gekommen und gewachsen, daß man allein mit der Schärfe, des Luthers ungehört, nicht vorgehen könne, ohne große Unruhe und Empörung zu erwecken." Sie riethen: „daß man Luther nach Worms kommen lasse, ihn durch etliche gelehrte und der Sache verständige höre, aber mit ihm keineswegs disputire; daß wenn er widerrufe, was er wider den Glauben gelehrt und geprebigt, er in andern Punkten und Sachen ferner gehört und nach Billigkeit darin gehalten werde." Sie schlossen ihre Erklärung mit der Bitte an den Kaiser: „er möge bedenken, was Beschwerde und Mißbrauch jetzt dem heiligen Reich obliege und von dem Stuhl zu Rom begegne; er möge sorgen, daß dem ein Ende gemacht werde."

Schon in den Kölner Besprechungen hatte Friedrich von Sachsen, auf die Mittheilung von einem Bündniß mit dem Papst, dem Kaiser geantwortet: „zuvor müsse der Artikel der Capitulation, der von den Beschwerden gegen den Papst handle, erledigt werden;" und dieser Artikel forderte die Aufrechterhaltung der Fürstenconcordate, die vier Artikel von 1447. Jetzt

überreichten die Fürsten und anderen Stände einzeln ihre Beschwerden, die dann in den 101 Artikeln „Beschwerden der deutschen Nation" zusammengefaßt wurden; Beschwerden höchst energischer Art, Forderungen, die mit dem was Luther lehrte und forderte in Vielem zusammentrafen. „Die schwerste Verdammniß der armen Seele", so schließt Herzog Georg von Sachsen seine Artikel, „erwächst aus dem Aergerniß, das der geistliche Stand giebt; daher ist nöthig, daß eine gemeine Reformation geschehe, die nicht bequemer gemacht werden kann denn durch ein christlich Concil."

Also der Fürst, welcher seit der Leipziger Disputation entschieden feindselig gegen Luther stand, war im entferntesten nicht gemeint, den Papismus zu vertreten; aber daß ein Einzelner, weder Fürst noch Bischof, sondern einer aus der Masse sich des großen Werkes vermaß, „als sei er allein lux mundi, ein Licht der Welt", das schien ihm höchst strafbar.

Und wieder Kurfürst Friedrich that, was er that, nicht in der Meinung, Luthers Lehre zu vertreten; wie er denn bis an sein Ende in der alten Gewohnheit des Glaubens mit Messen, Reliquien und allem äußeren Dienst geblieben ist; er glaubte, daß er „diese Sachen weder urtheilen noch rechtfertigen solle als ein Laie, doch geneigt und willig, der obsiegenden Wahrheit zu weichen."

Nach seiner Ansicht hatte die Kirche in ihren Ordnungen zu entscheiden, was christlich sei oder nicht; aber er hielt es für seine landesherrliche Pflicht, jeden in seinem Recht zu schützen; und die Curie schien ihm mit dem Bann im Unrecht zu sein.

Zwischen beiden Ansichten — und die Georgs war auf dem Reichstag die vorherrschende — fand die kaiserliche Politik in geschickter Wendung ein Mittleres. Wenn die Nuntien mit allem Eifer gegen Luthers Ladung nach Worms sprachen, so gab ihnen der Kaiser nicht nach; nach dem Antrag der Stände lud er Luther nach Worms, aber nur zum Zweck des Widerrufes, „ohne Disputiren." Er legte den Ständen die weitere

Frage vor, ob nicht zuvor Luthers Bücher „mit Feuer, Waſſer oder anderem Weg“ ſollten vernichtet werden, und was zu thun ſei, wenn Luther „auf die Sicherheit und Geleit nicht kommen, oder ſo er komme nicht widerrufen wolle. In dem einen wie andern Fall war die Antwort der Stände, ſollte Luther „für einen offenbaren Ketzer, dazu er verdammt iſt, von männiglich gehalten und mit Mandaten gegen ihn procedirt werden.“

„Wollte Gott, ich könnte Martino etwas Gutes zu der Billigkeit ausrichten, ſollte an mir nicht mangeln,“ ſo ſchrieb der Kurfürſt Friedrich (16. April); aber die Sache war ihm aus den Händen gewunden.

Man weiß, wie dann Luther vor Kaiſer und Reich erſchien; wie er ſich bekannte „allein auf das heilig, frei, lauter und klar Wort Gottes, das billig ſoll obſchweben und allen Menſchen Richter bleiben.“

Schon da hätte man den Stab über ihn brechen können; aber es lag den Politikern mehr daran, ihn zu verlocken oder zu ſchrecken. Joachim war mit Richard von Trier und Georg von Sachſen in dem Ausſchuß, der ihn zu bereden ſuchen ſollte, ſeine Bücher „auf Kaiſ. Maj. und der Stände des heiligen Reichs Erkenntniß zu ſtellen.“

Luther nennt jenen Erzbiſchof von Trier einen geſchickten Weltmann; alle dieſe Prälaten und Fürſten, dieſe Staatsmänner und Humaniſten waren gewohnt, die Dinge zu drehen und zu wenden, mit ihrer Anſicht ſich nach den Umſtänden zu richten. Es mochte ihnen höchſt unpolitiſch, höchſt anſtößig erſcheinen, wenn nun Luther mit ſeinem „ich kann nicht anders, Gott helfe mir“ ihrem Diplomatiſiren ein Ende machte.

Aber in das Herz der Nation traf er mit jenem Wort; er weckte die Gewiſſen. „Seid ſtark in dem Herrn und in der Macht ſeiner Stärke,“ ſo predigte er ihnen, „denn er will nicht ſo loſe Chriſten, die nichts mehr davon bringen denn das Wiſſen und Waſchen, und nicht denken wie ſie es ins Leben bringen; ſondern ſie ſollen wiſſen, daß es müſſe gelebt und gethan

werden; treibt Gottes Wort in euer Herz hinein, daß aus beidem Ein Ding werde, und ihr der Sache ſo gewiß ſeid als eures eignen Lebens."

Es war eine neue Gewißheit, die er den Menſchen gab oder wiedergab, die durch den Glauben allein. „So ſeid ihr nun nicht mehr Chriſten und Fremdlinge, ſondern Bürger mit den Heiligen und Gottes Hausgenoſſen, erbauet auf den Grund der Apoſtel und Propheten, da Chriſtus der Eckſtein iſt, auf welchem der ganze Bau in einander gefüget, wächſet zu einem heiligen Tempel in dem Herrn; auf welchem auch ihr miterbauet werdet zu einer Behauſung Gottes im Geiſt."

Das war Luthers Zeugniß in Worms; in dieſer Gewißheit „durch den Glauben allein" ſtand er da trotz Kaiſer und Reich, trotz Papſt und Kirche, unbezwungen und unbezwinglich.

Das Wort, das lang geſuchte und erſehnte, war gefunden, geſprochen, zum erſten Mal bewährt. Die neue Zeit hatte ihre Loſung.

Unſrer Nation die Loſung ſchwerſten Kampfes, tiefſter Zerrüttung; der Anfang eines neuen Actes in dem großen Trauerſpiel unſerer Geſchichte.

Mußten die Dinge ſo furchtbaren Weges weitergehen? Und wenn vorauszuſehen war, daß ſie es mußten, wäre es da nicht beſſer geweſen, umzukehren und die Sache Gott anheim zu geben?

„Ich kann nicht anders", hatte Luther geſagt. Wohl ſah er, daß ſein Wort wie ein zündender Funke in die Herzen ſchlage; es war nicht ſeine Schuld, daß es zum zehrenden Feuer wurde.

Wie anders wäre der Gang der Dinge geworden, wenn ein rechtes Regiment im Reich ſie geleitet hätte. Nun ſtand Kaiſer Karl an der Spitze; auch er mochte ſagen: ich kann nicht anders. Er maß ſeine Aufgabe an dem, was er war und hatte; in ſeiner großen vielbedingten Macht lag für ihn eine Fülle von Verpflichtungen und Nothwendigkeiten, deren er ſich nicht entſchlagen konnte. Und das hätte man wiſſen können, als er ſich um die Wahl bemühte; warum hatte man ihn gewählt?

Wir konnten nicht anders, durften auch die Wähler sagen. Sie hatten wohl die Gefahr dieser Wahl erkannt; sie hatten ihr in der Wahlcapitulation zu begegnen gesucht; schon war vorauszusehen, daß auch dieser letzte Nothanker nicht halten werde. Wie anders wäre man gefahren, wenn jener schöne Bau ständischen Regiments, der schon da gestanden, nicht von den Fürsten und Ständen des Reichs versäumt und niedergebrochen worden wäre.

Auch diese mochten sagen: wir konnten nicht anders; wir hatten unsere nähere Pflicht gegen Land und Leute; uns lähmte der Widerstand unserer Städte; warum auch hat die erschlaffende Reichsgewalt es geschehen lassen, daß wir abhängig wurden von denen, die uns gehorsamen sollten, und Mühe hatten, uns selbst zu retten, da uns das Reich nicht schützte?

Und so jeder an seiner Stelle; jeder hatte die Dinge nehmen müssen, wie sie waren, und sich in die Zeit schickend, mehrte er das unheilvolle Erbe, daß nach ihm Kinder und Enkel es gleichen Weges weiter mehrten.

Eine endlose Kette, wie in der Tragödie der Griechen die uralte Schuld im Tantalidenhause sich durch die Geschlechter wälzt, bis endlich ein Oreſtes, dem Gott folgend, in schwerster That den Anfang der Sühne bringt.

Nicht so ein neuer Anfang war Luthers Werk, daß nun plötzlich alles um ihn her sanft, heiter, ein neuer Friede geworden wäre.

Er hatte in tiefster Demuth, in der Zuversicht begonnen, daß das, was er, von dem lauteren Wort Gottes geleitet, innerlichst durchlebt, so gewiß es lebendiges Christenthum sei, ebenso gewiß dem Leben und Wesen der Kirche entspreche. Aber diese Kirche stieß ihn von sich; nicht bloß ihn, sondern auch das Zeugniß, auf das er sich berief, das Wort Gottes; das sollte schweigen gegen ihre Tradition, ihre Satzungen, ihre Hierarchie.

Er mußte „hindurchbrechen". Mit Macht und Eifer und gewaltiger Hand mußte er das riesige Gebäude von Jahr-

hunderten, diese Kirche, deren Eckstein Rom war, erschüttern und stürzen.

Und was war nicht kirchlich? Die Gewohnheiten, die Meinungen, die Ordnungen in Staat und Familie, das ganze Leben der Menschen, unermeßliche Güter, alles stand in diesem hierarchischen System, das nun in seinen Grundlagen bebte. Es gab nichts, das nicht mit erschüttert, bis in sein innerstes Wesen, in dem Gedanken seines Daseins getroffen wurde.

So begann ein unabsehbares Werk. Und die erste Wirkung war, daß die gewohnte Bewegung der Dinge stockte und ihr reich entfaltetes Leben welk wurde; die zweite, daß die todten Blätter, Aeste und Stämme im nächsten Wetter niederbrachen. „Lasset die Todten ihre Todten begraben."

Es hat nie eine Revolution gegeben, die tiefer aufgewühlt, furchtbarer zerstört, unerbittlicher gerichtet hätte. Wie mit einem Schlage war alles gelöst und in Frage gestellt, zuerst in den Gedanken der Menschen, dann in reißend schneller Folge in den Zuständen, in aller Zucht und Ordnung. Unermeßliche Besitze hörten auf in ihrem Rechtstitel und seiner Voraussetzung gewiß zu seyn; die geistlichen Gerichte mit ihren weiten Competenzen hörten auf, das Regiment der Ordinariate erlahmte; mit der nicht mehr geglaubten Zauberwirkung geistlichen Segens schien der Zusammenhang aller sittlichen Gemeinsamkeiten zerrissen. Alles Geistliche und Weltliche zugleich war aus den Fugen, chaotisch.

Und in dieser unermeßlichen Gährung gab es keinen festen Punkt als das lautre Wort Gottes, keine ungebrochene Kraft als die „aus dem Glauben allein."

Staunenswürdig ist der Ernst, die Tiefe, die Wahrhaftigkeit des Geistes, der in sich gerungen, bis er jene Erkenntniß fand und begriff und sich mit ihr erfüllte. Staunenswürdiger, daß er Angesichts der ungeheuren Bewegung, die sich auf ihn berief, der Verirrungen und Zerrüttungen, die sich rings um

ihn her aufthaten, auch nicht einen Augenblick irre geworden ist. „Wenn das Werk von Gott ist, so wird es bestehen.“

Aber es trat diese neue Predigt in eine Welt, die tief zerrüttet, von Leidenschaften zerrissen, voll Trug und Wahn, in Gier irdischen Genusses versunken war. Sie konnte nicht wie ein Zauber wirken, der die Menschen plötzlich zu Heiligen gemacht hätte. Den innersten Kern des Menschen treffen, erschüttern, ihm nicht Ruhe lassen, bis er das Eine ergriff, was Noth that, das nur konnte sie. Nicht auf Wunder ohne Zwang war sie gestellt, sondern auf Freiheit. „Du mußt es selbst beschließen.“

Viele faßten nur das lockende Wort von der Freiheit, die das Evangelium bringe. Viele wähnten, in schwärmerischem Ueberreiz sich und andere täuschend, das äußere geschriebene Wort entbehren, von dem Geist Gottes unmittelbar, in übernatürlicher Weise ergriffen sein zu können. Vielen war der allgemeine Kampf gegen die alte Kirche nur der Vorwand, ihr Gut zu plündern, ihre Rechtsbefugniß zu gewinnen. Verworrenes, Arges genug geschah unter dem Namen des Evangeliums.

Aber auch die, welche mit herzlicher Treue sich ihm zugewandt, wie viel hatten sie zu ringen, bis sie „das Evangelium leben“, bis sie aus dieser tiefinnersten Wiedergeburt ihr Tichten und Trachten wandeln lernten? Wie schwer wurde es auch den Besten, die altgewohnten Vorstellungen, die alte Uebung hierarchischen Herrenthums, die scholastische Rechthaberei, den Hochmuth der Verketzerungen abzuthun?

Wer gar in dem Kampf des praktischen, des politischen Lebens stand, wer die Pflichten, die er als Lenker einer Stadt oder eines Landes hatte, die Abwehr gegen rivalisirende oder übermächtige Nachbarn, gegen den Kaiser, der seine Obrigkeit war, mit seinem evangelischen Gewissen vereinigen sollte, der mochte oft genug schwer irren, schweres Aergerniß geben.

So wenig fertig war „die Reformation“ mit den Thesen

Luthers oder mit dem Tage von Worms, mit der Proteſtation von 1529 oder dem Augsburger Bekenntniß.

Sie iſt es noch heute nicht; in jedem ihrer Gläubigen erneut ſie ſich, arbeitet ſie weiter. Das iſt ihr Segen und ihre Kraft. Auch denen gegenüber, die ſich ihrer Kirche rühmen als einer wandelloſen, unfehlbaren, vollendeten. „Nicht, daß wir es ſchon errungen hätten, aber wir trachten dem nach, daß wir es erringen.“

Karl Gutzkow.

Der Gasthof zum Pelikan.

(1850.)

Von dem wunderbaren Vogel, der sich selbst die Brust aufschlitzen soll, um seine Jungen vor dem Verhungern zu schützen, sah man auf dem Wirthshause, das seinen Namen trug, ein hölzernes, ziemlich verwittertes Abbild über dem Thorwege. Auch der rothe, blutähnliche Anstrich des zweistöckigen, mit mehr Holz als Steinen aufgebauten Hauses erinnert an jene Sage, welche die Naturforscher leider nicht bestätigen wollen. Ob im Uebrigen der aufopfernde Geist eines Pelikans in dieser Fuhrmannsherberge waltete, mußte erst die Rechnung ausweisen, die die Brüder später zu bezahlen hatten. Vorläufig sahen sie sich vergebens nach einem würdigen Empfange um. Der Thorweg war leer. Keine dienende Pelikanschwinge flog ihnen entgegen und schon schickte sich Dankmar, ungeduldig das Pflaster des Thorwegs stampfend, an, einige allarmirende Donnerwetter in den stillen Sommerabend, in dessen Ruhe sich auch der Pelikan wiegte, und ein jetzt ertönendes Hundegebell zu schleudern, als plötzlich einem freudigen Aufschrei auf dem Hofe folgende, im Harzdialekte gesprochenen Worte sich anreihten: Ei der Tausend! Sind Sie's denn wirklich? Musje Dankmar und Musje Siegbert! Kennen Sie mich denn nicht mehr? Die Kathrine Bollweiler aus Thalbüren, die bei Ihrem Herrn Vater selig gedient hat? Besinnen Sie sich nur! O Gott, o Gott, wie kommen Sie denn nur daher? So und ähnlich variirte noch

der Gruß fort, mit dem die beiden Brüder beim Eintritt in den Hof des Pelikans empfangen wurden. Hier unter halbabgeladenen Fuhrmannswägen, unter Strohhaufen, pittoresken und nicht nach Alpenflora duftenden Düngerhügeln, nicht minder stark parfümirten Stalleimern wurden sie von einer kleinen Frau begrüßt, die eben aus der Küche trat mit einer Schüssel voll frischen Salats, an den dem Garten zu gelegenen Brunnen wollte, um ihn zu waschen, sie erst groß und starr anblickte und musterte und dann, die Schüssel geradezu auf den Mist stellend, in obige Worte ausbrach. Grüß Gott! Grüß Gott! Sie ist die Kathrine aus Thalbüren! sagte Dankmar, die muntere Köchin erkennend. Das trifft sich ja gut und besser als gut! Wie kommt Sie denn funfzig Stunden weit vom Harze her in die Küche hier vom Pelikan? Aber Kathrine konnte sich nicht sammeln. Ihre Freude hatte noch nicht kräftigen Ausdruck genug gefunden. Besonders hing ihr Auge an dem Siegbert, der ihr freundlich die Hand bot. Musje Siegbert! rief sie einmal über das Andere. Ach, was für Herren sind das geworden! Gesehen hab' ich Sie beide schon oft, wenn Sie hier vorbeigingen. Immer wollt' ich Ihnen nachlaufen und rufen. Aber ich hatt's Herz nicht und da dacht' ich: du sparst es dir einmal auf einen Sonntag Nachmittag auf, um sie lieber einmal ordentlich da zu besuchen, wo Sie wohnen; denn ich weiß, wo Sie wohnen, in der Neustraße. Das weißt du? sagte Dankmar mit gutmüthigem Spott. Und Sonntags Nachmittags? Sieh! Sieh! Gerade das ist die Stunde, wo wir immer ganz sicher zu treffen sind! Das hätte sich ja nicht schöner machen können, Kathrine Vollweller. Siegbert, den es rührte, eine Magd seiner Aeltern hier anzutreffen, und der Dankmar's Spott nicht leiden mochte, fiel ihm in die Rede: Woher denn weißt du unsere Wohnung, Kathrine, und kommst nicht sogleich? Das will ich Ihnen sagen! antwortete Kathrine und stellte die Schüssel mit Salat vom Mist weg auf einen Strohhaufen während die Hühner gackernd herbeiliefen und der große Hofhund

an der Kette, der anfangs ganz allein die Fremden mit seinem fürchterlichen Bellen begrüßt hatte, sich endlich beruhigte: Mein Mann ist ja der Fuhrmann Peters aus Angerode, der alle Augenblicke einmal etwas bei Ihnen zu bestellen hat, und da hat er mir gleich, wie wir hierher zogen, gesagt, wo die Kinder meiner alten braven Herrschaft wohnen — aber man kommt so schwer ab. Abzugeben? Wohnen? fiel Dankmar hastig ein. Peters? Wo steckt er denn? Seinetwegen kommen wir ja hier in den Pelikan. Ich pass' auf ihn jede Stunde, fiel Kathrine ein. Wir sollten ihn schon heute Morgen von Schönau her erwarten, was immer seine letzte Station ist; aber es muß ihm etwas passirt sein.... Das will ich nicht hoffen! polterte Dankmar. Ich erwarte, daß er mir einen großen Schrein bringt, der mir wichtig ist.... Weiß ich ja, sagte Kathrine pfiffig. Hat's mir ja geschrieben von Angerode. Aber das Wetter macht zu heiß. Da zieht sich's langsam im Sande. Die Gäule verschmachten und die Fliegen thun auch das Ihrige. Heute Abend kommt er aber noch ganz gewiß. Es schwant mir wenigstens. Weißt du was, Kathrine? Wir warten hier die Erfüllung deines schwanenden Gemüthes ab. Kann man denn in diesem Pelikan ein Plätzchen finden, im Freien, ohne Stallgeruch, einen Trunk aus gutem Keller, einen Nachtimbis aus deiner bewährten Küche? Mir brenzelt's und prasselt's im Gemüth, seit ich dich sehe, wie von Eierkuchen und andern holden Jugenderinnerungen,... Hurtig! Hurtig! rief eine feine, sonderbar keuchende Stimme hinter ihnen. Sie wandten sich um und bemerkten eine dicke Figur, die sich inzwischen zu den Redenden gesellt hatte. Ohne Zweifel war dies der Wirth zum Pelikan. Der stattliche Herr war im leichtesten Sommernegligée. So fett, daß sein Schweiß, wie Fallstaff sagt, die Erde spicken konnte, beförderte er auch in seiner Kleidung diesen heilsamen Einfluß auf die Fruchtbarkeit des Bodens, Hals und Brust waren offen, die Hemdärmel aufgestreift. Er schien unter dem hohen Stand des Thermometers sehr zu leiden. Keuchend und

mit dünner Stimme sagte er: Hinter der Scheune ist ein Garten, meine Herren, und die Kegelbahn. Wochentags kommt keine Gesellschaft. Wenn's Ihnen nicht zu still da ist und zu einsam.... Grade recht, wenn's still ist, fiel Dankmar ein. Und nun, Herr Wirth, Zauberwinke! Herrscherbefehle! Bier, Wein, Coteletts, Salat.... Nein, Eierkuchen! fiel Kathrine lachend ein. Eierkuchen, wie man ihn in Thalbüren backt. Eierkuchen, wie man ihn in Thalbüren backt! riefen die Brüder fast einstimmig. Der dicke Wirth lachte und wackelte voraus, ihnen das Gartenstacket zu zeigen. Kathrine hinterher voll-seliger Freude. Sie war sauber und reinlich gekleidet; die Haube, ihren verheiratheten Stand anzeigend, bedeckte das Gesicht einer noch recht schmucken Dreißigerin. Sie führte dem Dicken die Wirthschaft. Es gibt Frauen, die soviel Tugenden haben, daß sie fast für zwei Männer ausreichen. Der behaglich schmunzelnde Wanst rückte den Brüdern am Ende der Kegelbahn dicht an einem Bach, der den Garten begrenzte, einen Tisch zurecht. Das Plätzchen lag gar angenehm im Grünen. Ein voller Apfelbaum beschattete den Tisch mit seinen zackigen Aesten. Die im Untergehen begriffene Sonne warf ihre letzten röthlichen Strahlen herüber. Käfer summten, Vögel zwitscherten von den Nachbargärten her. Sie konnten für die Mittheilungen, die dem ungeduldigen Dankmar auf der Zunge brannten, keinen stillern Ort finden. Schon kam auch Kathrine wieder zurück mit vollen Flaschen, einem Windlichte für die Cigarren und einem Teller voll groben und feinen Brotes zur beliebigen Auswahl. So! sagte sie; da sitzen Sie ja schon traulich beisammen. So schön wie in Thalbüren ist's freilich nicht. Die Aussicht fehlt — aber so ein Plätzchen gab's doch auch im Garten hinterm Pfarrhause. Und der Herr Vater — Gott hab' ihn selig! — wie gern saß der so Abends im Freien, wenn die Sonne unterging, und sprach dann wie ein Buch, trotzdem daß er's schwer auf der Brust hatte. Ich sagt's gleich, als es hieß, er ist Oberpfarrer in Angerode geworden. Ich war dazumal schon über sechs Jahre

an den Peters verheirathet. Ich sagt's gleich, als er in das alte steinerne Pfarrhaus von Angerode zog, da hat's keine Luft für den braven Herrn und seine kranke Brust. Alles von Stein da und die hohen Zimmer und keine Wärme, wenn auch die Oefen groß genug waren und das Freiholz nicht gespart wurde. Wie lange hat er's drin gemacht? Zwei Jahre! Du lieber Heiland, der brave Mann! Wohnt denn die Mutter noch ihr Witwenjahr in dem Hause? Ich weiß, sie haben's ihr nehmen wollen. Feinde hatte Ihr Herr Vater immer; Das wußten Alle und Keiner begriff's warum? So ein engelguter Herr und doch sollt' er nicht in die Stadt kommen, bis es vor seinem Ende doch sein mußte, und da war's sein Tod. In dem kalten Ritterhaus! Frau Peters, der Eierkuchen! rief der Wirth zum Pelikan, der neugierig zugehört hatte, dann aber die träumerische Versunkenheit seiner Gevatterin nun im Interesse der Bedienung vom Vergangenen doch aufstören zu müssen glaubte. Ein eigenes Zusammentreffen, begann Siegbert, als sie wieder allein waren, und fühlte an die Tasche, ob er sein anvertrautes Pfand, die hundert Thaler, auch noch bei sich hatte; diese Kathrine hier im Pelikan! Wir waren wol Jungen von etwa zwölf und vierzehn Jahren, als sie den Fuhrknecht heirathete. Wir selbst kommen uns kahl und schaal, zwecklos und ziemlich unnütz in der Welt vor, und ihr gehen wir auf wie die Engel und Propheten! Der Mensch weiß nicht, was Einer dem Andern ist! Sie hat nach uns geforscht, uns beobachtet, ein Wiederbegegnen mit uns für ein großes Lebensglück gehalten, das sie sich auf einen schönen Sonntag Nachmittag, vielleicht nach der Predigt, aufsparte, und ich wette, sie träumte im selben Augenblick glückselig von uns, während wir über irgend Etwas in Verzweiflung waren und keinem Menschen in der Welt von Wichtigkeit zu sein glaubten, als nur unserer Mutter und allenfalls unsern Gläubigern! Daraus siehst du, theurer Communist, sagte Dankmar, indem er seine Cigarre an dem von Kathrine hingestellten Lichte anzündete, daß die Armen auch nicht so ganz

elend sind, wie du dir denkst. Sie haben wirklich mehr Paradies als wir uns einbilden und selbst besitzen. Eine Landpartie Sonntags ist dem Handwerksmann eine so große Freude, wie dir vielleicht eine Einladung beim Prinzen Ottokar sein würde. Doch lassen wir jetzt unsere socialen Betrachtungen und besprechen wir ernstere Dinge. Weißt du, bester Bruder — Nichts weiter! unterbrach ihn Siegbert, ehe du nicht die Hauptsache berichtet hast: wie geht's der Mutter? Sie ist wohl, sagte Dankmar und schenkte die Gläser voll. Wohlan! Das geht voran! Die Mutter lebe hoch! Die Brüder stießen an. Die großen braunen Methgläser wollten nicht recht klingen. Der Wirth zum Pelikan schien keinen Wein zu führen. Doch war das Bier schmackhaft oder ließ sich wenigstens trinken. Und nun, Bruder, fuhr Dankmar fort, höre mir zu! Es ist eine feierliche Stunde! Ich bin begierig, welche Narrheit du auf dem Tapet hast, ergänzte Siegbert, während Dankmar sich räusperte und also begann: Siegbert Wildungen, älterer Bruder des sehr ehrenwerthen Dankmar Wildungen, malendes Vorbild eines malerischen Referendars! Es kann dir nicht unbekannt sein, daß sich die Geschichte unseres Hauses in die ältesten Sagen der Vorzeit verliert. Ich will nicht untersuchen, ob sich schon unter den Rittern der Tafelrunde ein Wildungen durch seinen Durst — ich meine nach Abenteuern — auszeichnete; soviel ist gewiß, daß am Hofe Karl's des Großen ... Theuerster Bruder, fiel Siegbert ein, sparen wir unsere Genealogie für lange Winterabende. Der Apfelbaum und die Johannisbeerhecken lachen uns aus, daß wir bei ihrem Duft in solchem alten Moder stöbern. Johannisbeerhecken? fragte Dankmar und nahm dabei eine wichtige Miene an. Johannisbeerhecken? Oder Stachelbeeren! Was scheidet uns da von den freundlichen Gärten der Nachbarschaft? Der Bach und die Hecken —? Johannisbeerhecken! In der That! wiederholte Dankmar hinüberblickend. Seit ich in Angerode meine Entdeckungen gemacht habe, stutz' ich bei Allem, was an Johannes, gleichviel ob den Täufer oder den Apostel,

erinnert. Bist du Freimaurer geworden? fragte Siegbert. Gewissermaßen, ja! sagte Dankmar. Ich war so frei, in Angerode zu mauern, Wände zu durchbrechen und Johannisbeeren, ... sieh, sieh, in welchem Zusammenhange könnten wol diese Beeren mit einem der beiden Johannes stehen? Warum nennt man überhaupt diese Beeren Johannesbeeren? Ohne Zweifel hat sie der Täufer Johannes in der Wüste gegessen, erklärte Siegbert. Oder ... weil sie um Johannis reif sind — fiel Dankmar ein. Schade, daß meine Auslegung prosaischer ist! Ich glaube, du bist närrisch, erwiderte Siegbert, ein wenig ärgerlich über den Humor des Bruders, der heute nicht ganz in seine Stimmung passen wollte. Genug, lieber Bruder, Johannisbeeren oder Stachelbeeren, fuhr Dankmar fort, soviel ist richtig, daß du selbst sehr eitel auf den alten Ursprung unserer Familie bist; denn auf deinem Molay hast du einen deutschen Tempelritter angebracht, der mit dem französischen Heermeister des Ordens stirbt, in deinen Flammen, die wunderschön gemalt, aber in dieser Weise historisch nicht motivirt sind. Das that ich aus gutem Bedacht, antwortete Siegbert; denn ein Hugo von Wildungen war der Ahn unsers früher adeligen Hauses, und wenn nicht Templer, doch Johanniterherr der deutschen Zunge in einem ehemaligen thüringischen Tempelhause. Und Gott segne diesen Hugo von Wildungen! fiel Dankmar mit Lebhaftigkeit ein. Er hat dir den anachronistischen Frevel, ihn zweihundert Jahre vor seinem in Rom erfolgten Tode schon in Paris verbrennen zu lassen, aus Anerkennung deiner dabei gehegten guten verwandtschaftlichen Absicht gnädiglich verziehen. Denn wenn ich in Halle und Berlin mein Oel nur einigermaßen nicht ganz verloren habe — oleum perdere, lieber Bruder, eine schöne lateinische Redensart für: seine Collegiengelder zum Fenster hinauswerfen —, so werden wir mit Hülfe dieses von dir verbrannten Hugo von Wildungen vielleicht Besitzer einer kleinen, runden, gemüthlichen Million. Siegbert konnte über diese Bemerkung nicht lachen; denn Dankmar sprach sie mit

einem solchen Ernste, das Blut schoß ihm dabei so in die Wangen, der Eifer trieb ihn so convulsivisch vom Tisch empor, daß er im ersten Augenblicke glaubte, sein sonst so nüchterner, nur im Praktischen lebender Dankmar wäre von einer fixen Idee befallen. Du staunst? fuhr Dankmar fort. Aber ohne einen triftigen Grund habe ich keine so wahnsinnige Eile gehabt, dich zu sprechen. Ohne einen solchen Sporn hätt' ich keine Sporen angeschnallt und mich auf einen jetzt vielleicht mit dreißig oder funfzig Thalern Verlust gemietheten Lasally'schen Fuchs gesetzt. Da mußte etwas vorgefallen sein, Herz, was sich der Mühe verlohnte, den Hals zu brechen; denn ich hatte die Absicht, dich aufzusuchen, wo du nur zu finden wärst, und nur dieser rothhaarige Proletarier, diese Kathrine Peters und die Johannisbeeren des Pelikans haben mich verhindert, dir Das sogleich mit der gehörigen Feierlichkeit anzukündigen, was mir seit fünf Tagen wie glühendes Feuer im Munde flammt. Siegbert, erstaunend über die Aufregung des Bruders, konnte nichts als, alle Gegenrede vermeidend, ihn bitten, deutlicher zu werden und in Ruhe zu erzählen, was er ihm anzuvertrauen hätte. Wohlan! Du bist von Thaldüren und dem angeroder Lyceum zur Akademie gegangen, fuhr Dankmar, sich wieder setzend, fort, ich zur Universität; wir haben in Angerode, aber nicht im Pfarrhause gewohnt, wo der Vater uns allzufrüh starb. Seine frommen Collegen gönnten ihm nicht, da zu wohnen, wo er sterben sollte; denn es war bekannt, daß er sich gern des alten Ursprungs unserer Familie rühmte und von der Pfarrwohnung in Angerode, dem ehemaligen Proseßhause der thüringischen Tempelherren, im Scherz wie von einem Stammsitz seiner Familie sprach. Bei dem kurzen Besuche, den du gerade beim Tode des Vaters in Angerode machtest, wirst du dich des alten verfallenen Nebengebäudes an dem Tempelhause erinnern ... Das ganze Gebäude, ergänzte Siegbert, regte mich immer auf's lebendigste an. Das Tempelhaus zu Angerode ist einer der schönsten Reste des Mittelalters. Die herrliche Façade mit den

symmetrisch geordneten Doppelfenstern, deren zwei immer ein Spitzbogen vereinigt, die beiden Giebel, ganz erinnernd an das alte, restaurirte Haus des Martin Behaim in Nürnberg, und selbst der Anbau, den man nicht zur Pfarrwohnung geschlagen hatte, obgleich verfallen und in gedrücktern Formen gehalten, doch gar lauschig und traulich. Dieser Anbau gehörte so unzweifelhaft zu dem Ensemble dieser ehrwürdigen alten Niederlassung, daß ich mich freute zu hören, wie nun auch diese Räume bestimmt sind, mit der Wohnung des künftigen Oberpfarrers und dem Schulhause verbunden zu werden. Und gerade in dem Augenblicke, ergänzte Dankmar, wo diese Uebergabe erfolgte, kam ich nach Angerode. Man wollte der Mutter erst ihren einjährigen Wittwensitz im Hause streitig machen, es wurde mir leicht, ihr Recht bei der Stadt durchzuführen. Schwieriger war es, ihr auch die Nutznießung des Anbaus zu sichern. Sie selbst verzichtete darauf. Du weißt, wie wenig sie bedarf. Aber ich wollte vom Rechte nichts vergeben sehen und bestand darauf, daß ihr auch diese jetzt freien Räume zur Verfügung gestellt wurden. Es war das Archiv und die Bibliothek des ehemaligen Tempelhauses, später Johanniterhofes. Das war ein Hetzen mit den Gerbern und Seifensiedern der Stadt! Die Einen wollten in dem alten Gemäuer ihre Felle aufbewahren, die Andern ihre Lichtdochte. Auch die Regierung kam und reclamirte den Ort zum Besten der wollenen Socken und leinenen Kostbeutel des Militärs. Aber ich trat als Advocat auf. Ich sagte ihnen: Diese Stadt Angerode hatte einst die Ehre, der Sitz eines reichen und mächtigen geistlichen Ritterhofes zu sein. Der Orden hat die Wohlfahrt der Stadt begründet. Als er in Folge der Reformation sich auflöste, wurde bestimmt, daß seine sämmtlichen Besitzthümer in Angerode an die Pfarrei der St. Johanniskirche übergingen. Mit dem Tempelhause selbst geschah Dies. Eure Pfarrer konnten in den kalten großen Räumen mit den steinernen Fußböden, die nur für Ritter bestimmt waren, alle eines frühen Todes an Gicht und Rheumatismus

ſterben, aber den Anbau nahmt Ihr zu dieſem und jenem profanen Zwecke. Aus dem alten Archiv und der Bibliothek machtet Ihr das Unwürdigſte! Gott ſei Dank! Jetzt iſt der Fleiſch- und Mehloctroi daraus vertrieben, denn Ihr Angeroder habt dem Staat den Mehl- und Schlachtzins durch directe Steuern abgekauft. Nun falle dieſer Raum an Die, denen er gehört, an Eure Seelſorger oder deren Witwen! So ſprach ich und ich hätt' es doch ohne Proceß nicht durchgebracht, wenn ſich nicht politiſche Freunde gefunden hätten, die die Sache ordentlich nach einem Princip auffaßten. Wie Das möglich war, weiß ich noch bis zur Stunde nicht; aber die Anbaufrage wurde Tendenzfrage, man machte einen Antrag bei den Stadtverordneten, und weil man Aufregung bei dem jüngern Theil der Bevölkerung und der mir raſch zugethanen arbeitenden Claſſe fürchtete, ſo hatten wir die Majorität, und die neuen Gelaſſe fielen nicht an die reichen Gerber und Seifenſieder, nicht an die Regierung, ſondern an die Geiſtlichkeit und deren Angehörige. Eine ſeltene Ausnahme in dieſen Tagen, bemerkte Siegbert, wo dieſer Stand eher herauszugeben als zu gewinnen gewohnt iſt. Der Stand that da nichts, fuhr Dankmar fort, das Recht und meine Popularität entſchied. Den alten angeroder Lyceiſten kannten Alle, feierten Alle. Das Gefühl, mit dem die große eiſenbeſchlagene Eichenthür, die von unſerm Schlafzimmer in den Anbau führt, von mir feierlich geöffnet wurde, entlockte der Mutter einen unwillkürlichen Seufzer, denn gerade da hatte das Sterbebett des Vaters geſtanden. Da war er in deinen Armen geſtorben, Siegbert, du kennſt die Stelle. Die Thür krachte in ihren Angeln. Seit drei Jahrhunderten war ſie nicht geöffnet worden. Der alte verroſtete Schlüſſel lag ſo lange auf dem Rathhauſe! Ein Schloſſer hatte einen ganzen Tag daran zu putzen, ihn nur einigermaßen wieder brauchbar zu machen. Der Gewinn an Räumlichkeiten war nicht gering, aber da ſie im verwildertſten Zuſtande ſich fanden, konnte man ſie jetzt ſchon zur Wohnung unmöglich herüberziehen. Da

lagen die Acten der Mahl- und Schlachtſteuerſchreiberei in Haufen aufgethürmt. Eine Auction erſt entfernte ſie. Von der Verbindungsthür ſtieg man einige Stufen hernieder und befand ſich dann auf einem Gange, der mit Bildern alter Heiligen geſchmückt war. Ob Boiſſerée daraus etwas herausfinden würde, was abgewaſchen und mit Lack friſch überzogen an den König von Baiern als altdeutſche Schule ſich verkaufen ließe, weiß ich nicht. Dünnbeinig genug ſahen die Kriegsknechte und die heiligen drei Könige vom Morgenlande aus, die man da auf Holz geklext hatte — Still! Still, Dankmar! Deine Frivolität wird zu milde beſtraft, unterbrach Siegbert den Bruder, Kathrine hemmt deinen Redefluß und zwingt dir eine unwillkürliche Pauſe auf. Dankmar ſah ſich um. Kathrine brachte den Salat und ihr ſchnittlauchduftendes Backwerk. Selbſtzufrieden trug ſie das gelbe Erzeugniß ihrer Kunſt. Die ſüßeſten Kindheitserinnerungen gingen den Brüdern auf. Siegbert hätte ſie gern gleich ausgeſprochen, aber Kathrine fiel ihm in's Wort und ſagte plötzlich mit trauriger Stimme: Eigentlich ſollt' ich gar nicht vergnügt ſein, Sie ſo bedienen zu können. Lieber Gott, es vergeht doch kein Tag, wo nicht was Schlimmes kommt! Auf eine Freude immer zehn mal ein Unglück. Was iſt denn, Kathrine? fragten die Brüder theilnehmend, ſchnitten aber ſchon tapfer ihr Gebäck in gleiche Theile. Da fährt ja eben, ſagte ſie klagend, der Fuhrmann von Quedlinburg vorüber — er ſpannt im Engel aus — und erzählt mir ein Unglück mit meinem Peters. Das wäre! ſprang Dankmar auf und ſeine Züge verfärbten ſich. Nein, nein, ſagte Kathrine beruhigend, es iſt weiter nichts, als die Achſe hat er gebrochen — Die Achſe? Und ſeine Ladung — mein Schrein? rief Dankmar. Iſt Alles, wie es ſein ſoll! beruhigte ihn Kathrine; aber ſo niedergeſchlagen, ſagte der Fuhrmann, iſt mein Mann, ſo rabiat hätt' er ihn angetroffen, als wenn er ſeine ganze Fracht verloren hätte. Das wäre mir ſchön! bemerkte Dankmar, ſich nur mit Mühe ſammelnd und auf dem Raſen hin- und hergehend. In Hohen-

berg iſt's ihm paſſirt! berichtete Katherine weiter. Wie? Das wird er wol erzählen. Er muß in einer Stunde eintreffen; ſo lange hat's gedauert, bis das Rad wieder hergeſtellt war. Aber woher kommt's? Von den ſchlechten Wegen. Seit die Eiſenbahnen ſind, geſchieht nichts mehr für die Landſtraßen, und doch muß man's ſegnen, daß es noch Gegenden gibt, wo der Gottſelbeiuns ſelbſt nicht mit Feuer und Dampf über die Wieſe fährt. Schlimme Zeit! Aber jetzt laſſen Sie ſich's ſchmecken und ſowie er ſich auf der Chauſſee blicken läßt, meld' ich's an. Freude iſt nicht viel an der Fahrt, wenn ein Fuhrmann auf eigene Rechnung fährt und ihm 's Rad bricht. Damit ging ſie. Aber Dankmar hatte eine unbeſchreibliche Unruhe. Das Eſſen mundete ihm nicht. Ich hätte den Schrein nicht von mir geben ſollen! rief er einmal über das andere und rannte dabei auf und ab. Aber beruhige dich doch nur mit deinem Schrein, ſagte Siegbert. Iſt denn das die Bundeslade ſelbſt? Du hörſt ja, daß ſie da iſt — Ehe ich ſie nicht ſehe, mit Händen greife, habe ich keine Ruhe mehr — Siegbert mußte lachen und meinte: In meinem Leben hab' ich nicht geſehen, Dankmar, daß dich etwas ſo ernſt ſtimmen kann wie dieſer Schrein. Was hat es denn mit dieſem Heiligthume? Man möchte glauben, es enthielte das goldne Vließ und käme direct aus Kolchis. Siegbert, ſagte Dankmar, ſeit einer merkwürdigen Nacht, die ich in dem Anbau des Tempelhauſes zubrachte, iſt mir nichts mehr ſo wichtig wie dieſer Schrank . . . Den du hoffentlich aus dem Eigenthum der Stadt Angerode nicht mitgenommen haſt . . .? Allerdings hab' ich Das. Dieſer Schrank enthält Schriften, die ſich lediglich nur auf uns und unſere Familie beziehen — Fingirte Memoiren des Johanniſsritters Hugo von Wildungen, ſagte Siegbert lachend, deine erſten ſchriftſtelleriſchen Verſuche im Geſchmack der Bernſteinhexe oder der ſchleſiſchen Sibylle, die man ſo lange für echt bewunderte, bis ſich entdeckte, daß irgend ein ruhmſüchtiger pommerſcher Landpaſtor oder ein gelangweilter ſchleſiſcher Stadtſchreiber dieſe Märchen erfunden hat!

Spotte nicht! sagte Dankmar, in drei Jahren werden wir anders sprechen. Sich setzend und ohne viel Appetit seinem Abendimbiß mäßig zusprechend, fuhr er nun in seinen Mittheilungen fort und erzählte dem erstaunenden Bruder die Entdeckung von Thatsachen, die in das Leben dieser beiden jungen Männer merkwürdig genug eingreifen und auch uns im Laufe dieser Erzählung mannichfach beschäftigen sollen, wenn wir auch gestehen, daß die Brüder selbst ohne Dankmar's Traum von einer Million beneidenswerth waren. Sie hatten Geist, Herz, Talent, jede Anwartschaft auf eine glückliche Zukunft. Ihren reichsten Schatz aber kannten sie nicht einmal. Es war die goldene poetische Jugend, die Jugend mit dem Zauberstabe, der Quellen aus Felsen schlägt, lustige Paläste in den Wolken bewohnbar macht und jeden schon am Gemüthe prickelnden Schmerz, jede kleine schon am Herzen nagende Täuschung mit dem Troste heilt: Du bist jung! Noch gehört dir das ganze Leben, noch gehört dir die ganze Welt!

Max Duncker.

Wissenschaft und Kunst der Griechen vor den Perserkriegen.

(1857.)

Das Bürgerthum hatte die Hellenen zu den Grundlinien der Wissenschaft, zur astronomischen und mathematischen Forschung, zu den Anfängen der Geographie und Geschichte geführt. Es war die Ausbreitung der Seefahrt, welche zur Erdkunde, zur Astronomie und Mathematik nöthigte, in denen bald rasche Fortschritte gemacht wurden. Zu verwandten Studien zwangen die größeren Aufgaben, welche der Baukunst gestellt wurden; Chersiphron und Metagenes beschrieben die mechanischen Vorrichtungen, deren sie sich zur Bewegung und Hebung der großen Werkstücke des Tempels von Ephesos bedient hatten. Durch das überwiegend poetische Interesse der Griechen erhielt der neue Trieb der Forschung daneben auch bald eine Wendung, welche der Dichtung wieder zu Gute kam. Die Theilnahme, welche der Hof der Peisistratiden der Dichtung bewies, zeigt einen überwiegend sammelnden, literarischen und gelehrten Charakter; ihre Bestrebungen führen in dieser Richtung zu dem großen Verdienste, die homerischen Gesänge in gereinigter Gestalt und in vollem Umfange zugänglich zu machen. Einem anderen poetischen Zuge folgend springt die Naturforschung von den ersten Anfängen, mit völlig ungeübten Kräften und ganz unzureichenden Mitteln, sogleich wieder zu phantastischen Auffassungen, zur einheitlichen

Anschauung des Weltalls, zur Philosophie über. Thales erklärt das Wasser, Anaximandros einen unbestimmten Urstoff für das Princip aller Dinge. Anaximenes, Pythagoras, Xenophanes lehren neben einander, der eine, daß die Lebensquelle der Welt Hauch und Luft; der andere, daß das Gesetz der Zahlen und der Harmonie die Welt erhalte und regiere; der dritte, daß ihr Wesen die einige Vernunftgottheit. Es ist die wesentliche Bedeutung des Pythagoras, daß er alle neuen Richtungen des hellenischen Lebens in seinem System und in seiner Praxis zu einer wenn auch ziemlich äußerlichen Einheit zusammenfaßt; die Mathematik und die Astronomie, die Naturforschung und die Ethik, das neue priesterliche Leben und die neuen Mysterien. Aber so hart die Phantastik seiner Ausführungen gegen die nüchterne arithmetische Basis seiner Lehre anstößt, so symbolisch das Netz ist, mit dem das System der Zahlen die Welt überspannt statt ihr Innerstes klar zu legen; das energische und tiefsinnige Streben dieses Mannes, das einigende Band, das Gesetz der Welt zu finden und das Leben des Einzelnen in Harmonie zu setzen mit dem Leben des Ganzen, hat seine Bedeutung für den Gang der hellenischen Philosophie behauptet. Während Pythagoras die Tendenzen der Aristokratie philosophisch zu fundiren trachtet, während er von der Philosophie aus die Vorstellungen von dem Fortleben der Seele weiter ausspinnt und die Religion von derselben Basis aus modificirt und fortbildet, kommt in Xenophanes der Gegensatz, welcher schon in den Anfängen der hellenischen Spekulation gegen den Glauben der Dichter und des Volks liegt, zum Durchbruch; er erklärt im Namen der Philosophie den Göttern und dem gesammten Cultus den Krieg und lehrt nur einen Gott, welcher nicht über, sondern in der Welt ist.

Nicht bloß eine neue Moral, eine neue Lebensklugheit und Staatsweisheit, einen neuen Kultus und eine neue Poesie, nicht bloß die Wissenschaft hatten die Hellenen dem Bürgerthum zu danken; die Fertigkeit seines Handwerks, sein Reichthum, schufen ihnen im Bunde mit der vorübergehenden Herrschaft der

Tyrannen jene Künste, in welchen den Hellenen die Meisterschaft für alle Zeiten bestimmt war, die Baukunst und die bildende Kunst. Die ursprüngliche Anlage der Hellenen zur Bau- und Bildkunst wird nicht größer gewesen sein, als die ihrer Stammgenossen, der Inder und Iranier. Aber die Verbindung, welche die jonischen Städte seit der Mitte des siebenten Jahrhunderts mit Aegypten eröffnet hatten, gewährte den Griechen die Anschauung der gewaltigen Bau- und Bildwerke dieses Volkes. Diese befruchtete die Phantasie der in lebendiger, umgestaltender Aneignung des Fremden so virtuosen Hellenen und förderte ihre Technik. Die Macht der Tyrannen, der Besitz, zu welchem die Handelsstädte um diese Zeit gelangt waren, gestatteten den Griechen, sich nach langer Unterbrechung wieder in größeren Bauten zu versuchen. Beschränkte sich die ältere Tyrannis auf Schatzhäuser, Hallen, Wasserleitungen; die Städte der Jonier, Samos, Ephesos, Kolophon, Phokaea nahmen vor Allem Bedacht, ihren Schutzgöttern würdige Tempel zu errichten. Die Dorer von Sparta und von Akragas, die Eleer, die Delpher, die Peisistratiden wollten nicht zurückbleiben. Im Dienste der Religion entwickelte sich die Baukunst der Hellenen. Ihr nach dem Festen, Geschlossenen, in sich Beruhenden, aber auch harmonisch Gegliederten strebender Sinn gestaltete aus den Wetterdächern der Götterbilder die reinen und stolzen Linien des griechischen Tempels. Und diese Götterbilder selbst, bisher symbolische und angedeutete Gestalten von Holz und Stein, begannen sich zu beleben. Wenn die Tyrannen von Korinth den Göttern Statuen aus getriebenem Golde und Weihgeschenke mit mannichfaltigen Reliefs bedeckt widmeten, wenn Sparta Götterstatuen aus getriebenem Erze errichtete, so setzen die samischen Künstler den Erzguß an die Stelle der getriebenen Arbeit, die von Chios ließen die Arbeit von Marmor an die Stelle der alten Holzbilder treten, und die Virtuosität der Künstler von Aegina stieg in gleicher Linie mit der Ausdehnung des Handels und der Seefahrt dieses Eilands. Wenn die Künstler von Sparta bei der

Erzarbeit, bei der Ausschmückung der Tempel durch getriebene Erzreliefs stehen blieben, so zierte Aegina bereits die Marmordächer seiner Tempel mit Marmorstatuen in die Giebelfelder, so arbeiteten Dipoenos und Styllis von Kreta wie die Aegineten in jedem Material, in Holz, in Erz wie in Marmor. Die Herrschaft des Adels hatte in den Kantonen der Griechen die Gymnastik allseitig entwickelt, sie hatte die Durcharbeitung des Leibes zum Ausdruck des tapfern, maßvollen und edlen Sinnes dem Leben als das höchste Ziel vorgesteckt. In diesen stattlichen Gestalten fand nun die durch das Bürgerthum emporgebrachte plastische Kunst Vorbilder für ihre Schöpfungen, wie es bis dahin das Auge keines Künstlers gesehen. Wenn auch das Götterbild seine hergebrachte, religiös geheiligte Gestalt nicht wesentlich verändern durfte, wenn es durch die langen steifen Falten der Gewänder verhüllt bleiben mußte, in den Bildwerken der Giebelfelder, in den Reliefs waren freiere Schöpfungen möglich.

Berthold Auerbach.

Der Gang zum erſten Tanz.

(1857.)

Eben fuhr ein großer Leiterwagen mit grünen Reiſern beſteckt durch das Dorf und drauf ſaß die ganze Muſik, und der Krappenzacher ſtand mitten zwiſchen den Muſikanten und blies die Trompete, daß es ſchmetterte. Nun war kein Halt mehr im Dorfe, Alles machte ſich eilig davon. Die Bernerwägelein, einſpännig und zweiſpännig, aus dem Dorfe ſelber und aus den benachbarten, die hier durchmußten, jagten faſt einander wie im Wettrennen. Roſel ſtieg zu ihrem Bruder auf den Vorderſitz und Barfüßele ſaß hinten im Korbe. Es ſchaute immer vor ſich nieder, ſo lange man durch das Dorf fuhr, ſo ſchämte es ſich. Nur beim Elternhauſe wagte es aufzublicken: die ſchwarze Marann' grüßte heraus, der rothe Gockelhahn krähte auf der Holzbeige und der Vogelbeerbaum nickte: „Glück auf den Weg!“

Jetzt fuhr man durch das Thal, wo der Manz die Steine klopfte, jetzt über den Holderwaſen, wo eine alte Frau die Gänſe hütete. Barfüßele nickte ihr freundlich. Ach Gott, wie komm' denn ich dazu, daß ich hier ſo ſtolz und geſchmückt vorbeifahre, und iſt's denn nicht eine gute Stunde bis Endringen und man meint doch, man wäre kaum eingeſeſſen und jetzt heißt's ſchon: abgeſtiegen! und die Roſel iſt ſchon begrüßt und umſtanden von allerlei Gefreundeten und: „iſt das die Schweſter deiner Schwägerin, die du da bei dir haſt?“ heißt es vielfach.

„Nein, es ist nur unsere Magd," antwortete Rosel. Mehrere Bettler aus Holdenbrunn, die hier waren, betrachteten Barfüßele staunend, sie kannten sie offenbar nicht und erst, als sie sie lange angesehen hatten, riefen sie: „Ei, das ist ja das Barfüßele."

„Das ist nur unsere Magd." Dieses Wörtchen „nur" war Barfüßele tief in's Herz gedrungen, aber sie faßte sich schnell und lächelte, denn in ihr sprach es: „Laß dir nicht von einem Wörtchen die Freude verderben. Wenn du das anfängst, trittst du überall auf Dornen." Die Rosel nahm Barfüßele auf die Seite und sagte: „Geh du nur einstweilen auf den Tanzboden, oder anderswohin, wenn du sonst Bekannte im Ort hast. Bei der Musik sehe ich dich hernach schon wieder."

Ja, da stand Barfüßele wie verlassen und sie kam sich vor, als hätte sie ihre Kleider gestohlen und gehöre gar nicht daher, sie war ein Eindringling. „Wie kommst du dazu, daß du zu so einer Hochzeit gehst?" fragte sie sich und sie wäre am liebsten wieder heimgekehrt. Sie gieng durch das Dorf aus und ein, dort an dem schönen Hause vorbei, das für den Brosi erbaut worden war und worin auch heute viel Leben sich zeigte, denn die Oberbauräthin hielt mit ihren Söhnen und Töchtern hier ihre Sommerfrische. Barfüßele gieng wieder das Dorf hinein und schaute sich nicht um und doch wünschte sie, daß Jemand sie anrufe, damit sie sich zu ihm geselle.

Am Ende des Dorfes begegnete ihr ein schmucker Reiter auf einem Schimmel, der das Dorf hereinritt. Er trug eine fremde Bauerntracht und sah stolz drein; jetzt hielt er an, stemmte die Rechte mit der Reitgerte in die Seite, mit der Linken klatschte er den Hals seines Pferdes und sagte: „Guten Morgen, schönes Jungferle! Schon müde vom Tanz?" „Für unnöthige Fragen bin ich schon müde," lautete die Antwort.

Der Reiter ritt davon und Barfüßele saß lange Zeit hinter einer Haselhecke und mußte Allerlei in sich hineindenken und ihre Wangen glühten von einer Röthe, die der Zorn über sich

ſelbſt, über die ſpitze Antwort auf eine harmloſe Frage, die Betroffenheit und ein unbegreifliches inneres Wogen anfachte und unwillkürlich drängte ſich ihr das Lied auf die Lippen:

„Es waren zwei Liebchen im Allgäu,
Die hatten einander ſo lieb.“

So zu Jubel geſpannt hatte ſie den Tag begonnen und jetzt wünſchte ſie ſich den Tod. „Hier hinter der Hecke einſchlafen und nicht mehr ſein, o wie herrlich wäre das! Du ſollſt keine Freude haben, warum noch ſo lange herumlaufen? Wie zirpen die Heimchen im Graſe und ein warmer Dampf ſteigt auf von der Erde und eine Grasmücke zwitſchert immer fort und es iſt, als ob ſie mit ihrer Stimme immer in ſich hinein lange und friſche noch innigere Töne heraushole und ſich gar nicht genug thun könne, das ſo recht von ganzem Herzen zu ſagen was ſie zu ſagen hat, und droben ſingen die Lerchen und jeder Vogel ſingt für ſich und Keiner hört auf den Andern und Keiner ſtimmt dem Andern bei und doch iſt Alles . . .

Noch nie in ihrem Leben war Amrei am hellen Tage und nun gar des Morgens eingeſchlafen und jetzt, ſie hatte ihr Kopftuch über die Augen gezogen, und jetzt küßte der Sonnenſtrahl ihre geſchloſſenen Lippen, die im Schlafe noch immer wie trotzig gepreßt waren und die Röthe auf ihrem Kinn färbte ſich röther. Sie ſchlief wohl eine Stunde, da wachte ſie zuckend plötzlich auf. Der Reiter auf dem Schimmel war auf ſie zugeritten und jetzt eben hob das Pferd ſeine beiden Vorderfüße, um ſie auf ihre Bruſt zu ſtellen. Es war nur ein Traum geweſen und Amrei ſchaute ſich um, als wäre ſie plötzlich vom Himmel gefallen; ſie ſah ſtaunend, wo ſie war, betrachtete verwundert ſich ſelbſt; aber Muſikklang aus dem Dorfe weckte ſchnell Alles und ſie gieng neu gekräftigt in's Dorf zurück, wo bereits Alles noch lebendiger geworden war. Sie ſpürte es, ſie hatte ſich ausgeruht von dem Allerlei, was heute ſchon mit ihr vorgegangen war. Jetzt ſollten ſie nur kommen, die Tänzer! Sie wollte

tanzen bis zum andern Morgen und nicht ausruhen und nicht müde werden.

Die frische Röthe eines Kinderschlafes lag auf ihrem Angesichte und Alles sah sie staunend an. Sie gieng nach dem Tanzboden; da tönte die Musik, aber in den leeren Raum, es waren keine Tänzer da. Nur die Mädchen, die heute zur Bedienung der Gäste gedungen waren, tanzten miteinander herum. Der Krappenzacher betrachtete Barfüßele lange und schüttelte den Kopf. Er schien sie offenbar nicht zu kennen. Amrei drückte sich an den Wänden hin und wieder hinaus. Sie begegnete Dominik, dem Furchenbauer, der heut in voller Freude strahlte.

„Mit Verlaub,“ sagte er, „gehört die Jungfer zu den Hochzeitsgästen?“

„Nein, ich bin nur eine Magd, und bin mit meiner Haustochter, des Rodelbauern Rosel gekommen.“

„Gut, so geh' hinauf auf den Hof zur Bäuerin, und sag' ihr, ich schick' dich, du wolltest ihr helfen; man kann heute nicht Hände genug in unserem Hause haben.“

„Weil ihr es seid, recht gern,“ sagte Amrei und machte sich auf den Weg. Unterwegs mußte sie viel daran denken, daß der Dominik auch Knecht gewesen sei und . . . „ja, so etwas kommt nur alle hundert Jahr Einmal vor. Und es hat viel Blut gekostet, ehe er zu dem Hof gekommen ist, das ist doch arg.“

Die Furchenbäuerin Amelle hieß die Ankommende, die im Anerbieten ihrer Dienste zugleich die Jacke abzog und sich eine große Schürze mit Brustlatz ausbat, freundlich willkommen; aber die Bäuerin that es nicht anders, Amrei mußte vorher selber sattsam Hunger und Durst stillen, bevor sie Andere bediente. Amrei willfahrte ohne viel Umstände und schon mit den ersten Worten gewann sie die Furchenbäuerin, denn sie sagte: „Ich will nur gleich zugreifen, ich muß gestehen, ich bin hungrig und ich will Euch nicht viel Mühe machen mit Zureden.“

Amrei blieb nun in der Küche und gab den Auftragenden

Alles so geschickt in die Hände und wußte bald Alles so zu stellen und zu greifen, daß die Bäuerin sagte: „Ihr beide Amrei's, du da und meine Bruderstochter, Ihr könnet jetzt schon Alles machen und ich will bei den Gästen bleiben."

Die Amrei von Siebenhöfen, die sogenannte Schmalzgräfin, die weit und breit als stolz und trotzig bekannt war, benahm sich ausnehmend freundlich gegen Barfüßele und die Furchenbäuerin sagte einmal zu Barfüßele: „Es ist schad, daß du kein Bursch bist; ich glaub', die Amrei thät' dich auf dem Fleck heirathen und dich nicht heimschicken wie alle andern Freier."

„Ich hab' einen Bruder, der ist noch zu haben, aber er ist in Amerika," scherzte Barfüßele. „Laß ihn drüben," sagte die Schmalzgräfin, „am besten wär's, man könnte alle Mannsleute hinüberschicken und wir blieben allein da."

Amrei verließ den Hof nicht bis wieder Alles an Platz gestellt war und als sie ihre Schürze auszog, war sie noch so weiß und unzerknittert wie beim Anziehen.

„Du wirst müd sein und nimmer tanzen können," sagte die Bäuerin, als Amrei endlich mit einem Geschenke Abschied nahm und diese sagte: „Was müd' sein? Das ist ja nur gespielt. Und glaubet mir, es ist mir jetzt wohler, daß ich heut schon etwas geschafft habe. So einen ganzen Tag blos zur Lustbarkeit, ich wüßt' ihn nicht herumzubringen, und das ist's gewiß auch gewesen, warum ich heute Morgen traurig war, es hat mir was gefehlt; aber jetzt bin ich vollauf zum Feiertag aufgelegt, ganz aus dem Geschirr, jetzt wäre ich erst recht aufgelegt zum Tanzen — wenn ich nur Tänzer kriege."

Ameile wußte Barfüßele keine bessere Ehre anzuthun, als indem sie sie wie eine vornehme Bäuerin im Hause herumführte und in der Brautstube zeigte sie die große Kiste mit den Kunkelschenken (Hochzeitsgeschenken) und öffnete die hohen, blaugemalten Schränke, drauf Name und Jahrzahl geschrieben war und darin vollgestopft die Aussteuer und zahlreiches Linnenzeug, alles mit bunten Bändern gebunden und mit künstlichen Nelken

besteckt. Im Kleiderschranke mindestens dreißig Kleider, daneben die hohen Betten, die Wiege, die Kunkel mit den schönen Spindeln um und um mit Kinderzeug behangen, das die Gespielen geschenkt hatten.

„O lieber Gott!“ sagte Barfüßele, „wie glücklich ist doch so ein Kind aus so einem Haus!“

„Bist du neidisch?“ fragte die Bäuerin und im Andenken, daß sie das Alles einer Armen zeige, setzte sie hinzu: „Glaub' mir, das viele Sach' macht es nicht aus; es sind viele glücklicher, die keinen Strumpf von den Eltern bekommen.“

„Ja wohl, das weiß ich, und bin auch nicht neidisch um das viele Gut, weit eher darum, daß Euer Kind Euch und so vielen Menschen danken kann für das Gute, was es von ihnen hat. Solche Gewänder von der Mutter müssen doppelt warm halten.“

Gustav Freytag.

Die erste Begegnung.

(1855.)

Schon welkte das frisch gemähete Wiesengras in der Mittagssonne, als Anton dem Nachbar aus Ostrau, der ihn bis zur letzten Station vor der Hauptstadt mitgenommen hatte, die Hand schüttelte und dann rüstig auf der Landstraße vorwärts schritt. Es war ein lachender Sommertag, auf den Wiesen klirrte die Sense des Schnitters am Wetzstein und oben in der Luft sang die unermüdliche Lerche. Vor dem Wanderer strich die Landschaft in hügelloser Ebene fort, am Horizont hinter ihm erhob sich der blaue Zug des Gebirges. Kleine Bäche von Erlen und Weidengruppen eingefaßt durchrannen lustig die Landschaft, jeder Bach bildete ein Wiesenthal, das auf beiden Seiten von üppigen Getreidefeldern begrenzt wurde. Von allen Seiten stiegen die hellen Glockenthürme der Kirchen aus dem Boden auf, jeder als Mittelpunkt einer Gruppe von braunen und rothen Dächern, die mit einem Kranz von Gehölz umgeben waren. Bei vielen Dörfern konnte man an der stattlichen Baumallee und dem Dach eines großen Gebäudes den Rittersitz erkennen, welcher neben den Dorfhäusern lag, wie der Schäferhund neben der wolligen Heerde.

Anton eilte vorwärts, wie auf Sprungfedern fortgeschnellt. Vor ihm lag die Zukunft, sonnig gleich der Flur, ein Leben voll strahlender Träume und grüner Hoffnungen. Nach langer Trauer in der engen Stube pochte heut sein Herz zum ersten

Mal wieder in kräftigen Schlägen; in der Fülle der Jugendkraft strahlte sein Auge und lachte sein Mund. Alles um ihn glänzte, duftete, wogte wie in elektrischem Feuer, in langen Zügen trank er den berauschenden Wohlgeruch, der aus der blühenden Erde aufstieg. Wo er einen Schnitter im Felde traf, rief er ihm zu, daß heut ein guter Tag sei, und einen guten Tag rief jeder Mund dem schmucken Jüngling zurück. Im Getreidefelde neigten sich die Aehren am schwanken Stiel auf ihn zu, sie nickten und grüßten, und in ihrem Schatten schwirrten unzählige Grillen ihren Gesang: Lustig, lustig im Sonnenschein! Auf der Weide saß ein Volk Sperlinge, die kleinen Barone des Feldes flüchteten nicht, als er vor dem Stamm stehen blieb, ja sie beugten die Hälse herunter und schrieen ihn an: „Guten Tag, Wandersmann, wohin, wohin?“ Und Anton sagte leise: „Nach der großen Stadt, in das Leben.“ „Gutes Glück,“ schrieen die Sperlinge, „frisch vorwärts!“

Anton durchschritt auf dem Fußpfad einen Wiesengrund, ging über eine Brücke und sah sich in einem Wäldchen mit gut erhaltenen Kieswegen. Immer mehr nahm das Gebüsch den Charakter eines gepflegten Gartens an, der Wandrer bog um einige alte Bäume und stand vor einem großen Rasenplatz. Hinter diesem erhob sich ein Herrenhaus mit zwei Thürmchen in den Ecken und einem Balcon. Wer auf dem Balcon stand, konnte über den Grasplatz hinüber durch eine Oeffnung in den Baumgruppen die schönsten Umrisse des fernen Gebirges sehn. An den Thürmchen liefen Kletterrosen und wilder Wein in die Höhe, und unter dem Balcon öffnete sich gastlich eine Halle, welche mit blühenden Sträuchern ausgeschmückt war. Es war kein prunkender Landsitz, und es gab viele größere und schönere in der Umgegend, aber es war doch ein stattlicher Anblick, sehr imponirend für Anton, der, in einer kleinen Stadt aufgewachsen, nur selten den behaglichen Wohlstand eines Gutsbesitzers in der Nähe gesehen hatte. Alles erschien ihm sehr prächtig und großartig! Die zierlich geformten Blumenbeete in dem geschorenen

Sammt des Rasens, die bunten Gruppen der Glashauspflanzen, der fröhliche Schmuck, den die Hand des Gärtners um das Herrenhaus herum angebracht hatte, das alles sah ihm in dem reinen Lichte und der Ruhe des Sonnentages aus, wie ein Bild aus fernem Lande. Der glückliche Jüngling gerieth in ein so träumerisches Entzücken, daß er sich in den Schatten eines großen Fliederstrauches am Wege setzte und hinter dem Busch verborgen lange Zeit auf das anmuthige Bild hinstarrte. Wie glücklich mußten die Menschen sein, welche hier wohnten, wie vornehm und wie edel! Auf dieser Seite schöne Blüthen und große Bäume, auf der andern Seite wahrscheinlich ein weiter Hofraum mit Scheuern und Ställen, viele Pferde darin, große Rinder und unzählige feinwollige Schaafe. Denn schon vor dem Eintritt in den Park hatte Anton auf eingehegtem Wiesenraum eine Anzahl Füllen gesehn und ihre lustigen Sprünge beobachtet. Der Respekt vor Allem, was stattlich, sicher und mit Selbstgefühl in der Welt auftritt, war ihm, dem armen Sohn des Calculators, angeboren, und wenn er jetzt in der reinen Freude über die Pracht, welche ihn umgab, an sich selbst dachte, erschien er sich als höchst unbedeutend, als gar nicht der Rede werth, als eine Art gesellschaftlicher Däumling, winzig, kaum sichtbar im Grase. Unwillkührlich fuhr er in die Rocktasche, seine Handschuhe herauszuholen. Sie waren von gelbem Zwirn, und noch seine gute Mutter hatte gesagt, sie sähen ganz aus wie seidene, und seidene Handschuhe galten in Ostrau für den höchsten Luxus. Der arme Junge zog mit ihnen die Ueberzeugung an, daß er durch sie seiner jetzigen Umgebung doch um einige Gran würdiger werde.

Lange saß er in tiefer Einsamkeit, endlich kam Bewegung in das stille Bild. Auf den Balcon des Hauses trat durch die geöffnete Thür eine zierliche Frauengestalt im hellen Sommerkleide mit weiten Spitzenärmeln und einer liebenswürdigen Frisur, wie sie Anton von alten Rococobildern her kannte; er konnte deutlich die feinen Züge ihres Gesichts erkennen und den klaren

Blick des Auges, welcher auf dem Rasenplatz unter ihren Füßen ruhte. Die Dame stand auf das Geländer gestützt bewegungslos wie eine Statue und Anton sah ehrerbietig zu ihr hinauf. Endlich flog aus der offenen Thür hinter der Dame ein bunter Papagei, setzte sich auf ihre Hand und ließ sich von ihr liebkosen. Dies glänzende Thier steigerte Antons Bewunderung. Und als dem Papagei ein fast erwachsenes Mädchen folgte, welches schmeichelnd den Hals der schönen Frau umschlang, und als die Dame zärtlich die Wange des Mädchens an die ihre drückte, und als der Papagei auf die Köpfe der beiden Damen flog und laut schreiend von einer Schulter zur andern sprang, da wurde das Gefühl der Verehrung in Anton so lebhaft, daß er vor innerer Aufregung erröthete und sich tiefer in den Schatten des Gebüsches zurückzog.

Er dachte an die beiden schönen Frauengestalten auf dem Balcon und ging mit elastischem Schritt wie Einer, dem etwas Fröhliches begegnet ist, den breiten Weg zurück, um einen Ausgang aus dem Garten zu finden. Da hörte er hinter sich das Schnauben eines Pferdes. Auf einem schwarzen Pony kam die jüngere der beiden Damen in seinem Wege geritten, die schlanke Gestalt saß sicher auf dem Pferde und gebrauchte einen Sonnenschirm als Reitgerte. Die Damenwelt von Ostrau hatte nicht die Gewohnheit, auf kleinen Pferden umherzureiten. Nur einmal hatte Anton eine Kunstreiterin gesehen mit sehr rothen Wangen und einem langen rothen Kleide, welche, begleitet von einem großen schwarzbärtigen Herrn, hinter dem lustigen Bajazzo durch die Straßen ritt und an jeder Straßenecke anhielt, wo ihr Pferd einen Sprung machte, und Bajazzo unerhört lächerliche Worte zu der versammelten Jugend sprach. Schon damals hatte er mit unsäglicher Bewunderung die schöne Reiterin betrachtet, und jetzt war er ganz der Mann, dasselbe Gefühl wo möglich in stärkerem Grade zu empfinden. Er blieb stehen und machte der Reiterin eine ehrfurchtsvolle Verbeugung. Diese erwiederte die Huldigung mit graziösem Kopfnicken, worauf sie

plötzlich ihr Pferd anhielt und freundlich frug: „Suchen Sie Jemand hier? Vielleicht wünschen Sie meinen Vater zu sprechen.“

„Ich bitte um Verzeihung,“ sagte Anton mit tiefster Ehrerbietung. „Wahrscheinlich bin ich auf einem Wege, der Fremden nicht erlaubt ist. Ich kam den Fußsteig über die Wiesen und sah kein Thor und keinen Zaun.“

„Das Thor ist auf der Brücke, es steht am Tage offen,“ belehrte das Fräulein gnädig auf Anton sehend; denn da Ehrfurcht nicht gerade das gewöhnliche Gefühl ist, welches vierzehnjährige Fräulein einflößen, so war ihr die massenhafte Anhäufung dieser Empfindung bei Anton außerordentlich wohlthuend.

„Da Sie im Garten sind, wollen Sie sich nicht darin umsehen? Es wird uns freuen, wenn er Ihnen gefällt,“ fügte sie mit Würde hinzu.

„Ich habe mir die Freiheit genommen,“ erwiederte Anton wieder mit einer Verbeugung, „ich war bis dort oben am Rasenplatz vor dem Schloß. Er ist prächtig!“ rief der ehrliche Junge begeistert aus.

„Ja,“ sagte die Dame, immer noch den Pony anhaltend, „Mama hat selbst dem Gärtner Alles angegeben.“

„Also die gnädige Frau, welche vorhin auf dem Balcon stand, ist Ihre Frau Mutter?“ frug Anton schüchtern.

„Ah! Sie haben uns belauscht,“ rief die Kleine und sah ihn vornehm an. „Wissen Sie, daß das nicht hübsch war?“

„Seien Sie mir deßhalb nicht böse,“ bat Anton demüthig, „ich trat sogleich zurück, aber es sah wunderschön aus. Die beiden Damen neben einander, die Büschel blühender Rosen und das zackige Weinlaub um Sie herum. Ich werde das nicht vergessen,“ fügte er ernsthaft hinzu.

„Er ist allerliebst!“ dachte das Fräulein. „Da Sie so viel von unserm Garten gesehen haben,“ sagte sie herablassend,

„so müssen Sie auch auf die Punkte gehen, wo Aussichten sind. Ich reite dahin — wenn Sie mir folgen wollen.“

Anton folgte in der glücklichsten Stimmung. Das Fräulein redete ihrem Pferde zu, im Schritt zu gehen, und machte den Erklärer. Sie zeigte ihm große Baumgruppen und freundliche Aussichten auf die Landschaft, legte dabei einen Theil ihrer Majestät ab und wurde gesprächig. Bald plauderten Beide so ungezwungen, wie alte Bekannte. Endlich stieg das Fräulein ab, als ihr einige Stufen eine schickliche Veranlassung gaben, und führte das Pferd am Zügel; darauf wagte Anton den Hals des Schwarzen zu streicheln, was der Pony wohlwollend aufnahm und seinerseits dem Fremden die Rocktaschen beroch.

„Er hat Zutrauen zu Ihnen,“ sagte das Fräulein, „er ist ein kluges Thier.“ Sie warf ihm die Zügel über den Kopf und gab ihm einen Schlag, worauf der Pony in kurzen Sprüngen davonrannte. „Wir kommen in den Blumengarten, da darf er nicht hinein; er läuft zum Stall zurück, er ist's gewöhnt.“

„Dieser Pony ist ein Wunder von einem Pferde,“ rief ihm Anton nach.

„Ich bin sein Liebling,“ sagte das Fräulein beistimmend, „er folgt mir aufs Wort.“ Anton fand die Anhänglichkeit des Pony natürlich, setzte dieselbe Empfindung beim Papagei voraus und war geneigt zu behaupten, daß alle übrige Creatur der Erde eine ähnliche Stimmung gegen seine Führerin haben müsse.

„Ich denke, Sie sind von Familie,“ frug die junge Dame plötzlich, stemmte ihren Schirm gegen einen Baumast und sah Anton mit altklugem Blick an.

„Nein,“ sagte der Sohn des Calculators traurig, „mein Vater starb vor vier Wochen, es ist ein Jahr, daß meine gute Mutter todt ist, ich bin allein, ich gehe nach der Hauptstadt.“

Seine Lippen zuckten bei der Erinnerung an den jüngsten Verlust.

Erschrocken sah das Fräulein den Schmerz im Gesicht des Fremden. „Sie armer, armer Herr!“ rief sie gerührt und verlegen. „Kommen Sie schnell, ich will Ihnen noch etwas zeigen. Hier sind die Frühbeete; hier ist das Beet mit Erdbeeren, es sind noch einige darin. — Franz, bringen Sie den Teller mit Beeren,“ rief sie dem Gärtner zu. Franz eilte damit herbei. Eifrig ergriff das Fräulein den Teller, und bot die Beeren unserm Helden mit gütigem Lächeln: „Hier, mein Herr! Haben Sie die Güte, dies von mir anzunehmen. Vom Hause meines Vaters darf kein Gast scheiden, ohne von dem Besten zu kosten, das uns die Jahreszeit giebt. Bitte, nehmen Sie,“ bat sie dringend.

Anton hielt den Teller in der Hand und sah aus feuchten Augen herzlich nach der jungen Dame.

„Ich esse mit Ihnen,“ sagte das Fräulein und faßte zwei Beeren. Darauf leerte Anton gehorsam den Teller.

„Jetzt führe ich Sie noch aus dem Garten,“ sprach die Dame. Der Gärtner öffnete respectvoll eine kleine Seitenthür, und das Fräulein geleitete den Reisenden bis an einen Teich, auf dem alte und junge Schwäne ruderten.

„Sie kommen heran,“ rief Anton freudig.

„Sie wissen, daß ich etwas für sie in der Tasche habe,“ sagte seine Begleiterin und löste die Kette eines Kahns. — „Steigen Sie ein, mein Herr, ich fahre Sie hinüber, dort drüben ist Ihr Weg.“

„Ich darf Sie nicht so bemühen,“ sagte Anton und zauderte einzutreten.

„Ohne Widerspruch,“ befahl das Fräulein, „es geschieht gern.“ Sie setzte sich auf die Steuerbank und drückte das Wasser mit dem leichten Ruder geschickt hinter den Kahn. So fuhr sie langsam über den Teich, die Schwäne zogen ihr nach, sie hielt von Zeit zu Zeit an und warf ihnen einige Bisse zu.

Anton saß ihr selig gegenüber. Er war wie verzaubert. Im Hintergrund das dunkle Grün der Bäume, um ihn die klare Fluth, welche leise an dem Schnabel des Kahns rauschte, ihm gegenüber die schlanke Gestalt der Schifferin, die strahlenden blauen Augen, das edle Gesicht, geröthet durch ein liebliches Lächeln, und hinter ihnen her das Volk der Schwäne, das weiße Gefolge der Herrin dieser Fluth. Es war ein Traum, so lieblich, wie ihn nur die Jugend träumt.

Der Kahn stieß an das Ufer, Anton stieg heraus und rief: „Leben Sie wohl!“ und unwillkührlich streckte er ihr die Hand entgegen. „Leben Sie wohl,“ sagte die Kleine und berührte seine Hand mit den Fingerspitzen. Sie wandte den Kahn und fuhr langsam zurück. Anton sprang über den Rasen bis auf den erhöhten Weg und sah von dort auf das Wasser. Der Kahn landete an einer Baumgruppe, das Fräulein wandte sich noch einmal nach ihm um, dann verschwand sie hinter den Bäumen. Durch eine Oeffnung des Parkes sah Anton das Schloß vor sich liegen, hoch und vornehm ragte es über die Ebene. Lustig flatterte die Fahne auf dem Thürmchen, und kräftig glänzte im Sonnenschein das Grün der Schlingpflanzen, welche den braunen Stein der Mauern überzogen.

„So fest, so edel!“ sagte Anton vor sich hin.

Fr. W. Hackländer.

Alhambra.

(1855.)

An die kolossalen Wände des kaiserlichen Palastes lehnt sich eine Mauer, bescheiden vom Platz zurücktretend, und so einen dunkeln Winkel bildend, in dessen Hintergrund sich ein mäßig großes Thor befindet, der Eingang zur Alhambra. Wer sich vom Schlosse der maurischen Könige zuvor ein Bild gemacht, und dabei seine Phantasie von dem Aüsdruck Palast und von Erinnerungen an orientalische Mährchen oder Beschreibungen hinreißen ließ, findet sich hier sehr enttäuscht; wer aber, wie ich, die Wunder der Stadt Damaskus gesehen, mit ihren fabelhaft prachtvollen Häusern, die aber an der Straße nur eine zerfallene Lehmwand mit schlechtem Thore und schießschartenähnlichen Fenstern haben, der konnte schon geduldig, wenn gleich mit klopfendem Herzen warten, bis sich die Thür in der Mauer vor uns geöffnet. Befinden wir uns ja nicht vor einem Tempel oder Palast der Griechen, Römer oder Egypter, die ihre Bauwerke mit auf äußeren Effect berechneten. Hier aber sind wir auf einem orientalischen Schlosse, das seine Wunder hinter festen Thürmen und hohen Mauern verbirgt, denn der müßige Spaziergänger soll sich ja nicht daran erfreuen, nur er, der Besitzer, ruhend an den murmelnden Wassern seines Feenhofes unter kühlen Säulengängen und duftenden Orangen.

Die Thür öffnet sich langsam und wir treten ein. Was wir aber hier sehen, können Worte nicht schildern. Kann man

ja auch nicht die wunderbaren Klänge der Musik beschreiben, oder vielmehr nicht ihre Wirkung, nachdem sie uns im Innersten ergriffen und gerührt. So auch hier. Gewöhnlich wird eine gespannte Erwartung nicht befriedigt; aber hier in der Alhambra wird sie übertroffen. Das Thor hat sich hinter uns wieder geschlossen, tiefe Stille umgibt uns und wir befinden uns in einer andern, einer Mährchenwelt. So muß es den fahrenden Rittern zu Muthe gewesen sein, die sich kämpfend und siegend durch alle Hindernisse durchschlugen und jetzt endlich das Feenschloß erreichten, in dessen Räumen das kostbare Gut zu finden ist, dem sie nachgestrebt. — Das Schwert entsinkt ihrer Hand, sie können nur staunen und bewundern.

Wir befinden uns nach Durchschreitung eines dunkeln Vestibules in einem Hofe, den die Mauren Mesuar nannten, jetzt aber heißt er de los Arrayjanes, Hof der Myrthen, oder Patio de la Alberca, der Hof des Teiches; vor uns haben wir ein etwas über hundertzwanzig Fuß langes und etwa dreißig Fuß breites marmornes in den Fußboden eingelassenes Becken, der Länge nach auf beiden Seiten bekleidet mit Rosenhecken und Gesträuch; der Teich ist mit klarem Wasser gefüllt, das von Goldfischen belebt ist, und die rings um die Pflanzenbeete herlaufenden Gänge sind mit breiten Platten von weißem Marmor belegt. Zu unserer Rechten, sowie zu unserer Linken befinden sich an den schmalen Seiten des Hofs zwei offene Hallen von je sieben Bogen und von schlanken Marmorsäulen getragen, die Bogen sind im Halbkreis geschlossen und die filigranartigen in Stuck ausgeführte Ornamente über und an den Bogen sind noch vortrefflich erhalten, die Decken der hinter diesen Bogen hinlaufenden Hallen glänzen uns in ihrer Farbenpracht und in ihren wunderbaren Arabesken wie ein geöffnetes Schatzkästlein entgegen; das leuchtet und strahlt durch einander, und das Auge ist lange nicht im Stande, irgend etwas mit gehöriger Ruhe zu betrachten. Alles ist mit Sculpturen bedeckt, die in Roth, Blau, Gelb und Grün gemalt sind, vom Fußboden bis zur Höhe der

Lambris erheben sich glänzende Fayenceplatten, Azulejos, das Ganze mit einem Netze der phantastischsten Fäden überziehend, welche bald die wunderbarsten Arabesken darstellen, bald in zierlichen Buchstaben arabische Sprüche. Hier im Hofe des Teichs findet man häufig den Spruch: „Wà le ghalibile Allah," Gott allein ist Sieger; der Wahlspruch von Aben-Hamar, den er seinem Volke entgegenrief, wenn sie ihn Ghalib, Sieger, nannten. Man findet ihn unzählige Male, meistens auf Fayenceplatten, die einen blauen Balken im silbernen Felde zeigen. Die beiden Langwände, die diesen Hof umschließen, von gleicher Höhe wie die Bogenstellung der Hallen, sind nur von wenigen Thüren und kleinen darüber angebrachten Fenstern, die das obere Stockwerk beleuchten, durchbrochen und machen einen sehr wohlthätigen ruhigen Eindruck, aber jede dieser einzelnen Oeffnungen ist in so wunderlieblicher Weise durch die sie umgebenden ornamentirten Rahmen eingefaßt, und wird durch die über den Marmorboden hinlaufenden Lambris von bunten Fayenceplatten mit den andern verbunden, daß sie das innigste Wohlgefallen erwecken. Nachdem wir uns in der bei unserem Eintritt zu unserer Linken gelegenen Bogenhalle sattsam umgesehen, uns in den an ihren beiden Enden angebrachten, mit den zierlichsten Azulejos ausgetäfelten Nischen niedergelassen, erkennen wir erst den neuen Reiz der an den Palast Karl V. angelehnten gegenüberliegenden Seite, die sich in entzückender Weise in dem Wasserbecken abspiegelt, und die auf der untern Bogenreihe noch ein kleines Halbstockwerk, und darüber eine zweite Reihe von Arcaden, den untern ähnlich trägt, und so das schwerfällige Nachbargebäude verdeckt. Ein sehr feines Gefühl ließ die Araber den mittlern untern Bogen diesseits und jenseits größer als die übrigen machen, um dem springenden Strahl aus der im Boden senkrecht je unter dem Mittelbogen befindlichen Schale Platz zu geben und die Uebersicht über den Hof, unter der Thüre, die in den anstoßenden Raum führt, noch freier und unbeengter zu gewähren.

Dieses hinter den Arcaden liegende lange und schmale Gemach, parallel mit der Halle laufend und von gleicher Länge, Sala de la barca oder Halle des Segens genannt, dient als Vorzimmer zum Saal der Gesandten. Rechts und links in der Mauer vor der Eingangsthür befinden sich kleine Nischen, wo diejenigen, welche vor den König traten, ihre Pantoffeln ablegten. Eigenthümlich ist eine Inschrift, die sich hier befindet, und die von dem Hofe und Saale sprechend, in Versen sagt: „Wenn Du meine Schönheit anschaust, ohne Beziehung auf Gott, so muß ich Dir sagen, daß es eine große Thorheit ist, Deine Bewunderung nicht zu Gott zu erheben, der Dir den Tod geben kann. Und wer diese kunstreiche Arbeit betrachtet, von ihrer Schönheit angezogen, der lege zu seinem Schutze und damit er gesund bleibe, die fünf Finger seiner Hand zusammen." Es ist dieß der Schutz gegen das böse Auge, das Gettatore, dessen sich auch heute noch die Italiener bedienen.

Eine wunderschöne Holzdecke, fast noch mannigfaltiger in der Verschlingung der einzelnen Formen als diejenigen der hinter uns liegenden Bogenhalle zieht sich über die Sala de la barca hin, aus den glatten Deckenflächen wölben sich einzelne Kuppeln heraus, und die nahe an beiden schmalen Enden quer über den Raum gesprengten Gurtbogen vermählen sich mit dem Deckenwerk in der reizendsten Weise; die Azulejos der Lambris, die Stuckbekleidung der Wandungen, die liebliche Harmonie der Färbung, die herrliche Arbeit der Thürflügel in tausendfältiger Verschlingung sternförmiger Grundformen steigern die Erwartung auf den Raum, zu dem wir hier nur gleichsam das Vestibule sehen, und in der That ist der nun folgende Saal der Gesandten, Sala de los embajadores, ein Prachtwerk, auf welches das bisher Gesehene nur annähernd vorbereitete.

Auf der Verlängerung der Mittellinie des Myrthenhofs gelegen und von drei Seiten frei als einer der Festungsthürme vor den andern Gebäuden vortretend, ist dieser Thurm „des Comares" eine von außen schwerfällige krenelirte Masse, die

schon beim Eintritt in den Myrthenhof zu unserer Linken hoch die übrigen Gebäude überragte, die unscheinbare Hülle eines kostbaren Inhalts. Im Gegensatz zu den in die Breite gestreckten Verhältnissen des Myrthenhofs und der Halle der Segnung, hat der Saal der Gesandten durch seine hoch aufstrebende schlanke Proportion eine imponirende Majestät erlangt und beweist die Feinheit des Verständnisses, die diese glückliche Steigerung herbeiführte. Dieser Prachtsaal, in dem die fremden Gesandten empfangen wurden, so lang als breit, und bis zur Gewölbspitze fast zweimal so hoch, ist von sehr dicken Mauern umschlossen, und in jeder der nach außen gekehrten Wände von drei Bogenöffnungen in der Höhe des Fußbodens durchbrochen, die so gleichsam besondere Kabinete bilden, von denen die mittleren je durch eine in der äußern Mauerfläche stehende feine Marmorsäule in zwei Theile gespalten ist; höher oben unter dem Kuppelanfang dringt in jeder Wand durch eine Reihe von je fünf kleinen Bogenfenstern noch weiteres Licht in den auf diese Weise geheimnißvoll erhellten Raum. Dieser Saal, der größte bedeckte Raum der Alhambra, ist von einer ans Wunderbare gränzenden Ausschmückung, jede Erwartung, die man sich von dieser eigenthümlichen Schöpfung machen kann, übertreffend, seine Wände haben bis zur Höhe von etwa vier Fuß eine ringsumlaufende Lambris von glänzenden Azulejos mit blauen und grünen Verzierungen, Rosetten, Sterne und phantastische Blumen darstellend; darüber ist die ganze Wand mit erhaben gearbeiteten Arabesken bedeckt, die vermittelst einer Form aus dem weichen Gyps gedrückt und dann hellblau mit rothem Grunde gemalt wurden, über welche Vergoldungen rings umher ein phantastisches Netzwerk bilden. Arabesken im gewöhnlichen Sinne sind die Verzierungen in der Alhambra eigentlich nicht, denn sie bilden keine größeren zusammenhängenden Gegenstände, auch keine Blumen, Blätter oder Thiere, obgleich eine Andeutung an das vaterländische Lotosblatt sehr vielgestaltig und häufig vorkommt. Es ist, wie schon gesagt, ein Netzwerk von bunten Farben und

Gold, deren einzelne Fäden oder Ranken das Auge fast unmöglich verfolgen kann, in den eigensinnigsten Windungen springen sie hierhin und dorthin hinab, verschlingen und durchkreuzen sich, scheinbar im Chaos, das aber in gewissen Gränzen wieder die wunderbarste Symmetrie zeigt. Diese Verzierungen wiederholen sich an allen Wänden, nur über Fenstern und Thüren befinden sich breite Ränder mit andern Mustern, die hier eine Menge von Inschriften enthalten, welche einen Theil der Verzierung ausmachen, indem sie oft durch die Verschlingung der einzelnen Fäden gebildet sind. Der in polygonischen Abschnitten kuppelförmig gewölbte Plafond zeigt Boisericen von prachtvoller Arbeit, welche Sterne und Achtecke in schönster Symmetrie bilden; wo sich das Gewölbe an die Wände anschließt, bildet es Steinfestons mit herabhängenden Bögchen, Zapfen vorstellend, die aus den Höhlungen herabtropfen und wie Versteinerungen erscheinen. Wunderlieblich ist von der dem Eingang gegenüberliegenden Fensternische die Aussicht auf die Stadt mit ihrer Ebene, auf das Thal des Darro und ins Gebirge hinein, aber nicht minder reizend der Rückblick durch die beiden herrlichen Thüröffnungen hindurch nach dem Saal der Segnung, durch die davor liegende Halle, und über den glänzenden Wasserspiegel des Myrthenhofs hinweg nach dem jenseitigen fernen Bogengang.

Nach längerem Verweilen kehrten wir wieder zu diesem Bogengang zurück, und von dort aus betraten wir das Allerheiligste der Alhambra, den Löwenhof, und waren wir vorher schon erstaunt und überrascht, so blieben wir bei diesem Anblick mit einem Ausrufe der Bewunderung auf der Schwelle stehen. Es gibt nichts Reizenderes und Zierlicheres in der ganzen Welt, als den Patio de los leones; früher war es ein Garten voll blühender Gebüsche, Rosen, Oleander und Jasmin, jetzt steht er verödet und die Gewächse sind verdorrt; seine Längenaxe bildet einen rechten Winkel mit der des Myrthenhofs, und er umfaßt ein Viereck von hundert Fuß in der Länge und sechsundfünfzig in der Breite; zweiundachtzig schlanke weiße Marmor-

säulen tragen einen bedeckten Bogengang, der rings umher läuft, und sich in der Mitte einer jeden der beiden schmalen Seiten zu einem viereckigen Pavillon erweitert, der in den Hof vorspringt. Wir sind in der Mitte der schmalen Seite eingetreten, rechts und links von uns erstreckt sich die diesseitige Arkadenhalle, in deren Fußboden drei runde Wasserbecken eingelassen sind, und wir überblicken den sonnigen Hof durch den uns zunächst gelegenen Pavillon, den zweiundzwanzig der eben genannten Säulen im Quadrat umgeben, und der wieder ein rundes Wasserbecken im Fußboden umfaßt; gerade aus fällt der Blick auf den in der Mitte stehenden Löwenbrunnen, links überragt die achteckige Kuppel des Schwesternsaals, rechts die Erhöhung vom Saal der Abencerragen, die in zierlicher perspektivischer Flucht sich verlierenden Bogengänge der beiden Langseiten, und gegenüber öffnen sich die Bogen des Gerichtssaals gegen den Hof, der in diesem magischen dunklen Rahmen gefaßt ein in der That einziger Anblick ist. Die Säulen des Hofs sind glatt und stehen alternirend paarweise und einzeln, mit Ausnahme der Ecken, sowohl des Hofes als der Pavillons, wo sich drei oder auch vier gekuppelt befinden. Alle Capitäle derselben sind verschieden, aber eins immer zierlicher als das andere; die einzelnen Bogen sind über den Säulen getrennt durch senkrechte Friese, die, von ungleicher Breite, je nachdem die Säulen darunter einzeln oder paarweise gestellt sind, ziemlich hoch über die Bogenrundung hinauf reichen und einen eckigen Rahmen darum her bilden, der in Verbindung mit einem prachtvoll verzierten Band, das rings um den Hof herumlaufend, oben die aufsteigende Friese unter sich verbindet, das über jedem Bogen verbleibende, aufs Zierlichste durchbrochene Oberfeld nur noch eleganter erscheinen läßt, und durch das kunstvoll geschnitzte Hauptgesimse der ganzen Bogenreihe einen unvergleichlich schönen und edlen Abschluß verleiht. An den beiden Pavillons ist bei Ueberspannung der Säulenweiten die Form des Halbkreisbogens verlassen und stoßen die über den Säulen allmählich sich erbreiternden Massen in

zwei gegen einander geneigten Linien zusammen, so daß die Bogenflächen gleichsam vom Gesimse herabzuhängen und nur leicht auf den Säulen zu ruhen scheinen. Da sie aufs Kunstreichste durchbrochen sind, so daß man überall Tageslicht und Sonne durchflimmern sieht, so kann man sie mit kostbaren Spitzengeweben vergleichen, mit denen Hof und Säulen reich drapirt sind. Betrachtet man den Rand eines solchen Bogens genau, so muß man gestehen, daß man nichts Schöneres sehen kann, und daß es fast unmöglich ist, eine Beschreibung davon zu machen. Man könnte sagen, die unzähligen Höhlungen, mit welchen er durchbrochen ist, erscheinen uns wie die Zellengewebe der Bienen. Obgleich die Vertiefungen, die so gebildet werden, willkürlich durcheinander geworfen zu sein scheinen, so geben sie doch wieder ein festes System, haben dagegen, flüchtig betrachtet, ganz das Ansehen von Stalaktiten in Tropfsteinhöhlen. Die übrigen Bogen bilden nicht die vollständige nach unten einwärts gekrümmte Hufeisenform, sind vielmehr verhältnißmäßig zur Höhe etwas schmal, doch ist das Alles mit einem solchen Verständniß für Eleganz und Zierlichkeit ausgeführt, und paßt so harmonisch zusammen, daß hier auch gar nichts anders gestaltet sein dürfte. Die Decke des Säulenganges besteht aus kostbarer, eingelegter und reich bemalter Holzarbeit, wie die im Saale der Gesandten. Von den ehemaligen bunten und glänzenden Dachfliesen ist nichts mehr vorhanden und die Gebäude sind mit gewöhnlichen Ziegeln bedeckt. Wie muß dieser Anblick gewesen sein in jener Zeit, da die Alhambra noch vollkommen erhalten und bewohnt war, wo der so feenhaft umschlossene Garten selbst in dem höchsten Blumenschmucke prangte! Was wir überhaupt heute noch davon sehen, ist nur der Sommeraufenthalt der maurischen Könige; der Winterpalast befand sich da, wo jetzt das Schloß Karls V. steht.

In der Mitte des Patio de los leones befindet sich auf der Kreuzung der beiden Mittellinien der berühmte Löwenbrunnen; zwei übereinander stehende Marmorschalen, wovon die vieleckige

große untere, deren Rand mit Inschriften bedeckt ist, durch zwölf sehr roh gearbeitete Löwen getragen wird, denen man eigentlich nur durch die Mähnen ansieht, was sie vorstellen sollen. Da die Proportion dieser beiden Schalen und alle übrigen Verhältnisse so schön und richtig abgewogen sind, so ist das Zerrbild der Löwen durch den Mangel an Uebung der Nachbildung lebender Wesen, welche den Orientalen eigentlich verboten war, zu entschuldigen. Jetzt steht dieser Brunnen staubig und trocken, ehemals sandte er einen reichen Wasserstrahl hoch über die Dächer hinaus, so wie dieses auch aus den Rachen der zwölf Thiere hervorsprudelte, und das herabstürzende Wasser lief aus der Marmorschale in Rinnen, die sich heute noch am Fußboden befinden, welche den klaren Quell durch den ganzen Garten und die anstoßenden Gemächer führten, den Pflanzen Nahrung bringend, den Menschen Kühle und Frische.

Da wir vom Myrthenhofe hereingetreten sind, haben wir auf der linken Seite im Patio de los leones den Saal der zwei Schwestern, de las dos hermanas, der seinen Namen hat von zwei gleichen Marmorplatten von ausgezeichneter Größe und Weiße, die in den Fußboden eingelassen sind. Dieser Saal, durch einen schmalen Vorraum etwas abgerückt von der Colonnade des Löwenhofs und um einige Stufen gegen dieselbe erhöht, ist ein Gemach von etwa fünfundzwanzig auf dreißig Fuß mit zwei sich gegen dasselbe in weiten Bogen öffnenden dunkeln Seitenkabineten, an deren schmalen Enden besondere Stücke, unverkennbar für Bettnischen abgeschnitten sind. Rückwärts dem Saaleingang gegenüber öffnet sich ein vierter Bogen als Zutritt zu einem Corridor, der so lang ist als der Saal und die beiden Kabinete zusammen, und über den an seiner langen Außenwand als Schluß dieser, mit dem Myrthenhof parallelen Enfilade ein kleiner Erker, das Kabinet der Infanten genannt, nach außen frei hervorragt.

Die Mitte des Fußbodens zwischen „den beiden Schwestern" nimmt wieder ein rundes Wasserbecken ein, dessen Ueberfluß nach

dem Löwenbrunnen abwärts läuft. Die Anlage dieses Appartements, obwohl von außerordentlicher Einfachheit, hat einen unsagbaren Reiz; die drei aufeinanderfolgenden Räume sind von ausnehmender Schlankheit und einer unbeschreiblichen Eleganz des Details; von unten herauf ist der Saal mit Azulejos getäfelt, die obern neben den vier Bogenthüren übrig bleibenden quadratischen Felder jeder Wand von den originellsten Dessins und äußerst harmonisch gefärbt, höher hinauf übergeht der Raum nach und nach ins Achteck und sind die Ecken durch zierliche an der Wand klebende Marmorsäulchen gefaßt; ein breiter Fries zieht sich rings unter den obern kleineren Fensterchen umher, deren sechszehn wieder durch ganz feine Säulchen getrennt ein träumerisches Licht in das Innere ergießen, und der aus einer Menge kleiner Kuppelnischen der verschiedensten Gestalt, bestehend in tausend abwechselnden Bienenzellenformen der Spitze zustrebende Deckenwölbung eben so viel Licht zuführen um den Beschauer einzuladen diese fabelhaften Durchdringungen der manigfachen Formen mit dem Auge zu verfolgen und zu enträthseln, um ihn recht die Unmöglichkeit seines Beginnens fühlen zu lassen. In gleicher Zierlichkeit und Feine strahlen die anstoßenden Gemächer, der Corridor und das Kabinet der Infanten, sich wechselsweise an Reiz der Erfindung überbietend. Zahlreiche Inschriften bedecken überall die Wände. Fast alle ermahnen zur Anbetung Gottes und zum Lobe des Propheten. Eine größere in Versen preist in der erhabenen und glühenden arabischen Ausdrucksweise die Schönheit des Löwenhofes:

„Ein Garten bin ich der Wonne, zusammengesetzt aus allen Schönheiten. Anmuth und Zierlichkeit sind in mir niedergelegt. Kein Werk mag neben mir bestehen und der Blick sagt dir, wie vielfach meine Schönheiten sind; ein ruhiges Gemüth wird nirgends erquickendere Kühle finden, als bei mir. Ich enthalte ein kostbares Gemach, dessen Anfang und Ende sehr rein ist. Das Zeichen der Zwillinge allein deutet die schöne Verzweigung meiner Zierrathen, welche ihnen ein Scheindasein gibt, sehr ähnlich

der Wirklichkeit. Auch der Mond am Himmel muß mir weichen, weßhalb schöne Frauen zu meinem Reiche gehören mögen. Wenn die Sonne in ihrem Laufe ruhete, so wäre es nicht zu verwundern, denn sie hält sich auf, um meine Klarheit zu sehen; da ich, ein Gemach, den Himmel verdunkle und alles Schöne von mir Dasein erlangen könnte. Und wer mich recht ansieht, der wird mich betrachten mit der Ruhe und Sorgfalt, die ich verdiene. Die Kreise des Himmels scheinen neben mir verdunkelt und mit Wolken bedeckt. Ich entfalte auch weiße Säulen von großem Werthe, ihre Gestalt ist schlank und frei, und der Schatten, den sie geben, ist gleich einem hellen Strahl, und an ihnen sind Perlen ohne Gleichen. Und wer sie errichtet hat, kann sich über alle erheben. Unvergleichlich ist ihre Pracht und ihr Leben, und Niemand vermag ihren Preis zu nennen. Und wenn die untergehende Sonne ihre Strahlen ausbreitet und dieses Gemach trifft, entsteht ein Glanz ohne Gleichen, dem du weder an Form, noch an Farbe etwas vergleichen kannst. Was mir aber meinen größten Werth gibt, ist der Glaube, der in mir sich in seinem vollsten Glanze zeigt und in ihm vereinigen sich alle meine Schönheiten."

Von dem Saal der zwei Schwestern gehen wir durch den Bogengang des Hofes nach dem Hintergrunde desselben in den Saal des Gerichtes. Rechts und links von dem Säulenpavillon, der vor ihm in der Mitte liegt, sowie gegen diesen selbst öffnet sich der Saal mit drei großen Bogenportalen gegen den Löwenhof; jedes derselben ist aber an und für sich durch zwei freistehende Marmorsäulen wieder zu drei kleineren Arkaden abgetheilt, vor deren mittleren jedesmal ein rundes Wasserbecken den Fußboden der Bogenhalle unterbricht. Der Saal ist neunzig Fuß lang und sechszehn breit, also mehr eine Gallerie als ein Saal; den drei Portalen, die ihm allein Licht zuführen, entsprechen jedoch an seiner Rückwand drei große Nischen oder Divans, die ihn auf fünfundzwanzig Fuß erbreitern. Sechs prachtvolle Querbogen sind von der vordern nach der Rückwand

gesprengt und über denselben wölben sich drei hohe Kuppeln, wetteifernd an Zierlichkeit mit der des Schwesternsaals. Es ist leicht zu erachten, welchen reichen Anblick sein Inneres durch diese vieltheilige Disposition gewähren und wie poetisch der dämmerige Raum den Bewohner stimmen muß.

In den Divans sind, abweichend von der übrigen Verzierungsweise die Deckengewölbe mit bildlichen Darstellungen auf Goldgrund geschmückt; die an den Enden etwas abgelöste Bildfläche zeigt, daß die Gemälde auf Leder aufgetragen sind und die mittlere Darstellung einer Versammlung von zehn bewaffneten Greisen in zwei sich gegenüberstehenden Gruppen, worin man eine Rathsversammlung erblickte, hat dem Saal den Namen sala del Tribunal verliehen; die Bilder in den beiden anderen Nischengewölben stellen Jagden und Kämpfe dar und trage ich nach der ganzen Behandlungsweise kein Bedenken, die Bilder für ächt arabisch zu halten.

Gegenüber dem Saal der beiden Schwestern befindet sich nun der Saal der Abencerragen, den wir zuletzt betreten. Eine in der schon beschriebenen Form reich geschmückte Bogenthüre führt wie jenseits zuerst in ein sehr schmales Vorzimmer, gegen das der Saal um etwas erhöht ist. Er ist länglicht und sind von demselben zu beiden Seiten durch zwei Bogenwände, die je auf einer freistehenden Marmorsäule ruhen, zwei Alkoven abgeschnitten, so daß der Mittelraum wieder ins Quadrat gerückt wird. Ein breiter reicher Fries lauft an allen Seiten darüber hin und von dort nimmt durch bienenzellenartige Uebergänge höher und höher hinauf der Saal die Grundform eines vieleckigen Sternes an, in jeder Seite von einem kleinen, halbrund geschlossenen Luftfenster durchbrochen; die spitzig nach oben darüber zusammenlaufende Decke, den ein- und ausspringenden Winkeln des Sternes folgend, ist eine so staunenswerthe Combination, daß alle Beschreibung unzureichend wird. Durch und durch reizend und aller Schwere beraubt, baut diese luftige Architektur sich bei jedem veränderten Standpunkt kaleidoscopartig zu immer

neuen überraschenden Effecten in wirklich den Beschauer verwirrender Weise zusammen.

Hier hat man eine der wunderbaren Wände, nach dem Vorbild einiger noch fast ganz wohlerhaltener Stellen, wiederhergestellt, indem man Farben und Vergoldung auffrischte, und sieht nun deutlicher, wie überaus reizend diese unendlich verschlungenen arabischen Dessins gewesen sind. Die Herzogin von Montpensier, welche in Sevilla wohnt, giebt jedes Jahr eine bedeutende Summe zur Herstellung der Alhambra, und diese rühmenswerthe Munificenz hat die Behörden von Granada in den Stand gesetzt, Bedeutendes für die Unterhaltung, ja Wiederinstandsetzung der Alhambra zu thun.

Auch an den Gallerien des Löwenhofs ist man beschäftigt, die Stukkatur-Arbeiten zu erneuern, zu welchem Zweck man von den alten Verzierungen neue und sehr genaue Formen gemacht hat, in welche die weiche Gypsmasse gegossen wird und so die neuen Arabesken den alten vollkommen ähnlich werden. Um den Löwenhof aber vollständig zu restauriren, brauchte man ziemlich bedeutende Mittel, denn von den Säulen sind manche aus ihrer ehemaligen Lage gewichen und einige der prachtvollen, durchbrochenen Bögen mußten durch starke Eisenstangen befestigt und so vor dem Zusammenstürzen bewahrt werden. Da während unseres Besuches auf der Alhambra gerade an den neuen Wandverzierungen gearbeitet wurde, so gelang es uns, freilich zu ziemlich theuren Preisen, von den alten herabgenommenen ein paar Stücke zu erlangen, die wir als kostbare Andenken mit uns nahmen.

Nahezu in der Mitte des Fußbodens des Saales der Abencerragen befindet sich nun die große Marmorschale, welche den blutigen Mittelpunkt jener romantischen Geschichte bildet, die unter den Lorbeergängen der Cypressen auf der Xeneralife entstanden und mit dem früher erwähnten Gotteskampfe auf der Bivarrambla, sowie mit dem Untergange Granadas endigte.

Daß man heute noch in dem weißen Marmor der Wasser-

schale am Boden röthliche Flecken und Streifen sieht, kann ich bezeugen, ohne aber behaupten zu können, ob es natürliche Flecken des Steins, oder Blutspuren sind. Unser Führer ben Saken und ebenso manche Reisende, die den Saal der Abencerragen besucht, sind der letztern Ansicht. Doch ist über diese ganze Sache schon so viel geschrieben und in Romanzen gesungen worden, daß man nicht weiß, wo die Gränze zwischen Wahrheit und Dichtung ist. Wollen doch spätere Bewohner der Alhambra nächtlicher Weile im hellen Mondlicht gespenstige Schatten im Löwenhof bemerkt haben, weiße, flatternde Gewänder, die aus dem Saal der Abencerragen zu fliehen schienen. Erzählte mir doch ein glaubwürdiger Bekannter, er habe längere Zeit auf der Alhambra gewohnt und in stillen Nächten oftmals ein leises Geflüster und seltsame Klagetöne gehört. Doch ist dieß leicht zu erklären; wenn das zierliche Durcheinander der unzähligen Säulen mit ihren schneeweißen Steinbroderien vom bleichen, zitternden Mondlichte beschienen ist, so kann sich eine erhitzte Phantasie bei diesen, im Halbdunkel unbestimmteren und darum noch wunderbareren Formen wohl gespenstige Vorstellungen machen.

Wenn man aber hier in diesem Feenhofe wandelt, so glaubt man unwillkürlich an alle Wunder, an alle diese poetisch schönen Geschichten, welche uns Chronikenschreiber und Romanzen erzählen. Ich habe da eine überaus glückliche Natur und es wird mir zu einem wahren Bedürfnisse, solche merkwürdige Stellen mit Gestalten und Sagen aus ehemaliger Zeit zu bevölkern, deßhalb glaube ich auch an das unverschuldete Unglück der schönen maurischen Königin, an die Rache Boabdils, an die dreißig ermordeten Abencerragen, an die Blutflecken im Marmorbassin, sogar an die nächtlich flüsternden und klagenden Stimmen im Löwenhofe und an die gespenstigen Schatten, welche dem Saal der Abencerragen entflattern. Ja, als wir jetzt wieder zurückkommen in den Saal des Komares, so bin ich fest überzeugt, daß es

der Platz dort links am Fenster war, wo man die wunderbare Aussicht auf die Ebene hat, von dem die Romanze singt:

In dem Zimmer von Komares
Einst die schöne Galiane
Mit Geschicklichkeit und Mühe
Stickte einen reichen Aermel,
Für den tapfern Sarrazino,
Welcher treibt für sie das Rohrspiel.
Solchen Werth hat dieser Aermel,
Daß er keine Schätzung findet.

Uebrigens sind wir der schönen Galiane zu Liebe nicht hieher zurückgekehrt, sondern vom Saal der Gesandten führt in der Dicke der Mauer eine Treppe zu einer hoch auf dessen Zinnen liegender, eine prachtvolle Aussicht gewährender Terrasse, eine andere geräumigere Treppe aber zu einer beiderseits freistehenden, von den christlichen Königen auf die Höhe der Festungsmauer angelegten Gallerie, deren Dach von arabischen Marmorsäulen getragen ist. Von hier hinab blicken wir in tiefe düstere Höfe, die sich noch ein Stockwerk unter dem Patio de los leones an der Umfassungsmauer befinden, aber auch in den hübschen Garten der schönen Maurin Lindaraja, der freilich sehr verwildert ist und nichts Gartenähnliches mehr hat. Bemerkenswerth ist hier nur eine geschuppte Brunnenschale von ganz außerordentlich schöner Arbeit. Unangenehm fällt dem Beschauer eine seitwärts liegende Fortsetzung dieser Gallerie auf, die von oben bis unten mit eisernen Stäben vergittert ist und zum Aufenthalt der tollen Johanna gedient haben soll, die hier bis zu ihrem Tode verwahrt wurde. Doch wollen wir alle trüben Gedanken an Wahnsinn und Kerker hinter uns lassen, denn wir haben einen der viereckigen Thürme erreicht, die sich kühn und trotzig aus der Schlucht erheben, in welcher tief unten der Darro braust. Auf diesem Thurme aber befindet sich einer der schönsten und wunderbarsten Punkte der Alhambra, ein kleiner, viereckiger, ganz iso-

lirter Pavillon, auf jeder Wand von drei Oeffnungen durchbrochen mit einem äußeren, ringsumlaufenden Gange, der auf drei Seiten frei, von acht schlanken, weißmarmornen Säulchen getragen wird, welche durch leichte, reich verzierte Bogen verbunden sind. Es ist dieß das sogenannte Boudoir der Maurenkönigin el tocador de la reyna mora. Wände und Decke sind mit Frescogemälden aus der Zeit Karls V., Arabesken, Landschaften, Blumen und Früchte vorstellend, bedeckt; wenn aber auch diese Wandmalereien noch schöner wären, als sie sind, so ist doch die Aussicht von hier oben so großartig und prächtig, daß wir zum Betrachten der Wände kaum die Zeit finden und uns immer wieder an eins oder das andere der Fenster hingezogen fühlen. Vor uns auf grüner Bergwand lauscht die zierliche Xeneralife zwischen ihren Cypressen hervor, neben welcher die zackigen Felshörner der Sierra Elvira in weiter Ferne heraustreten, auf ziemliche Strecke die fruchtbare Vega umspannend und zu gleicher Zeit Granada, das weit ausgebreitet zu unseren Füßen liegt, stolz und herrisch, grau und ehrwürdig und dabei wieder so jugendfrisch durch den grünen Kranz der Granaten- und Orangenbäume, wie das ewig lebendige, murmelnde Wasser des Darro und Xenil, welches sie umströmt. An einem andern Fenster haben wir die Schneegipfel der Sierra Nevada vor uns und hier ist der Anblick wahrhaft zauberisch. Ist die Aussicht nach der Vega sanft und lieblich, so ist diese hier stolz und majestätisch, denn hoch über den weißen Schneeflächen erheben sich die mit Eis bedeckten Hörner des Mulahacen und Picacho de la Veleta, und da die Luft so unbeschreiblich klar und rein, der Himmel aber tiefblau ist, so treten diese Bergriesen so eigenthümlich nah vor uns hin, daß man glaubt, sie mit einem Steinwurfe erreichen zu können und den angenehmen kalten Hauch zu fühlen, den der Wind, über sie dahinstreichend, herüber trägt.

Daß unberufene Finger die Wände dieses himmlischen kleinen Ortes mit höchst prosaischen Bemerkungen und Namen be-

krizelt, ist recht traurig und that uns um so weher, als auch Mancher sich nicht gescheut hatte, mit seinem eigenen unbedeutenden Namen durch irgend eine Arabeske zu fahren.

Vom Tocador betreten wir eine unregelmäßige Folge von Gemächern aus der Zeit Karls V., welche für ihn und seinen Hof eingerichtet waren. In manchen derselben hat man mit wenig Geschick die maurischen Wandverzierungen aus den andern Theilen der Alhambra nachzuahmen versucht und sieht man auch hier buntfarbige Azulejos, gleichsam eine Uebersetzung derselben in Renaissanceformen, aber gegen jene arabischen von sehr dürftiger Zeichnung und Färbung. Unzählige tragen den Wahlspruch des so rastlos strebenden Kaisers: „Plus oultre!“ Schade ist es überhaupt, daß bei den späteren vielen Restaurationen auch der Haupträume der Alhambra die früheren Azulejos nicht nachgeahmt, sondern andere willkürliche Dessins substituirt wurden.

Unter diesen Gemächern liegen die alten maurischen Bäder, zu denen man von einem kleinen Hof über einige abwärts führende Stufen gelangt. Hier finden wir wieder Spuren der Wandverzierung, wie sie uns im Saal der Gesandten entzückten. Die Decken der Badekammern sind aus zierlichen Gewölben gebildet mit vielen sternenförmigen Oeffnungen, die wohl mit buntem Glase verschlossen waren und durch welche das hereindringende Licht freundliche, bunte Reflexe auf den weißen Marmor der Fußböden, der Badewannen, der Säulen und Pilaster warf. Sehr schön ist der daran stoßende Ruhesaal, luftig, schlank, rings von Altanen umgeben und mit einer großen Brunnenschale in der Mitte. Bei der sehr bewegten Grundform, der Abwechslung von hohen und niederen Säulen, weiten und engen Bögen, den vielen Vor- und Rücksprüngen der Wände und der eigenthümlichen hoch oben hereingeführten Beleuchtung ist derselbe ein sehr lebendiger, interessanter Raum.

Vom vielen Schauen ermüdet, kamen wir durch verworrene Treppen und Gänge und halbverfallene Gemächer wieder nach dem Löwenhofe, den wir unmöglich schnell wieder verlassen konnten.

Ben Saken hatte unterdessen für einige Erfrischungen gesorgt. Der Hüter der Alhambra war so freundlich, uns eine Guitarre zu leihen, und so lagerten wir uns in dem Saal der Schwestern, die Gläser klangen und altspanische Romanzen, von der wunderbaren Pracht der Alhambra erzählend, von Liebe, Kampf und Sieg erklangen durch die stillen Räume des Löwenhofes. — Das war eine unvergeßliche Stunde.

Ottilie Wildermuth.

Ein Stadtschreiber.

(1852.)

Auch das war eine glorioſe Zeit, als der Herr Döte (Pathe) Stadtſchreiber noch regierte. Seit die Stadtſchreibereien eingegangen ſind, iſt kein reſpektables Haus mehr im Städtchen zu finden. Jetzt gibt es Gerichtsnotare und Amtsnotare, Stadtſchultheißen und Rathsſchreiber, Verwaltungsaktuare und Pfandcommiſſäre, die alleſammt Mühe haben, ſich nebſt Familie des Hungerſterbens zu erwehren. Alle dieſe Aemter waren dereinſt vereinigt unter dem Dache der Stadtſchreiberei, alle dieſe Würden ruhten auf dem Haupte des Herrn Stadtſchreibers, und die zahlreichen Schreiber, die ſich in die Aemter theilten, waren nur Glieder im Dienſte dieſes ehrwürdigen Hauptes.

Die Stadtſchreiberei war kein modernes Haus, es verſprach nicht viel von außen, aber von innen waren die Räume bequem und ſtattlich. Vorn heraus auf die Straße lag das Wohnzimmer, in dem geſpeist wurde und wo ſich die Familie des Tags über aufhielt, um am Fenſter bequem beobachten zu können, was alles im Städtchen aus und einging. Die Schreibſtube hatte nur die Ausſicht auf benachbarte Winkel und Höfe, damit das Dienſtperſonal nicht im Geſchäft geſtört würde. Auf ein eigenes Arbeitszimmer wagte keiner der Subſtituten und Schreiber Anſpruch zu machen; ſogar der Herr Prinzipal hatte in der allgemeinen Schreibſtube nur einen beſonderen umzäunten

Platz, wo ein bequem gepolsterter Lehnstuhl stand, den er geruhte, des Tags eine bis zwei Stunden zu besetzen.

Das Wohnzimmer war bequem, aber durchaus nicht elegant möblirt; ein gepolstertes Sopha mit geschnörkelten Füßen, hochlehnige, weich gepolsterte Sessel, nach denen sich manchmal sehnsüchtig die Blicke der jüngern Schreiber und des Incipienten richteten, die mit hölzernen Stühlen vorlieb nehmen mußten, eine „Drissur,“ auf deren Gipfel blaue Meißner Tassen und rührende Gipsfiguren prangten, eine hohe Komode mit weitgeschweiftem, inhaltsschwerem Bauche, ein Nähstock, an dem die Frau Stadtschreiberin und ihre Töchter ihr Tagewerk vollbrachten, das bildete die ganze Zimmereinrichtung. Daneben aber war noch ein Staatszimmer, das bei außerordentlichen Gelegenheiten geheizt wurde, und Gastzimmer von der verschiedenartigsten Größe und Einrichtung, je nach dem Rang der etwaigen Gäste. Eine Stadtschreiberei war ein gastfreies Haus, das ganze Jahr offen für Verwandte und Freunde, zu welch ersteren nach gut schwäbischem Brauche das halbe Vaterland gehörte. Die unheizbaren Zellen des Schreibereipersonals lagen im obern Stock und unter dem Dach. Es ging die Sage, des Herrn Amtssubstituten Zimmer könne geheizt werden, seit Menschengedenken hatte aber keiner von einem solchen Vorrechte Gebrauch gemacht.

Ein Stadtschreiber hatte ein wahrhaft fürstliches Einkommen, was sich denken läßt, da in seine Kasse all die Einkünfte der zahlreichen Aemter und Aemtlein floßen, die jetzt in so viele Kanäle und Bächlein vertheilt sind, und da zudem noch das „Schmieren“ und Geschenkenehmen in jeder Art bei Beamten eine ganz hergebrachte Sache war, die mit einer gewissen Würde betrieben wurde und dem amtlichen Ansehen durchaus keinen Eintrag that.

Das fürstliche Einkommen theilte denn auch dem Herrn Stadtschreiber eine Art fürstlichen Bewußtseins mit, und kaum wird ein regierendes Haupt in unsern Tagen in seinem Staats-

rath mit der Ehrfurcht empfangen, mit der die lautlose Schaar der Schreiber sich erhob, wenn der Herr Prinzipal geruhte, Morgens gegen zehn Uhr seinen Polsterstuhl in der Schreibstube einzunehmen; die meiste Zeit regierte er übrigens unsichtbar wie der Kaiser von China.

Womit der Herr Stadtschreiber seine übrige Zeit ausfüllte, da er mit wissenschaftlichen Forschungen sich nicht anzustrengen pflegte und den Genuß der schönen Literatur seinen Töchtern überließ, dürfte fast räthselhaft erscheinen; wenn man aber erwägt, wie viel Zeit die Verwaltung seiner Privateinkünfte und der Einzug der Geschenke in Anspruch nahm, wovon er wenigstens die klingenden selbst in Empfang nahm, während die Frau sich mit Annahme der Zuckerhüte und Kaffeedüten, mit Gänsen, Hühnern und sonstigen Viktualien befaßte, so dürfte man sich nicht mehr wundern. Rechnet man noch dazu, daß er sich nicht vor acht Uhr aus dem Bett erhob, und mindestens eine Stunde brauchte, um seine Morgenpfeife zu rauchen, daß er nach Tisch eine hinreichende Siesta hielt und sodann wieder unter dem Fenster lag, um sein ehrwürdiges Haupt den Vorübergehenden zu zeigen, daß er mit gehöriger Ruhe der Verdauung oblag, die Tagesneuigkeiten anhörte und die Zeitung studirte, so ist das Räthsel vollends gelöst.

Die rechte Uebersicht über sämmtliches untergebenes Personal konnte man bei Tisch bekommen, wo sich auf den Schall einer Glocke oder auf den Ruf der Hausjungfer alles zu Tische einfand und nach abgehaltenem Tischgebet und einer Skala von „gesegnete Mahlzeit" in der gehörigen Rangordnung Platz nahm. Zuoberst natürlich thronte der Herr Stadtschreiber, eine stattliche, wohlgenährte Gestalt, zu seiner Rechten die Frau Stadtschreiberin, eine äußerst höfliche, kleine Frau, dann die jeweiligen Gäste, von denen das Haus selten leer war, sodann die Töchter des Hauses.

Darauf begann der Reigen der Schreiber mit dem ersten, dem Amtssubstituten, der noch zweier Teller, ja sogar einer

Serviette mit perlengesticktem Band gewürdigt war. (Es waltete starker Verdacht ob, daß letzteres ein Geschenk der Jungfer Karoline, der zweiten Tochter des Hauses sei, nach deren Besitz er strebte, und Erhörung hoffen durfte, wenn erst Mine, die älteste, ziemlich unschöne Tochter anderweitig versorgt war, denn die Frau Stadtschreiberin war entschieden der Meinung, „man dürfe den Haber nicht vor dem Dinkel schneiden.“) Folgte sodann der Substitut, der auch noch zwei Teller, aber keine Serviette mehr hatte, nach diesem die übrigen Schreiber, die in Ermanglung eines Extratitels mit ihren Namen angeredet wurden, und zuunterst auf einem ordinari Küchenstuhl der Incipient, der allezeit zu etwaigen Handreichungen bereit sein mußte.

Mehr noch als an Platz und Stühlen war der absteigende Rang an den Weinflaschen zu erkennen, mit denen jedes Couvert versehen war. Zuoberst vor des Herrn Platze stand bloß das geschliffene Glas, die Flaschen mit auserlesenen Weinen, mit denen er sich und die Gäste bediente, standen etwas im Hintergrund, damit nicht so leicht bemerkt werden konnte, was und wie viel dem Herrn Prinzipal zu sich zu nehmen beliebte. — Der Herr Amtssubstitut, so wie der Substitut waren noch je mit einer Flasche rothen Tischweins versehen, sodann kam eine Stufenleiter immer kleinerer Bouteillen von immer zweifelhafterer schillernder Farbe und säuerlicherem Geruch, bis sich die Reihe beim Incipienten mit einem halben Schöppchen Apfelmost schloß.

Während des Essens wagte selten einer des untern Personals den Mund zu öffnen, außer zu einer Antwort; nur die beiden Substituten führten mit Herr und Frau vom Hause ein Gespräch über Stadtneuigkeiten, wagten auch hie und da einen Scherz mit den Jungfer Töchtern (von Fräulein wußte man noch nichts) und mit den Gästen, die sehr häufig aus jungen Damen bestanden. Nachdem Suppe, Fleisch und Gemüse abgetragen waren, erhob sich der Amtssubstitut mit gefülltem Glas: „Herr Stadtschreiber, ich habe die Ehre, auf Ihre Gesundheit zu trinken;“ mit gnädiger Verbeugung antwortete das gebietende

Haupt: „Ich danke Ihnen, Herr Amtssubstitut, wünsche gleichfalls.“ — Sodann erhob der Substitut den gleichen Spruch und erhielt die Antwort: „Ich danke, Herr Substitut.“ Wie ein Echo klang sofort der Spruch aus einem Munde nach dem andern. Die Schreiber wurden mit einem: „danke, Herr Beutemüller, Herr Maier u. s. w.“ abgefertigt; der Incipient mit seinem Mostglas erhielt noch ein: „ist recht,“ ohne weitere Zuthat. Sodann trat das Corps den Rückzug an, wenn nicht etwa noch der Amtssubstitut einer besonderen Einladung dazubleiben gewürdigt wurde.

Während die Schreiber in der Amtsstube sich mit allerlei Witzen und lautem Geplauder für das lange Schweigen entschädigten, wurden auf der Stadtschreiberstafel erst noch Extraleckerbissen aufgetragen, Krebse, Braten, süße Speisen und Nachtisch. Trotz der streng eingehaltenen Hausordnung und der Flaschen in absteigender Linie durfte aber gewiß Niemand im Hause Mangel leiden. In der Stadtschreiberei war Vollauf das ganze Jahr, die Frau Stadtschreiberin setzte ihres Herzens Stolz nicht wie eine Dame heutzutage in einen offenen Schreibtisch mit eleganten Albums, welche die Herzen der Besucher mit geheimem Schreck erfüllen, weil sie dieselben mit einem erzwungenen poetischen, oder theuer erkauften künstlerischen Beitrag bereichern müssen, auch nicht in eine Etagère mit zierlichen Kleinigkeiten, wohl aber in eine wohlgefüllte Speisekammer, deren Anblick jedwedes Herz erfreuen mußte. Da hingen Schinken, Speckseiten, Würste und geräuchertes Fleisch jeder Größe und Gestalt; umher standen Schmalzhäfen von kolossalen Dimensionen, Butterballen und Eier in ungezählter Menge, alles in geeigneten Gefäßen. Daher ist in den alten Häusern noch solche Rücksicht auf den Umfang der Küche und Speisekammer genommen, während in unsern Tagen eine Küche von drei Schritten Länge und ein Speisekasten genügen müssen für eine Wohnung, die Salons, Speise-, Musik- und Besuchzimmer in Menge zählt.

An einzelnen Tagen wurden wohl auch die Schranken des

Standesunterschieds etwas bei Seite geschoben. Auf Bällen zum Beispiel durfte jedweder der Schreiber auf einen Walzer, Ecossaise oder Menuet mit einer Tochter des Hauses Anspruch machen. Solche Attention wurde sogar erwartet, nur mußte auch in der gebührenden Ordnung engagirt werden, also daß eines der titellosen Subjekte niemals wagen durfte, vor dem Herrn Amtssubstituten sich zu melden.

Eines der schönsten häuslichen Feste war aber die alljährliche Metzelsuppe, die Winters abgehalten wurde. Um den Genuß des Festes zu erhöhen, durfte fast das ganze Personal der Schreiber thätigen Antheil an der vorhergehenden Arbeit nehmen, mit Speckschneiden u. dgl., welche Mühe aber durch die Anwesenheit und Mithülfe der Töchter und weiblichen Gäste versüßt wurde, mit denen bei dieser Gelegenheit auch den Subjekten, dem Herrn Beutemüller u. s. w. ein Spaß erlaubt war. Der Incipient durfte sich noch mehr beim Geschäft betheiligen, indem er das Schüsselchen zum Blut unterhielt und dem Mezger durchgängig hülfreiche Hand leistete. Dafür aber wurde schon den Tag über Kesselfleisch in reichlichen Portionen vertheilt und Abends die Metzelsuppe mit größter Heiterkeit verspeist, bei welcher Gelegenheit auch die feierliche Würde des Herrn Principals in gemüthlichem Humor unterging. Ganz war freilich der Standesunterschied nicht aufgehoben: die Würste des untern Personals zeigten mehr und mehr eine Armuth an Speck, die bloß durch reichliches Gewürz ergänzt war, die Flaschen dagegen, mit Ausnahme der des gebietenden Herrn, waren von gleichem Inhalt und nicht gemessen oder gezählt, so daß sämmtliche Gesellschaft höchst befriedigt das Mal verließ.

Nicht minder festlich wurde der Herbst (die Weinlese) in dem Weinberg des Herrn Stadtschreibers abgehalten, der mit einem äußerst geschmackvollen Gartenhaus geziert war. Außer dem Hauspersonal und den zahlreichen Gästen nahm sämmtliche Honoratiorenschaft des Städtchens an der Festivität Antheil. Die Schreiber versahen sich je nach Maßgabe ihrer baaren Mittel

mit Pulver und Feuerwerk, die Herrn Substituten brachten sogar Raketen und Feuerräder auf den Platz, welch letztere jedoch jedesmal verunglückten, trotz dem, daß der Stadtknecht (der Amtsdiener des Stadtschreibers) und der Ineipient mit Stöcken dazu gestellt wurden, um die widerspenstigen zu treiben. — Nach einer äußerst reichlichen Bewirthung, bei welcher die Trauben, die köstlichen Gaben des Herbstes, nur Nebensache waren, kam der Abend, an dem sich die zunehmende Heiterkeit durch Schießen und Feuerwerk Luft machte, bis ein glorreicher Rückzug mit Fackeln erfolgte. Oft durfte der Jubel sogar noch mit einem Tanz im großen Zimmer der Stadtschreiberei beschlossen werden, wo ein etwas heiseres Clavier stand, auf dem Jungfer Mine mit großem Applaus eine Ecossaise und zweierlei Walzer spielte, bis sie selbst vom galanten Substituten engagirt wurde, welcher nach der Maultrommel des Herrn Maier, wozu Herr Nüßeler den Takt trat, einen Hopswalzer mühselig mit ihr vollendete.

Noch glorreicher entfaltete sich das Personal der Stadtschreiberei während der Schlittenfahrten, die dort vom ersten befahrbaren Schnee an arrangirt wurden. Der Herr Stadtschreiber mit seiner Frau Liebsten fuhr mit stattlichem Gespann in einem grün und roth bemalten Schlitten voraus. Sämmtliche Schreiber theilten sich in die Ehre, die Töchter, Nichten und Bäschen der Familie führen zu dürfen, welche sich freilich meist auf „Reibern" behelfen mußten; nur der Amtssubstitut führte Jungfer Karoline im Triumph in dem glücklich erbeuteten Schlitten des Müllers, der die Gestalt einer Tulipane hatte und vorne mit einer Meerfrau geschmückt war. Der klingelnde Zug, in dessen Nachtrab aus Mangel eines Rollgeschirrs auch Kuhglocken ertönten, fuhr sodann auf einen benachbarten Hof, wo die Zeit mit Tanz und Spiel bis tief in die Nacht hinein verjubelt wurde und bei der fröhlichen Heimfahrt im Dunkel der Nacht manch schüchterner, bis dahin versiegelter Schreibermund sich öffnete und sogar wagte, die Einziehung des Schlittenrechts zu versuchen.

Wie schön ist aber vollends die letzte und glänzendste Fest-

lichkeit in der Stadtschreiberei ausgefallen, als der galante Substitut, der durch die Verwendung des Stadtschreibers eine Extraprobatorstelle erhalten, sich entschloß, um die Hand der gereiften Jungfer Mine zu werben, somit auch die stillen Wünsche des Amtssubstituten laut werden durften, der mit der Hand seiner Karoline die Aussicht auf Amtsnachfolge erhielt, und nun diese erfreuliche Doppelverlobung gefeiert wurde! Die nähere Beschreibung des Festmahls bei dieser Veranlassung ist in unsern Zeiten fast unmöglich geworden, wo für eine bürgerliche Küche das Kochbuch einer Frau Stadtschreiberin zu den Chimären gehört. — Gut aber war es, daß die Jungfer Töchter noch in den Glanzzeiten des Hauses versorgt wurden, denn die Hinterlassenschaft zeigte sich, wie schon häufig der Fall war, viel geringer, als die Welt vermuthet hatte, da selbst ein fürstliches Einkommen zu Bestreitung des enormen Aufwandes nicht immer hinreichen wollte.

Nun ist all diese Herrlichkeit fast spurlos untergegangen, vergebens suchen wir in groß und kleinen Städten nach einem so gastlichen Hause, wie einst die Stadtschreiberei war, nach einem ähnlichen Verhältniß zwischen Prinzipal und Untergebenen, das neben aller steifen Förmlichkeit doch wieder etwas Patriarchalisches hatte. Der nivellirende Geist der Zeit duldet keine so erhabenen Häupter mehr, und obschon das Institut der Stadtschreibereien noch keiner grauen Vergangenheit gehört, so klingt es doch schon wie uralte Tradition im Munde des Volkes: „er hat einen Hochmuth wie ein Stadtschreiber."

Marie Nathusius.

I. Die Verlobung.

(1858.)

Der andere Tag war hold und schön wie ein Maientag sein muß. Der Geheimrath ging mit seiner Frau in einem kleinen Bosquet auf und ab, die Kinder spielten auf dem grünen Rasen unter blühenden Bäumen, und Elisabeth saß mit den Großeltern im Gartensaal. Sie wußte alles — und es war ihr wundervoll zu Sinne, es konnte keiner holdseligen Prinzessin im allerschönsten Mährchen schöner zu Sinne sein. Es war ihr aber auch, als ob es ein Traum oder ein Mährchen sei, wenn sie dachte, daß er, dessen Bild ja wirklich vom ersten Mal wo sie ihn gesehen, ihr immerfort zur Seite war, und trotz alles Kampfes immer wieder aufgetaucht, daß er sollte nun wirklich ihr eigen sein, es war doch als ob sie den Gedanken gar nicht fassen könne.

Die Großeltern sahen in ihren verklärten Zügen was in ihrem Innern vorging, sie sahen aber auch die Unruhe und Befangenheit und die wunderbare Spannung in der sie sich befand. Um eilf Uhr hatte Herr von Kadden die Erlaubniß zu kommen, noch war es nicht ganz so weit, die Großeltern wollten ihr gewiß die Zeit verkürzen, sie sprachen mit ihr, der Großvater aber auf seltsame Weise, halb im Scherz, wie er es liebte, aber er sprach auch ernst wie ein alter Mann heute, dachte Elisabeth, seine Jugend hat er vergessen.

Bilde Dir nur nicht ein, liebes Kind, daß weil er Dich

lieb hat, er nun Dein gehorsamer Diener sein muß, sagte der Großvater, das ist eine Täuschung an der schon manches Glück gescheitert ist. Er kann Dich sehr lieb haben und hat doch oft einen anderen Willen als Du, Du bist immer diejenige die nachgeben muß. — Elisabeth sah den Großvater ungläubig an. Wenn du freundlich gegen ihn bist, dachte sie, wird er glücklich sein, nur immer deine Wünsche erforschen zu können. — Und wenn er schon als Bräutigam zuweilen seinen eignen Willen hat, wundere Dich nicht, sondern freue Dich; er ist aufrichtig und lebhaft, da wird er eben jetzt sein, wie er später ist, Du mußt da schon lernen, fein sanft und artig sein. — Elisabeth lächelte. Der Großvater sprach ja auch nur scherzend. Jetzt dachte sie: Mir zu Liebe wird er nie heftig sein, er hat jetzt schon dagegen gekämpft. — Deine Großmutter war eine liebe demüthige Seele, fuhr der Großvater fort, sie sagte mir am Hochzeitstage, sie nähme nichts lieberes als das Gebot an: Und er soll Dein Herr sein. — Dein Herr sein? wiederholte Elisabeth verwundert. Großpapa, das ist aber nicht mehr Mode, fügte sie schnell hinzu. — Nicht mehr Mode? fuhr der Großvater fast erschrocken auf, — Elisabeth versuche es nie, auch nur zum Spaß und in der Thorheit Gottes Ordnung umzustoßen, die einzige Hoffnung Deines Glückes beruht darauf, wenn Du diese Worte mit demüthigem Herzen annimmst. Dann wirst Du seine Fehler tragen, immer wieder freundlich und liebreich sein, und das ist der einzige Weg, mit Männern fertig zu werden. Wir können das nicht vertragen, wenn da eine liebe zarte Seele neben uns steht, zankt und schmollt und uns bessern will, nicht wahr liebe Frau? Du würdest damit nicht weit mit mir gekommen sein? — Die Großmutter lächelte, sie hatte ja von Anfang an zu viel Respekt vor ihm gehabt, die kleinen Versuche, ihrem Eigensinne zu folgen, waren bald so gänzlich mißglückt, daß sie ihn lieber aufgegeben. Elisabeth aber dachte: was spricht der Großvater für Unsinn! Unfreundlich gegen mich sein und ich dennoch liebreich und demüthig,

und abwarten bis er wieder freundlich ist, das habe ich kaum gegen Eltern und Großeltern gekonnt, — nein, wenn er wirklich gegen mich heftig ist, so bin ich böse, das kann er dann nicht ertragen und die Sache ist gut. — Der Großvater verstand ihr Schweigen recht gut, sie hatte sich bei harmlosen Gelegenheiten oft genug über diesen Punkt ausgesprochen. Das Schweigen mit dem wegwerfenden kecken Minenspiel reizte ihn aber noch mehr zu reden, er fuhr fort: Wenn die Großmama mit mir schon mußte behutsam umgehen, so bedenke, daß ich nicht einmal heftig und aufbrausend bin, wie ein gewisser junger Mann. — Großpapa, er ändert sich ja! sagte Elisabeth leise. — Von dem Wahn wollt ich Dich eben heilen, fiel der Großvater ihr in die Rede, als ob Du von der Liebe Alles erwarten, ihr Alles bieten könntest, nein Du mußt gewaltig zart mit ihr umgehen. Trotz der allerschönsten und herrlichsten Liebe wird er gelegentlich aufbrausen: willst Du ihm dann Vorwürfe machen? — Elisabeth nickte. — Gut, sagte der Großvater eifrig, dann wird er noch heftiger, dann Du noch unartiger, und Du hast eine Ohrfeige fort, Du weißt nicht wie. — Großvater! rief Elisabeth zürnend und ward feuerroth. — Nun ja, daß Du Dich wehrst, daran zweifle ich nicht! setzte er hinzu. — Die Großmama lächelte und sagte: Nein, das thut sie nicht. — Da möcht ich eher sterben, flüsterte Elisabeth. Großvater wie kannst Du so etwas von gebildeten Leuten reden, fügte sie zürnend hinzu. — Mein Kind, es gibt weit vornehmere Ehen, wo so etwas vorfällt, warnte der Großvater, die Sünde fragt nicht nach der Bildung.

Elisabeth versuchte zu lächeln, aber der Großvater hatte es doch zu arg gemacht, sie hätte weinen mögen. Als er jetzt an das Fenster trat, legte sie ihre heißen Wangen wieder auf die Hände der Großmama, zu deren Füßen sie saß. Diese flüsterte leise: Liebe Elisabeth, der Großpapa hat doch Recht, Du wirst nie sanftmüthig und nachgebend genug sein können. Wenn Ihr aber beide einmal doch heftig seid, so besinne Dich,

eile fort und bete ein Vater Unser für Dich, das ist ein gutes Mittel. — Elisabeth nickte. Aber, dachte sie, sich tröstend: sie kennen ihn beide nicht, sie werden sich wundern, wenn wir sehr glücklich sind. Ich werde nicht unfreundlich und unartig sein, das war nur hier zuweilen gegen Tante Julchen, die mischt sich aber in alle Dinge, die sie nichts angehen. Er wird auch nicht unfreundlich gegen mich sein, und wenn er es wäre, würde es ihm schnell genug leid sein. Sie wollte sich gern besinnen, wie er aussah, wenn er böse war; sie konnte es durchaus nicht, sie sah ihn nur immer, wie er ihr den Veilchenstrauß gab. Das war einer von den Frühlingstagen, die das Herz so sehnsuchtsvoll machen. Die Kinder spielten lustig auf den Straßen im hellen Sonnenschein, viele Fenster waren geöffnet, damit die laue Frühlingsluft ihren Einzug halten könnte, und hoch über den Häusern zogen leichte weiße Wolken am lichtblauen Himmel. Dort über den Tannenbergen ziehen auch die leichten Frühlingswolken und der Sonnenschein liegt darauf, und er wird auch in die Ferne schauen — hatte sie gedacht, als sie durch die Behrenstraße ging. Sie wollte sich eben durch einen Haufen fröhlicher Kinder hindurchwinden, da stand er vor ihr. Er gab ihr den Veilchenstrauß, — und so sah sie ihn jetzt noch vor sich. Mit diesem Bilde vergaß sie auch die wunderlichen Worte des wunderlichen Großvaters, es ward ihr wieder so wundervoll zu Sinn, wie einer Mährchen-Prinzessin, die nun das Ende der Geschichte erreicht hat: der schöne Königssohn kommt, die Hochzeit ward in großer Freude gehalten und sie lebten vergnügt zusammen wie die Haidlerchen, in aller Glückseligkeit, so lange es Gott gefiel.

Der Großvater war in die Gartenthür getreten, die Großmutter sah von Zeit zu Zeit nach der Uhr, es war schon über halb zwölf. Da kömmt er — zu Fuß — das wundert mich! sagte der Großvater jetzt. Elisabeth sprang auf. Du willst doch nicht fort? fragte die Großmutter. Nur in dies Zimmer, sagte Elisabeth hastig und eilte in die offenstehende Wohnstube.

Herr von Kadden trat ein. Zu Fuß? in der Hitze? begrüßte ihn der Großpapa freundlich. — Ich muß es recht zu meiner Beschämung gestehen, ich habe heute einen dummen Streich gemacht! sagte der Eintretende seufzend. — Die Großeltern sahen ihn erstaunt an. — Der Dienst hatte mich länger aufgehalten als ich glaubte, ich wollte die versäumte Zeit mit dem Reiten einbringen, da ist mir das Pferd gestürzt. — O! sagten die Großeltern bedauernd. Aber das arme Pferd, was ist denn aus ihm geworden? fügte der Großpapa hinzu. — Ich habe dabei gestanden, bis mein Bursche mir nachkam, es war auch wieder auf den Beinen, der Bursche hat es hinkend zurückgeführt. — Der Großpapa lächelte, doch hielt er mit jeder Bemerkung zurück und sagte nur, daß er seinen Schwiegersohn und seine Tochter rufen wolle.

Als er den Gartensaal verlassen, saß der junge Mann bei der Großmutter, er küßte ihre Hand und sagte bittend: Heute dürfen Sie mich nicht schelten, Sie müssen mich trösten, ich hatte den Ritt, ich weiß nicht, eigentlich wie ein Orakel angesehen. Als ich mich auf das Pferd setzte, war es mir, als ob mir die ganze Welt gehörte, ich flog, um jeden Umweg zu sparen, über den großen Anger am Thor, ich setzte über den breiten Bach, es sollte kein Hinderniß für mich geben, und vor dem Walde der kleine Graben, wirklich sonst nicht der Rede werth, bringt mein Pferd zum Stürzen und ich hab da bei dem armen Thier stehen müssen mit der Ungeduld im Herzen. — Lassen Sie es uns nur als eine Vorbedeutung nehmen, nahm die Großmama gütig das Wort, alle ihre kühnen Steckenpferde werden stürzen, und Sie werden fein demüthig das Ziel erreichen, was Ihnen der Herr bestimmt hat. — Und glücklich sein, fügte er kindlich hinzu. — Und glücklich sein, wiederholte die Großmutter.

Jetzt trat Herr von Budmar mit Elisabeths Eltern ein, Elisabeth wurde auch gerufen und es erfolgte eine von den feierlichen Scenen, von der nachher Niemand den Hergang so recht

genau selber weiß. Die Großeltern hatten ja auch vorher mit Braut und Bräutigam gesprochen, sie sagten jetzt nicht viel. Der Geheimrath liebte diese Scenen nicht und kürzte sie so viel als möglich ab. Elise, die Mutter, die Hauptperson, hatte nicht den Muth sich so zu zeigen, wie es ihr um das Herz war, es fehlte ihr die Freudigkeit.

Die Uebrigen hatten das Zimmer verlassen, sie sollte allein sein mit dem Brautpaar, sie konnte ja einige erbauliche Worte und das schöne Verlobungslied dem Brautpaar mit auf den Weg geben; aber sie konnte sich nicht entschließen. Sie verließ schnell das Zimmer und trocknete ihre Thränen wieder im einsamen Stübchen mit der köstlichen Hoffnung, sich später gewiß einzuleben mit der lieben Tochter und dem neuen Sohne. Warum aber jetzt nicht gleich entschieden heraustreten mit dem, was ihr Herz erfüllte, jetzt wo die Herzen des Brautpaares so gern bereit waren, etwas Besonderes und Seliges zu hören? Aber sie hatte nicht den Muth, das zu glauben. Sie fürchtete, der junge Mann möchte sie mißverstehen, könnte lächeln zu ihrem Thun, sie wollte ihn erst nach und nach einführen in ihr Familienleben und dann gewiß nicht zurückhalten.

Elisabeth befand sich also plötzlich mit ihrem Bräutigam allein im Wohnzimmer, zagend und glücklich stand sie an seiner Seite. Es war ihr aber doch, als ob bei der Verlobung etwas gefehlt hätte, — sie wußte, wie es bei der Großmutter und bei der Mutter gewesen, — und ihr Herz war so selig und dankbar: wenn sie allein gewesen, würde sie jetzt dem lieben Gott erst recht selig gedankt haben.

Der Bräutigam hatte ihre beiden Hände gefaßt, es war ihm selbst noch wie ein Traum, daß er ihr so gegenüber stehen durfte. Weißt Du Elisabeth, begann er flüsternd, als wir beide im Winter hier unter diesen Bildern standen? — Elisabeth nickte. — Den Abend habe ich den lieben Gott ordentlich gebeten, daß er Dich mir schenken sollte, fügte er eben so leise hinzu. — Elisabeths große Augen leuchteten hell auf; ja sie

sah ihn sehr freudig an: Darum hat er es erhört! sagte sie. Und wir wollen ihn auch immer wieder bitten, fügte sie stockend hinzu. — Ich will es immer besser von Dir lernen, versprach er weich. — Wenn wir auch nicht viel wissen, fuhr sie eben so zagend fort, so können wir nur zusammen ein Vater unser beten. — Ob ich das wohl noch kann? fragte er seufzend. — Ihre vier Hände noch verschlungen, sahen sie sich schweigend an. Er versuchte leise für sich das Vater unser, sie sprach es im Herzen auch und folgte mit Spannung seinen Lippen und seinen Zügen. Jetzt ward es licht in diesen Zügen: Ich kann es ganz gut, sagte er bewegt und seine Augen waren feucht. Er nahm Elisabeth zum erstenmal an sein Herz und das war nun erst die rechte Verlobung.

Wenn wir einmal, flüsterte Elisabeth — Aber wie unpassend ist das! fiel ihr ein. Wenn ich einmal, verbesserte sie sich, unfreundlich bin — Du meinst mich, fiel er lächelnd ein. — Sie schüttelte ernsthaft den Kopf und wiederholte: Wenn ich unfreundlich bin und wir werden es dann beide, und wir können uns nicht gleich helfen, da wollen wir fortgehen und für uns ein Vater unser beten, das ist sehr gut, das wollen wir uns versprechen, — nicht wahr? bat sie und sah den Bräutigam beinahe demüthig an. Und ich möchte Alles thun was Du wünschest, versicherte er treuherzig; aber das wird gewiß nicht nöthig sein, fügte er noch hinzu.

Der Tag war wunderschön. Natürlich folgte Nachmittag und Abend ein Familienfest, Oberförsters waren dort, und die Gesellschaft war zahlreich an großen und kleinen Leuten. Charlottchen versicherte, sie habe Alles vorher gewußt; seit dem Abend, wo Onkel Karl den Kürassier-Offizier herbei gewünscht, da hatte sie wohl sechs mal ihre selige Mutter im Sarge liegen sehen, das war immer das sicherste Zeichen einer nahen Hochzeit. Onkel Karl rieb sich sehr vergnügt die Hände und sagte Elisabeth im Vertrauen, er habe für Kürassiere eine besondere Vorliebe und er würde in den Lieutenants-Haushalt hinter den

Bergen manch Töpfchen und Tröpfchen fließen lassen. Oberförsters Mariechen setzte dem neuen Vetter sehr verständig auseinander, daß es ihr lieb sein würde, wenn er von nun an bei ihren Vorstellungen die Stelle des Herrn Rennicke, des Rechnungsführers, übernehmen möchte, da derselbe sich immer recht ungeschickt anstelle. Der übermüthige kleine Karl aber quälte das kleine Schwesterchen Charlottchen, er erzählte, der große Kürassier habe die Schwester Elisabeth wirklich erobert und würde sie mit sich nehmen, so daß die ältere Schwester Marie ihre Noth hatte, dem Charlottchen auseinanderzusetzen: er sei aber doch Elisabeths Freund und habe sie sehr lieb. — Als Elisabeth am Abend der Großmama Gute Nacht sagte, ließ sie dem Großpapa bestellen, sie hätte die Sache überlegt und wollte wirklich so sanftmüthig und liebenswürdig als die Großmama werden.

Der Verlobungstag war ein Sonnabend gewesen und weil der Geheimrath mit seinen Gymnasiasten eigentlich keine Ferien hatte, kehrte er mit ihnen am Sonntag nach Berlin zurück, während Elise mit den übrigen Kindern noch vierzehn Tage bei den Eltern verweilte. Diese vierzehn Tage waren für die ganze Familie ungetrübte, blüthenreiche Maientage. Elisabeth war eine liebliche und sehr glückliche Braut, und der Bräutigam, dessen Sehnsucht sich bis jetzt mit der Tradition des alten Erbkoffers begnügen mußte, konnte es kaum fassen, jetzt der Mittelpunkt so vieler Liebe und so vieles Glückes zu sein. Auch nicht der leiseste Hauch eines Wölkchens trübte den Himmel seiner Laune und seiner Stimmung, und er war auch nur liebreich und aufmerksam und zart gegen seine Braut, er war es gegen alle Familienmitglieder. Elise war bald mit ihrer Mutter einig, daß er ein sehr liebenswürdiger Mann sei, sie wünschten ihm nur beide mehr Selbständigkeit, besonders gegen Elisabeth, die wie eine kleine Königin ihn beherrschte. Elise hatte ihm freundliche Vorstellungen gemacht, ihr Töchterlein nicht zu sehr zu verwöhnen, er hatte aber doch gebeten, es ihm zu er-

lauben, da es ihn zu glücklich mache, es sei auch nicht so schlimm als es scheine, da die Verwöhnung ganz gegenseitig wäre. So war es auch, nur daß es ihm mehr Vergnügen machte seiner kleinen Königin zu dienen, als sie zu regieren, und sie dagegen sehr bereit und ebenso gewandt war zum Herrschen in dem ihr eingeräumten Reiche; beide aber überzeugten sich immer mehr, daß es nur ihrer wunderseligen Liebe bedürfe um glücklich, gut und liebenswürdig zu sein.

II. Wahre Liebe.

Aus „Langenstein und Böblingen."

(1855.)

Eine Liebe, die zum Himmel führt, ist allein die rechte Liebe, die die Herzen reiner und verklärter macht. Die rechte Liebe liebt das Ideal, das heißt, wie sie den Geliebten in der Verklärung schaut, und Alles, was sie daran hindert, muß sie hinwegringen und beten, und oft mit gegenseitigen bittern Schmerzen. Eine Liebe ohne diese Schmerzen gehört der Welt und ihrer Freude an, und endet in Täuschung, denn es gilt auch hier: der Weg, der zum Himmel führt, ist steil und mühevoll gegen die breite Straße der Welt und ihrer Lust. Aber es ist der Himmelsweg und ein seliger Liebesweg, und je höher hinauf, je seliger, denn die Kämpfe und die Schmerzen werden immer seltener und ein Paar im Silberkranze wird frischer und fröhlicher auf Erde und Himmel und einander in die treuen Augen schauen, als sie in erster Liebe es gekonnt.

Theodor Mommsen.

Julius Cäsars Charakter.

(1856.)

Der neue Monarch von Rom, der erste Herrscher über das ganze Gebiet römisch-hellenischer Civilisation, Cajus Julius Cäsar, stand im sechsundfünfzigsten Lebensjahr (geboren 12. Juli 652?), als die Schlacht bei Thapsus, das letzte Glied einer langen Kette folgenschwerer Siege, die Entscheidung über die Zukunft der Welt in seine Hände legte. Weniger Menschen Spannkraft ist also auf die Probe gestellt worden wie die dieses einzigen schöpferischen Genies, das Rom, und des letzten, das die alte Welt hervorgebracht und in dessen Bahnen sie denn auch bis zu ihrem eignen Untergange sich bewegt hat. Der Sprößling einer der ältesten Adelsfamilien Latiums, welche ihren Stammbaum auf die Helden der Ilias und die Könige Roms, ja auf die beiden Nationen gemeinsame Venus-Aphrodite zurückführte, waren seine Knaben- und ersten Jünglingsjahre vergangen, wie sie der vornehmen Jugend jener Epoche zu vergehen pflegten. Auch er hatte von dem Becher des Modelebens den Schaum wie die Hefen gekostet, hatte recitirt und declamirt, auf dem Faulbett Litteratur getrieben und Verse gemacht, Liebeshändel jeder Gattung abgespielt und sich einweihen lassen in alle Rasir-, Frisir- und Manschettenmysterien der damaligen Toilettenweisheit, sowie in die noch weit geheimnißvollere Kunst, immer zu borgen und nie zu bezahlen. Aber der biegsame Stahl dieser Natur widerstand selbst diesem zerfahrenen und windigen Treiben; Cäsar

blieb sowohl die körperliche Frische ungeschwächt wie die Spannkraft des Geistes und des Herzens. Im Fechten und Reiten nahm er es mit jedem seiner Soldaten auf und sein Schwimmen rettete ihm bei Alexandria das Leben; die unglaubliche Schnelligkeit seiner gewöhnlich des Zeitgewinnes halber nächtlichen Reisen — das rechte Gegenstück zu der processionsartigen Langsamkeit, mit der Pompejus sich von einem Ort zum andern bewegte — war das Erstaunen seiner Zeitgenossen und nicht die letzte Ursache seiner Erfolge. Wie der Körper war der Geist. Sein bewunderungswürdiges Anschauungsvermögen offenbarte sich in der Sicherheit und Ausführbarkeit all seiner Anordnungen, selbst wo er befahl, ohne mit eigenen Augen zu sehen. Sein Gedächtniß war unvergleichlich und es war ihm geläufig mehrere Geschäfte mit gleicher Sicherheit neben einander zu betreiben. Obgleich Gentleman, Genie und Monarch, hatte er dennoch ein Herz. So lange er lebte, bewahrte er für seine würdige Mutter Aurelia — der Vater starb ihm früh — die reinste Verehrung, seinen Frauen und vor Allem seiner Tochter Julia widmete er eine ehrliche Zuneigung, die selbst auf die politischen Verhältnisse nicht ohne Rückwirkung blieb. Mit den tüchtigsten und kernigsten Männern seiner Zeit, hohen und niederen Ranges, stand er in einem schönen Verhältniß gegenseitiger Treue, mit jedem nach seiner Art. Wie er selbst niemals einen der Seinen in Pompejus kleinmüthiger und gefühlloser Art fallen ließ und, nicht bloß aus Berechnung, in guter und böser Zeit ungeirrt an den Freunden festhielt, so haben auch von diesen manche, wie Aulus Hirtius und Gajus Matius, noch nach seinem Tode ihm in schönen Zeugnissen ihre Anhänglichkeit bewährt. Wenn in einer so harmonisch organisirten Natur überhaupt eine einzelne Seite als charakteristisch hervorgehoben werden kann, so ist es die, daß alle Ideologie und alles Phantastische ihm fern lag. Es versteht sich von selbst, daß Cäsar ein leidenschaftlicher Mann war, denn ohne Leidenschaft giebt es keine Genialität; aber seine Leidenschaft war niemals mächtiger als er. Er hatte eine Jugend

gehabt und auch in sein Gemüth waren Lieder, Liebe und Wein in lebendigem Leben eingezogen; aber sie drangen ihm doch nicht bis in den innerlichsten Kern seines Wesens. Die Litteratur beschäftigte ihn lange und ernstlich; aber wenn Alexandern der homerische Achill nicht schlafen ließ, so stellte Cäsar in seinen schlaflosen Stunden Betrachtungen über die Beugungen der lateinischen Haupt- und Zeitwörter an. Er machte Verse wie damals Jeder, aber sie waren schwach; dagegen interessirten ihn astronomische und naturwissenschaftliche Gegenstände. Wenn der Wein für Alexander der Sorgenbrecher war und blieb, so mied nach durchschwärmter Jugendzeit der nüchterne Römer denselben durchaus. Wie allen denen, die in der Jugend der volle Glanz der Frauenliebe umstrahlt hat, blieb ein Schimmer davon unvergänglich auf ihm ruhen: noch in späteren Jahren begegneten ihm Liebesabenteuer und Erfolge bei Frauen und blieb ihm eine gewisse Stutzerhaftigkeit im äußeren Auftreten oder richtiger ein erfreuliches Bewußtsein der eignen männlich schönen Erscheinung. Sorgfältig deckte er mit dem Lorbeerkranz, mit dem er in späteren Jahren öffentlich erschien, die schmerzlich empfundene Glatze und hätte ohne Zweifel manchen seiner Siege darum gegeben, wenn er damit die jugendlichen Locken hätte zurückkaufen können. Aber wie gern er auch noch als Monarch mit den Frauen verkehrte, so hat er doch nur mit ihnen gespielt und ihnen keinerlei Einfluß über sich eingeräumt; selbst sein vielbesprochenes Verhältniß zu der Königin Kleopatra war nur angesponnen, um einen schwachen Punkt in seiner politischen Stellung zu maskiren. Cäsar war durchaus Realist und Verstandesmensch; und was er angriff und that, war von der genialen Nüchternheit durchdrungen und getragen, die seine innerste Eigenthümlichkeit bezeichnet. Ihr verdankte er das Vermögen, unbeirrt durch Erinnern oder Erwarten energisch im Augenblick zu leben; ihr die Fähigkeit, in jedem Augenblick mit gesammelter Kraft zu handeln und auch dem kleinsten und beiläufigsten Beginnen seine volle Genialität zuzuwenden; ihr die Vielseitigkeit, mit der er

erfaßte und beherrſchte, was der Verſtand begreifen und der Wille zwingen kann; ihr die ſichere Leichtigkeit, mit der er ſeine Perioden fügte wie ſeine Feldzugspläne entwarf; ihr die wunderbare Heiterkeit, die in guten und böſen Tagen ihm treu blieb; ihr die vollendete Selbſtſtändigkeit, die keinem Liebling und keiner Maitreſſe, ja nicht einmal dem Freunde Gewalt über ſich geſtattete. Aus dieſer Verſtandesklarheit rührt es aber auch her, daß Cäſar ſich über die Macht des Schickſals und das Können des Menſchen niemals Illuſionen machte; für ihn war der holde Schleier gehoben, der dem Menſchen die Unzulänglichkeit ſeines Wirkens verdeckt. Wie klug er auch plante und alle Möglichkeiten bedachte, das Gefühl wich doch nie aus ſeiner Bruſt, daß in allen Dingen das Glück, das heißt der Zufall das gute Beſte thun müſſe; und damit mag es denn auch zuſammenhängen, daß er ſo oft dem Schickſal Paroli geboten und namentlich mit verwegener Gleichgültigkeit ſeine Perſon wieder und wieder auf das Spiel geſetzt hat. Wie ja wohl überwiegend verſtändige Menſchen in das reine Haſardſpiel ſich flüchten, ſo war auch in Cäſars Rationalismus ein Punkt, wo er mit dem Myſticismus gewiſſermaßen ſich berührte. — Aus einer ſolchen Anlage konnte nur ein Staatsmann hervorgehen. Von früher Jugend an war denn auch Cäſar ein Staatsmann im tiefſten Sinne des Wortes und ſein Ziel das höchſte, das dem Menſchen geſtattet iſt ſich zu ſtecken: die politiſche, militäriſche, geiſtige und ſittliche Wiedergeburt der tief geſunkenen eigenen und der noch tiefer geſunkenen mit der ſeinigen verſchwiſterten helleniſchen Nation. Die bittere Schule dreißigjähriger Erfahrungen änderte ſeine Anſichten über die Mittel, wie dieß Ziel zu erreichen ſei; das Ziel blieb ihm daſſelbe in den Zeiten hoffnungsloſer Erniedrigung wie unbegrenzter Machtvollkommenheit, in den Zeiten, wo er als Demagog und Verſchworner auf dunklen Wegen zu ihm hinſchlich, wie da er als Mitinhaber der höchſten Gewalt und ſodann als Monarch vor den Augen einer Welt im vollen Sonnenſchein an ſeinem Werke ſchuf. Alle zu den verſchieden-

sten Zeiten von ihm ausgegangenen Maßregeln bleibender Art ordnen in den großen Bauplan zweckmäßig sich ein. Von einzelnen Leistungen sollte darum eigentlich nicht geredet werden; er hat nichts Einzelnes geschaffen. Mit Recht rühmt man den Redner Cäsar wegen seiner aller Advokatenkunst spottenden männlichen Beredsamkeit, die wie die klare Flamme zugleich erleuchtete und erwärmte. Mit Recht bewundert man an dem Schriftsteller Cäsar die unnachahmliche Einfachheit der Composition, die einzige Reinheit und Schönheit der Sprache. Mit Recht haben die größten Kriegsmeister aller Zeiten den Feldherrn Cäsar gepriesen, der wie kein anderer ungeirrt von Routine und Tradition nur daran festhielt, daß immer diejenige Kriegführung die rechte ist, durch welche in dem gegebenen Falle der Feind besiegt wird; der mit divinatorischer Sicherheit für jeden Zweck das rechte Mittel fand; der nach der Niederlage schlagfertig dastand wie Wilhelm von Oranien, und mit dem Siege ohne Ausnahme den Feldzug beendigte; der das Element der Kriegsführung, dessen Behandlung das militärische Genie von der gewöhnlichen Offiziertüchtigkeit unterscheidet, die rasche Bewegung der Massen, mit unübertroffener Vollkommenheit handhabte und der massenhaften Streitmacht die mobile, dem langen Vorbereiten das rasche Handeln selbst mit unzulänglichen Mitteln bis zur Verwegenheit vorzog. Allein alles dieses ist bei Cäsar nur Nebensache; er war zwar ein großer Redner, Schriftsteller und Feldherr, aber jedes davon ist er nur geworden, weil er ein vollendeter Staatsmann war. Namentlich spielt der Soldat in ihm eine durchaus beiläufige Rolle, und es ist eine der hauptsächlichsten Eigenthümlichkeiten, die ihn von Alexander, Hannibal und Napoleon unterscheidet, daß in ihm nicht der Offizier, sondern der Demagog der Ausgangspunkt der politischen Thätigkeit war. Seinem ursprünglichen Plan zufolge hatte er sein Ziel wie Perikles und Gaius Gracchus ohne Waffengewalt zu erreichen gedacht, und achtzehn Jahre hindurch hatte er als Führer der Popularpartei ausschließlich in politischen

Plänen und Intriguen sich bewegt, bevor er, ungern sich überzeugend von der Nothwendigkeit eines militärischen Rückhalts, schon ein Vierziger an die Spitze einer Armee trat. Es war erklärlich, daß er auch späterhin immer noch mehr Staatsmann blieb als General — ähnlich wie Cromwell, der auch aus dem Oppositionsführer zum Militärchef und Demokratenkönig sich umschuf und der überhaupt, wie wenig auch der Puritanerheld dem lockeren Römer zu gleichen scheint, doch in seiner Entwicklung wie in seinen Zielen und Erfolgen vielleicht unter allen Staatsmännern Cäsar am nächsten verwandt ist. Selbst in seiner Kriegführung ist diese improvisirte Feldherrnschaft noch wohl zu erkennen; in Napoleons Unternehmungen gegen Aegypten und gegen England ist der zum Feldherrn aufgedrungene Artillerielieutenant nicht deutlicher sichtbar wie in den gleichartigen Cäsars der zum Feldherrn metamorphosirte Demagog. Ein geschulter Offizier würde es schwerlich fertig gebracht haben aus politischen Rücksichten nicht durchaus zwingender Natur die gegründetsten militärischen Bedenken in der Art bei Seite zu schieben, wie dieß Cäsar mehrmals, am auffallendsten bei seiner Landung in Epirus that. Einzelne seiner Handlungen sind darum militärisch tadelhaft; aber der Feldherr verliert nur, was der Staatsmann gewinnt. Die Aufgabe des Staatsmanns ist universeller Natur wie Cäsars Genie; wenn er die vielfältigsten und von einander entlegensten Dinge angriff, so gingen sie doch alle ohne Ausnahme zurück auf das eine große Ziel, dem er mit grenzenloser Treue und Folgerichtigkeit diente; und nie hat er von den vielfältigen Seiten und Richtungen seiner großen Thätigkeit eine vor der andern bevorzugt. Obwohl ein Meister der Kriegskunst, hat er doch aus staatsmännischen Rücksichten das Aeußerste gethan, um den Bürgerkrieg abzuwenden und um, da er dennoch begann, wenigstens keine blutigen Lorbeeren zu ernten. Obwohl der Begründer der Militärmonarchie, hat er doch mit einer in der Geschichte beispiellosen Energie weder Marschallshierarchie noch Prätorianerregiment aufkommen lassen.

Wenn überhaupt eine Seite der bürgerlichen Verdienste, so wurden von ihm vielmehr die Wissenschaften und die Künste des Friedens vor den militärischen bevorzugt. Die bemerkenswertheste Eigenthümlichkeit seines staatsmännischen Schaffens ist dessen vollkommene Harmonie. In der That waren alle Bedingungen zu dieser schwersten aller menschlichen Leistungen in Cäsar vereinigt. Durch und durch Realist ließ er die Bilder der Vergangenheit und die ehrwürdige Tradition nirgends sich anfechten; ihm galt nichts in der Politik als die lebendige Gegenwart und das verständige Gesetz, eben wie er auch als Grammatiker die historisch-antiquarische Forschung bei Seite schob und nichts anerkannte als einerseits den lebendigen Sprachgebrauch, andrerseits die Regel der Gleichmäßigkeit. Ein geborener Herrscher regierte er die Gemüther der Menschen wie der Wind die Wolken zwingt und nöthigte die verschiedenartigsten Naturen, ihm sich zu eigen zu geben, den schlichten Bürger und den derben Unteroffizier, die vornehmen Damen Roms und die schönen Fürstinnen Aegyptens und Mauretaniens, den glänzenden Cavalleriegeneral und den kalkulirenden Banquier. Sein Organisationstalent ist wunderbar, nie hat ein Staatsmann seine Bündnisse, nie ein Feldherr seine Armee aus ungefügen und widerstrebenden Elementen so entschieden zusammengezwungen und so fest zusammengehalten wie Cäsar seine Coalitionen und seine Legionen; nie ein Regent mit so scharfem Blick seine Werkzeuge beurtheilt und ein jedes an den ihm angemessenen Platz gestellt. Er war Monarch, aber nie hat er den König gespielt. Auch als unumschränkter Herr von Rom blieb er in seinem Auftreten der Parteiführer; vollkommen biegsam und geschmeidig, bequem und anmuthig in der Unterhaltung, zuvorkommend gegen Jeden schien er nichts sein zu wollen als der erste unter seines Gleichen. Den Fehler so vieler ihm sonst ebenbürtiger Männer, den militärischen Commandoton auf die Politik zu übertragen, hat Cäsar durchaus vermieden; wie vielen Anlaß das verdrießliche Verhältniß zum Senat ihm auch dazu

gab, er hat nie zu Brutalitäten gegriffen, wie die des achtzehnten Brumaire eine war. Cäsar war Monarch, aber nie hat ihn der Tyrannenschwindel erfaßt. Er ist vielleicht der Einzige unter den Gewaltigen des Herrn, welcher im Großen wie im Kleinen nie nach Neigung oder Laune, sondern ohne Ausnahme nach seiner Regentenpflicht gehandelt hat und der, wenn er auf sein Leben zurücksah, wohl falsche Berechnungen zu bedauern, aber keinen Fehltritt der Leidenschaft zu bereuen fand. Es ist nichts in Cäsars Lebensgeschichte, das auch nur im Kleinen sich vergleichen ließe mit jenen poetisch sinnlichen Aufwallungen, mit der Ermordung des Kleitos oder dem Brand von Persepolis, welche die Geschichte von seinem großen Vorgänger im Osten berichtet. Er ist endlich vielleicht der Einzige unter jenen Gewaltigen, der den staatsmännischen Takt für das Mögliche und Unmögliche bis an das Ende seiner Laufbahn sich bewahrt hat und nicht gescheitert ist an derjenigen Aufgabe, die für großartig angelegte Naturen von allen die schwerste ist, an der Aufgabe auf der Zinne des Erfolges dessen natürliche Schranken zu erkennen. Was möglich war, hat er geleistet und nie um des unmöglichen Besseren willen das mögliche Gute unterlassen, nie es verschmäht, unheilbare Uebel durch Palliative wenigstens zu lindern. Aber wo er erkannte, daß das Schicksal gesprochen, hat er immer gehorcht. Alexander am Hyphasis, Napoleon in Moskau kehrten um, weil sie mußten, und zürnten dem Geschick, daß es auch seinen Lieblingen nur begrenzte Erfolge gönnt, Cäsar ist an der Themse und am Rhein freiwillig zurückgegangen und gedachte auch an der Donau und am Euphrat nicht ungemessene Pläne der Weltüberwindung, sondern blos wohlerwogene Grenzregulirungen ins Werk zu setzen. — So war dieser einzige Mann, den zu schildern so leicht scheint und doch so unendlich schwer ist. Seine ganze Natur ist durchsichtige Klarheit; und die Ueberlieferung bewahrt über ihn ausgiebigere und lebendigere Kunde als über irgend einen seiner Pairs in der antiken Welt. Eine solche Persönlichkeit konnte wohl flacher

oder tiefer, aber nicht eigentlich verschieden aufgefaßt werden; jedem nicht ganz verkehrten Forscher ist das hohe Bild mit denselben wesentlichen Zügen erschienen, und doch ist dasselbe anschaulich wiederzugeben noch keinem gelungen. Das Geheimniß liegt in dessen Vollendung. Menschlich wie geschichtlich steht Cäsar in dem Gleichungspunkt, in welchem die großen Gegensätze des Daseins sich ineinander aufheben. Von gewaltigster Schöpferkraft und doch zugleich vom durchdringendsten Verstande; nicht mehr Jüngling und noch nicht Greis; vom höchsten Wollen und vom höchsten Vollbringen; erfüllt von republikanischen Idealen und zugleich geboren zum König; ein Römer im tiefsten Kern seines Wesens und wieder berufen die römische und die hellenische Entwicklung in sich wie nach außen hin zu versöhnen und zu vermählen, ist Cäsar der ganze und vollständige Mann. Darum fehlt es denn auch bei ihm mehr als bei irgend einer andern geschichtlichen Persönlichkeit an den sogenannten charakteristischen Zügen, welche ja doch nichts anderes sind als Abweichungen von der naturgemäßen menschlichen Entwicklung. Was dem ersten oberflächlichen Blick dafür gilt, zeigt sich bei näherer Betrachtung nicht als Individualität, sondern als Eigenthümlichkeit der Culturepoche oder der Nation; wie denn seine Jugendabenteuer ihm mit allen gleichgestellten begabteren Zeitgenossen gemein sind, sein unpoetisches, aber energisch logisches Naturell das Naturell der Römer überhaupt ist. Es gehört dieß mit zu Cäsars voller Menschlichkeit, daß er im höchsten Grade durch Zeit und Ort bedingt ward; denn eine Menschlichkeit an sich gibt es nicht; sondern der lebendige Mensch kann eben nicht anders als in einer gegebenen Volkseigenthümlichkeit und in einem bestimmten Culturzug stehen. Nur dadurch war Cäsar ein voller Mann, weil er wie kein anderer mitten in die Strömungen seiner Zeit sich gestellt hatte und weil er die kernige Eigenthümlichkeit der römischen Nation, die reale bürgerliche Tüchtigkeit vollendet in sich trug; wie denn auch sein Hellenismus nur der mit der italienischen Nationalität längst innig ver-

wachsene war. Aber eben hierin liegt auch die Schwierigkeit, man darf vielleicht sagen die Unmöglichkeit, Cäsar anschaulich zu schildern. Wie der Künstler alles malen kann, nur nicht die vollendete Schönheit, so kann auch der Geschichtschreiber, wo ihm alle tausend Jahre einmal das Vollkommene begegnet, nur darüber schweigen. Denn es läßt die Regel wohl sich aussprechen, aber sie gibt uns nur die negative Vorstellung von der Abwesenheit des Mangels; das Geheimniß der Natur, in ihren vollendetsten Offenbarungen Normalität und Individualität mit einander zu verbinden, ist unaussprechlich. Uns bleibt nichts als diejenigen glücklich zu preisen, die dieses Vollkommene schauten, und eine Ahnung desselben aus dem Abglanz zu gewinnen, der auf den von dieser großen Natur geschaffenen Werken unvergänglich ruht. Zwar tragen auch diese den Stempel der Zeit. Der römische Mann selbst stellte seinem jugendlichen griechischen Vorgänger nicht blos ebenbürtig, sondern überlegen sich an die Seite; aber die Welt inzwischen war alt geworden und ihr jugendlicher Schimmer verblaßt. Cäsars Thätigkeit ist nicht mehr wie die Alexanders ein freudiges Vorwärtsstreben in die ungemessene Weite; er baute auf und aus Ruinen und war zufrieden in den einmal angewiesenen weiten, aber begrenzten Räumen möglichst erträglich und möglichst sicher sich einzurichten. Mit Recht hat denn auch der feine Dichtertakt der Völker um den unpoetischen Römer sich nicht bekümmert und nur den Sohn des Philippos mit allem Goldglanz der Poesie, mit allen Regenbogenfarben der Sage bekleidet. Aber mit gleichem Recht hat das staatliche Leben der Nation seit Jahrtausenden wieder und wieder auf die Linien zurückgelenkt, die Cäsar gezogen hat, und wenn die Völker, denen die Welt gehört, noch heute mit seinem Namen die höchsten ihrer Monarchen nennen, so liegt darin eine tiefsinnige, leider auch eine beschämende Mahnung.

Heinrich von Sybel.

Entwicklung der Habsburgischen Weltherrschaft.

(1853 und 1859.)

Das Haus Habsburg erhielt seine europäische Stellung durch Kaiser Karl V. Früher hatten seine Fürsten sich gehalten wie die meisten deutschen Landesherren, vornehmlich auf ihr Hausinteresse bedacht, nicht eben mit Aufopferung für die Wohlfahrt des Reiches thätig, immer aber auf deutsche Gesichtskreise angewiesen, und nicht in dem Falle, fremdländische Beziehungen gegen die heimischen zu bevorzugen. Im fünfzehnten Jahrhundert aber änderte sich dieß Verhältniß. Erbschaft und Heirath brachte dem Hause Habsburg rasch nacheinander die Anwartschaft auf das magyarisch slavische Ungarn, auf das halbfranzösische Burgund und Niederland, endlich auf Spanien, halb Italien und die unabsehbaren indischen Entdeckungen. Im Besitz so vieler über den halben Globus zerstreuter Herrschaften, gerüstet mit Ansprüchen und Aussichten von wenigstens gleichem Belange, gewann Karl V. die Kaiserkrone des römischen Reiches, und damit den uralten Titel auf die Beherrschung des Erdkreises nach der antiken, oder der Christenheit nach der mittelalterlichen Vorstellung. So reichte seine Stellung weit über die eines nationalen Hauptes hinaus, das Interesse der Person und der Dynastie fiel mit der Aufgabe der Universalherrschaft zusammen. Wie er persönlich mehreren seiner Völker und eigentlich keinem angehörte — er war Deutscher von der Vaters-, Spanier von der Mutterseite, nach Erziehung aber und Denk-

weise Burgunder — so war ihr nationales Gedeihen auch nicht das Ziel seines Lebens, sondern nur ein untergeordnetes Mittel zu dem Zwecke, Habsburgs Herrschaft über den Osten und Westen zu verbreiten. Manches Mal hat er in diesem Ehrgeiz auch mit dem Papste gehadert, und ihn abwechselnd durch kriegerische und kirchliche Mittel zum Gehorsam gedrängt. Es war dieß aber nicht augenblickliche Sympathie für religiöse Freiheit oder für die Selbstständigkeit des Staates von der Kirche, sondern es war wie bei den Kämpfen des Mittelalters nur die Frage, wem von den beiden Machthabern in dem großen Gottesreiche der Christenheit die erste Stelle zukomme. Sobald der Papst dem Kaiser die Kirche unterwürfig zeigte, war der Kaiser bereit, der Kirche die Welt zu unterwerfen. Diese Bestrebungen bilden einen der glänzendsten Punkte in der Geschichte unseres Welttheiles; ohne Frage geben sie Zeugniß von ungemeinem Geiste, schöpferischer Phantasie, unermüdlichem Willen. Aber die Natur, welche die Eigenartigkeit der Nationen eingesetzt, will nicht, daß ihre Schöpfung als dienendes Mittel menschlichen Ehrgeizes mißbraucht werde: es ist das Schicksal so ausschweifender Entwürfe, daß sie sich selbst untergraben, indem sie die Quellen ihrer Macht ersticken. Alle Nationen, denen Karl V. gebot, erlebten es der Reihe nach, daß seine dynastische Weltstellung ihrem Gedeihen schadete, am frühesten aber und tiefsten hatte es Deutschland zu empfinden. In religiöser Beziehung bedarf dieß gar keiner Erörterung, aber auch in politischer tritt es auf das Grellste zu Tage. Im Osten hatten die mit deutschem Blute geführten Türkenkriege für ihn selbst ein geringes, für das Reich aber gar kein Ergebniß; im Süden kamen die italienischen Eroberungen nicht Deutschland, sondern Spanien zu Gute; im Westen, wo er die Niederlande beinahe jeder Einwirkung der Reichsbehörden entzog, genehmigte er, um ihnen einen befreundeten Nachbar zu geben, die Erklärung des Herzogs von Lothringen, daß er nicht unter der Hoheit des Reiches stehe. Dem Allen entsprach es, daß Karl endlich die

deutschen Protestanten mit spanischen, italienischen, ungarischen Truppen niederwarf: so entsprang deren erneute Erhebung unter Churfürst Moritz nicht blos aus religiösem Freiheitsdrange, sondern gleich sehr aus dem Zorne, mit dem die ganze Nation, trotz aller Reichsgesetze, den Franzosen Granvella und den Spanier Alba im Reiche schalten und entscheiden sah.

Der Gedanke der habsburgischen Weltherrschaft wurde natürlich geschwächt, als Karl seine reiche Erbschaft theilte, Spanien, Indien und Neapel, sowie die alten Reichslande Mailand und Niederland seinem Sohne, die deutschen und ungarischen Provinzen aber seinem Bruder Ferdinand, dem Nachfolger in der Kaiserwürde, überließ. Dieser, und noch mehr dessen Sohn Maximilian, näherten sich darauf den deutschen Interessen wieder: allein das Gesammtgefühl der Familie blieb doch immer lebendig, und bald entschieden die verhängnißvollen Religionswirren nochmals den völligen Sieg der feudal-dynastischen Anschauung. Es gab damals in Deutschland sowohl auf der katholischen wie auf der protestantischen Seite eine gemäßigte und eine heftige Partei: wer irgend noch Sinn für Reich und Vaterland hatte, mußte die Verbindung der beiden mittleren Fractionen unter gegenseitiger Anerkennung des religiösen Glaubens wünschen, und eben dahin hatte auch die Politik der ebengenannten Kaiser gezielt. Nun ist es gewiß, daß auf beiden Seiten gesündiget wurde, und die protestantischen Radicalen zur Zerstörung jener Aussicht reichlich das Ihrige thaten: nicht minder deutlich liegt aber auch die eben so alte und wilde Verfolgungssucht der katholischen Eiferer zu Tage, und eben diese Partei hatte keinen andächtigeren und heißeren Anhänger als den künftigen Kaiser Ferdinand II. Hier trat denn die nationale Gesinnung ebenso wie bei Karl V. gegen die Gedanken der Familie und der katholischen Weltherrschaft zurück. Noch als Erzherzog bot er dem spanischen Vetter die schwäbischen Lande seines Hauses an, um ihm zu einer zusammenhängenden Herrschaft von Mailand bis Brüssel zu verhelfen; als Kaiser aber

begann er den dreißigjährigen Krieg durch ein umfassendes Bündniß mit Polen, Italien und Spanien, worauf dann die Protestanten durch Anrufen der Dänen, Schweden und Franzosen antworteten. Ein Menschenalter hindurch kam das Dasein des deutschen Namens in Frage.

Der Ausgang war eine vollkommene Niederlage der habsburgischen Ansprüche. Der westfälische Frieden erkannte die Gleichberechtigung der protestantischen Kirchen und die Souveränität der deutschen Fürsten an. Damit war einerseits die mittelalterliche Kirchenherrschaft zu Ende, weil sie der Alleinberechtigung zu ihrem Bestehen bedurft hätte. Andererseits aber hatte das feudale Kaiserthum die Herrschaft im Reiche verloren, weil die Leitung der deutschen Nation seinem Ehrgeize nicht hatte genügen können. Auch das Haus Habsburg mußte andere Wege für seine Politik aufsuchen. Freilich klangen wohl mehrmals Erinnerungen der früheren Pläne an, und noch im Jahre 1725 schloß man zur Beförderung eines Familienwunsches mit Spanien ein Angriffs- und Vertheidigungsbündniß gegen die Türken und die Protestanten. Allein so eifrig katholisch man blieb, so wenig deutsche Gesichtspunkte man faßte, so mußte man doch nach den Umständen sich bequemen, den Drang auf Weltherrschaft mit engeren Wünschen zu vertauschen. Es begann die Zeit der specifisch östreichischen Politik.

Vor dem dreißigjährigen Kriege war der Länderkreis der deutschen Habsburger ziemlich unbedeutend gewesen. Der größte Theil von Ungarn war in türkischen, Tyrol in den Händen einer Nebenlinie, in den andern Provinzen die Selbstständigkeit des Adels viel stärker als die Hoheit der Erzherzoge. Durchgängig waren die Edelleute eifrige Protestanten, so daß mit dem gewaltsamen Sieg des katholischen Glaubens zugleich auch eine monarchische Gewalt erst erschaffen wurde. Zum ersten Male sah sich seit 1621 in diesen Gegenden die Krone in einer wahrhaft übermächtigen Stellung. Dieses Streben wurde seit 1648 eifrig fortgesetzt. Jetzt erst verloren die Tyroler Landstände ihre wich-

tigsten Rechte, vor Allem aber gelang es mit kurzer polnischer und nachhaltiger deutscher Hilfe, die Türken aus Ungarn zu verdrängen, und zugleich unter furchtbarem Blutvergießen die nationalen Freiheiten der Magyaren zu brechen. Die Monarchie errang durch diese Siege zunächst ein sehr vergrößertes Territorium, das sie ungefähr mit Frankreich auf eine Linie stellte: sie errang im Innern die Kraft, so viele Steuern und Soldaten beizutreiben, als sie nöthig hatte, um ihr Heer nach ihren Wünschen zu vergrößern, sodann ihre Beamten und Truppen ohne Unterschied der Nation als kaiserliche Diener durch ihre Lande zu vertheilen. So konnte sie der Unterwerfung im Inneren und verwendbarer Stärke nach Außen sicher sein.

Hiebei aber blieb sie stehen. Wie sie zu keiner ihrer Provinzen ein nationales und folglich zu keiner ein warmes und natürliches Verhältniß hatte, wie sie alle nur dem höheren Zwecke der Habsburger Familienmacht als unselbstständige Mittel dienten, dachte die Regierung nicht daran, ihre Macht im Innern zur Beförderung des Gesammtwohles und zur Schöpfung einer gemeinnützigen Verwaltung zu gebrauchen. Der Adel hatte nicht mehr die Kraft, sich den Geld- und Rekrutenforderungen der Krone zu widersetzen, aber er behielt nach wie vor die Steuerfreiheit der eigenen Güter, die Gerichtsbarkeit und Polizeigewalt über die Bauern, die Menge der gutsherrlichen Rechte, welche oft genug den Bauern zum Leibeigenen herabdrückten und die Landwirthschaft überall in traurigen Fesseln hielten. Von Industrie war wenig Rede, das Handwerk wurde überall zunftmäßig betrieben. Auf die innern Verhältnisse der Gemeinden und Provinzen übten die Beamten des Staates keinen Einfluß, die einmal Berechtigten hatten freie Hand, ihre Interessen nach unten mit rücksichtsloser Selbstsucht zu verfolgen. Die erste Stelle in dieser Aristokratie nahm nach ihrem Reichthum und ihrer inneren Geschlossenheit die Kirche ein: dabei hob sie sich vor allen andern hervor durch die Wichtigkeit, welche sie für die Einheit der sonst so locker zusammengefügten Reichstheile hatte.

In den modernen Staaten bindet vor Allem Gleichheit der Sprache, der Bildung, der Interessen die Provinzen zusammen; diese Momente erhalten ihren politischen Ausdruck in den Organen der Rechtspflege und des Unterrichts, der Verwaltung und der Volksvertretung, durch welche die Staatseinheit unaufhörlich auf alle Punkte des Territoriums einwirkt. Die bewaffnete Macht erscheint nur im Hintergrunde und wird erst bei offenbaren Störungen wirksam. Von jenen friedlichen und bleibenden Mitteln aber besaß das damalige Oestreich nichts, es hatte zur Geltendmachung der Centralgewalt nur die bewaffnete Macht des Heeres, und war also dringend angewiesen, diesem eine ruhigere und eindringlichere Ergänzung hinzuzufügen. Ganz von selbst bot sich dazu die Kirche dar, deren Kriege unter Ferdinand II. die Monarchie eigentlich gegründet hatten. Sie knüpfte die gute Gesinnung des Adels an die Regierung, denn man muß es nicht vergessen, ein höchst beträchtlicher Theil der adeligen Güter war im dreißigjährigen Kriege an neue Besitzer eben wegen ihres guten Katholicismus gelangt. Sie lehrte der Jugend in allen Zungen des Reiches den Gehorsam gegen das Haus Habsburg, und empfing dafür von der Krone den Alleinbesitz alles Unterrichtswesens. Sie bildete, trotz der Gegenstrebung aller Nationalitäten, eine Art von öffentlicher Meinung zu Gunsten der Reichseinheit, dafür hinderte die Krone jedes Aufkommen aller nicht katholischen Denkweise in den Schulen, der Literatur, der Religion. Oestreich blieb also auch nach 1648 gut katholisch, nicht blos in dem Sinne, daß seine Fürsten überall persönliche Andacht bewährt, die Seelsorge der katholischen Geistlichkeit befördert, die Anstalten der Kirche mit kräftiger Unterstützung gepflegt hätten, sondern daß der Staat seine eigene Politik nach kirchlichen Gesichtspunkten einrichtete, die Kirche zu politischen Zwecken verwandte und jede fremde Regung auf allen anderen Lebensgebieten vernichtete. Es handelte sich also hier um viel mehr als einen confessionellen Gegensatz, es handelte sich um die tiefsten und umfassendsten Unterschei-

dungspunkte des mittelalterlichen und neueren Bewußtseins. Oestreich war seinem ganzen Wesen nach ein mittelalterlicher Staat oder Staatenverband. Die Folgen dieses Zustandes traten besonders scharf in seinem Verhältnisse zu Deutschland hervor.

Zunächst ergab sich eine völlige Trennung der geistigen Beziehungen zwischen dem Körper des Reiches und seiner mächtigen Ostmark. Es war die Zeit, in welcher Deutschland sein geistiges Erwachen in dem modernen Europa feierte, den Grund seiner heutigen Wissenschaft in allen Zweigen, Geschichte und Statistik, Chemie und Geologie, Jurisprudenz und Philosophie legte, und durch seine schöne Literatur den Adel einer vollberechtigten, zugleich humanen und nationalen Bildung gewann. Von all diesen Schöpfungen blieb Oestreich damals unberührt, man hat bemerkt, daß Werther nur in Gestalt eines Praterfeuerwerks den Wienern bekannt wurde. Die literarische Polizei ließ den Samen nicht in das Reich eingehen, die Jesuitenschulen hatten den Boden dafür verdorben. Alle Fortschritte der deutschen Bildung beruhten damals auf dem Grundsatze der Selbstständigkeit des Geistes in Kunst und Wissenschaft, die Erziehung der Jesuiten dagegen, unübertrefflich wo es auf die Heranbildung des Menschen zu einem gegebenen Zwecke ankommt, beginnt gerade mit der Verneinung der individuellen Eigenartigkeit und Selbstbestimmung. Es gab nichts, woran man damals eine östreichische Nation hätte erkennen können, als an ihrer Entfremdung von den Fortschritten des deutschen Geistes.

Wie auf den Culturgebieten, verhielt es sich in den Beziehungen des inneren Staatsrechtes. Die Kaiserwürde, welche fortdauernd von Oestreich behauptet wurde, war nichts anderes mehr, als ein Mittel für die dynastischen Zwecke des Hauses Habsburg. Hatte sie unter Karl V. ihren Gesichtskreis weit über den nationalen Boden hinaus auf die Beherrschung der Welt erstreckt, so war sie jetzt zusammengeschrumpft zu dem Regierungsmittel eines Staates, der nach seinem Ursprung nur eine Provinz des Reiches hätte sein sollen. Im Grunde kann

man von der ganzen damaligen Reichsverfassung nichts Anderes sagen. Was noch davon übrig war, bildete für die lebenskräftigen Triebe der Nation nicht ein Organ, sondern ein Hinderniß. Die Fortschritte des Volkes in Wissenschaft und Kunst, in Ackerbau und Industrie, in Politik und Wehrkraft kamen durchgängig nur in den größeren weltlichen Territorien zum Vorschein, die seit 1648 sich ihrer Souveränität erfreuten und durch die Reste der Reichsverfassung auf Schritt und Tritt in ihren Bewegungen gehemmt wurden. An den Kaiser und an den Reichstag klammerten sich allein die Stände, in denen verkommende Ueberbleibsel des mittelalterlichen Daseins fortlebten, die geistlichen Lande, die kleinen Grafen, die Reichsritter und Reichsstädte. Theils die Kleinheit ihrer Gebiete, theils die Unbrauchbarkeit ihrer Einrichtungen ließ hier weder rege Arbeitskraft, noch politischen Gemeinsinn, noch nationales Selbstgefühl aufkommen. An Allem, was die Nation in jener Zeit Erhebendes und Zukunftreiches leistete, hatten sie wenig mehr Antheil als Oestreich selbst. Hierhin waren sie durch innere Gleichartigkeit, als den natürlichen Schutz und Helfer, gewiesen, dafür stellten sie ihre Stimmen auf dem Reichstage ein für alle Male Oestreich zur Verfügung.

Die Reichsverfassung also war innerlich abgestorben, und außer Verhältniß zu der inneren Bewegung der Nation. Nichts würde verkehrter sein, als das Urtheil über den Patriotismus einzelner deutscher Stände nach dem Grade der Hingebung zu bestimmen, welche sie dieser Verfassung widmeten: es wäre noch irriger, als wenn man die deutschen Staaten, welche 1850 den deutschen Bundestag nicht anerkannten, deshalb für Feinde der deutschen Nation halten wollte. Nur darauf kann die Frage gerichtet sein, welche Territorien im vorigen Jahrhundert die lebendigen Interessen des Reiches nach innen und außen mit Bewußtsein und Thatkraft beschützten: diese waren die ächten Vertreter des Reiches und der Einheit, während die Anhänger der todten Verfassungsformen als die Organe der Schwäche und

Spaltung betrachtet werden müssen. Daß die Verfassung an sich selbst nichts bedeutete, darüber war Oestreich am meisten außer Zweifel, und sagte sich, sobald das östreichische Hausinteresse es erforderte, unbedenklich von allen Reichsgesetzen los. Als das Haus Habsburg zur Neige ging, und Karl VI. den Besitz der Erblande seiner Tochter zuzuwenden wünschte, wurde ohne Anstand die weibliche Erbfolge dekretirt, obgleich das Churland Böhmen nach dem ersten aller Reichsgesetze nicht auf Weiber kommen durfte. Als die Succession eröffnet wurde, war Maria Theresia entschlossen, nie einen nicht östreichischen Kaiser anzuerkennen, obgleich Karl von Bayern nach allen Reichsgesetzen rechtmäßig gewählt war. Also auch auf dieser Seite war die Obhut der Reichsverfassung nur ein Schein, auch hier wußte man, daß sie irgend einem wirklichen und lebendigen Interesse gegenüber nichts bedeute.

Dieselbe Verschiedenheit, die wir in den innern Verhältnissen zwischen Oestreich und Deutschland betrachteten, fand auch in den auswärtigen Interessen Statt. Nachdem die Türken aus Ungarn und die Schweden aus der Hälfte Pommerns verdrängt waren, gab es für Deutschland damals nur zwei Nachbarn, deren stete Beobachtung eine Lebensfrage für die Nation war, Polen und Franzosen. Dagegen hatte es im Süden nicht das mindeste Interesse gegen Italien, als die Deckung seiner Grenze durch Besitz und Neutralität der Alpenpässe. Gerade auf Italien aber war seit Jahrhunderten der Blick des Hauses Habsburg ununterbrochen gerichtet. Hier seine Herrschaft zu befestigen und auszudehnen, dahin trieb zugleich die liebste Ueberlieferung der Familie und das politisch-kirchliche Interesse, sich des Papstes und damit des katholischen Clerus zu versichern. Jede andere Rücksicht trat vor dieser höchsten zurück. Es war auf dem östreichischen Standpunkte sehr begreiflich, aber es brachte dem deutschen Reiche darum nicht geringeren Nachtheil. Wie scharf trat dieser Gegensatz bei dem Ende des glorreichen spanischen Erbfolgekrieges hervor, als der Kaiser einen Frieden

abwies, welcher dem Reiche Straßburg und den Elsaß zurückgegeben hätte, weil für Oestreich darin nur Neapel und nicht auch Sicilien war. Wie schneidend zeigte sich dasselbe Verhältniß noch in den letzten Lebensjahren der Habsburger Dynastie 1738 bei dem Wiener Frieden, in welchem der Kaiser, um für das verlorene Neapel wenigstens Toskana zu gewinnen, den Franzosen Lothringen überließ, ohne das Reich, welches er in diesen Krieg hineingezogen hatte, auch nur zu befragen. So behauptete Oestreich den herrschenden Einfluß in Italien: gegen Frankreich selbst aber errang das Kaiserthum in dem ganzen Jahrhundert nach dem westphälischen Frieden nicht einen nennenswerthen Erfolg. Wie vielmehr war dieß also hinsichtlich Polens der Fall, welches in der ganzen Periode der Religionskriege der eifrigste Verbündete von Habsburg-Spanien gewesen, und in der folgenden Zeit den östreichischen Interessen völlig ungefährlich schien.

Franz Löher.

Nizza und Umgegend.

(1855.)

Nizza liegt am Eingang zu dem wilden Paradiese, aber so anmuthig diese Stadt sich auch zwischen Berg und Meer hinbettet, sie giebt doch nur einen schwachen Vorgeschmack von der Herrlichkeit der Küste.

Es macht Nizza den Uebergang von der Provence zu Italien. Wenn man von Frankreich her sich dem Var nähert, so nimmt der Hintergrund der Landschaft allmählig erhabene Umrisse an. Der Grenzfluß strömt breit und starkwellig ins Meer; als ich ihn sah, war er vom Regen angeschwollen und schmutzig braun, die hellen Meereswogen schäumten gegen ihn auf, als wollten sie seine Schlammfluth nicht. Dicht bei seiner Mündung auf der langen Holzbrücke, welche Frankreich und Italien verbindet, sieht man weit den Fluß hinauf. Seine Ufer sind hoch und schön grün bis nahe an die Brücke, zahlreiche Städtchen liegen auf und vor den Uferhöhen, als suchten sie am Flusse Sicherheit, es gewährt einen hübschen Anblick. In der Ferne erheben sich Hochgebirge in kühnem Schwunge über einander, aus denen der rasche Strom herniederkommt. Geht man bis an seine Mündung hinunter, so bietet sich ein eigenthümliches Schauspiel bei den Felsen, zwischen welchen Meer und Fluß schäumend und wogend sich vermischen.

Auf Bildern ist Nizza gewöhnlich imposanter dargestellt, als es in der Natur sich ausnimmt; aber es liegt hell und übersichtlich am Meere, viel schöner als die französischen See-

städte. Da wo der lange Zug der Seealpen sich westlich wendet und gleichsam zum Winkelpunkte einen einzigen Felsberg eine Strecke weit ins Meer hinein von sich abgestoßen hat, breitete die Stadt sich aus. Das liebliche Thal, welches sich zwischen diesem Berge und den nackten Alpen, wie ein grünes Bett einsenkt, ladete zum Wohnen ein, erst allmählig streckte die Stadt zwei Arme um den Berg herum. Es führt auch an der Seeseite ein Weg um den Fuß des Berges, gegen welchen das Meer mit wuchtigen Fluthen andonnert und schäumend hochaufsprühend sich zwischen die Felsblöcke am Ufer wirft. Hier saß ich Morgens und Abends stundenlang, einsam und ungestört zwischen den Felsen. Oft überspritzte mich der Schaum und wölbte sich vor mir wie ein weißes rauschendes Dach. Die Wellen schleuderten auch kleine Krebse heran, auf dem Lande unsanft niedergesetzt besinnen sich die Thierchen erst und rutschen dann eilig wieder ins Wasser. Es sieht zu hübsch aus, wie der weiße Schaum so gierig schnell das Ufer heraufkriecht. Man hört das endlose dumpfe Rauschen des Meeres durch ganz Nizza und gewöhnt sich bald daran. Einen eigenen Eindruck machte es aber, als ich den ersten Abend aus der Oper in dies donnernde Konzert an den Strand kam.

Auf dem Felsberge oben weht immer leichte köstliche Luft, jedoch ist sie nicht mit dem Blüthengeruch durchwürzt, wie ich sie später an der Küste fand, wo sie dem Wanderer gewöhnlich von bebüschten Vorgebirgen zuweht. Der Berg bietet oben eine weite Platte, gekrönt mit den ausgebreiteten Ruinen einer alten Feste; jetzt glänzten dort Kanonen und die Waffen eines Wachtpostens. Die Aussicht ist herrlich, man übersieht Meer, Stadt, Thal und Gebirge; die letzteren sind hoch und öde, aber in angenehmen Formen. Vom Thale aus streben die Oelwälder hinan bis zur Mitte, unten schimmern die Landhäuser zwischen dem schillernden Grün. In Deutschland wissen wir gar nicht, welche Wohlthat im Süden ein Landhaus ist, hier sucht man an den Bergen kühle Luft, Laubgrün und Einsamkeit.

Die Neustadt, der Hauptttheil von Nizza, bildet ein Dreieck zwischen dem Berge, dem Meere und dem Paglione, der sich wie der Var, zwischen Felsblöcken brausend ins Meer stürzt. Dicht am Meere hin laufen die Arkaden, auf deren langen glatten Marmordächern es sich herrlich spazieren läßt. An dem weitrunden Becken, in welchem die Wellen über die blanken Kiesel schäumen, stehen Fischerkähne in Reihen, sind Netze und Leinwandbleichen ausgebreitet. Dieser Haupttheil von Nizza ist die große Krankenstadt von Europa; man rechnet, daß ein Drittel der Bevölkerung der Stadt Fremde sind, welche von der milden Luft, den Seebädern und den frischen Früchten Heilung suchen. Sie haben hier Unterhaltung von Meer und Land, ohne die Unruhe einer Seehandelsstadt und die Langweile des Landes, es ist in Nizza alles ruhig und freundlich, und die Umgebung der Stadt köstlich. Man hört aber auch zum Ueberdruß davon rühmen; ein Piemontese versicherte mir, seine ganze Familie, vom Säugling bis zur Großmutter, sei siech und elend gewesen, hier aber seien sie alle zusammen in einem Monat kerngesund worden.

An der andern Seite des Berges liegt die Altstadt mit dem Hafen, dessen Becken in der Form einer liegenden Acht in den Felsen eingehauen ist. Hier ist das italienische Leben vorwiegend; Fischer, Jungen, Bettler und Dirnen treiben sich bei den Schiffen und in den engen Gassen umher. Die Handwerker arbeiten auf den Straßen, und häufig findet man einen Kranz von jungen Mädchen, welche vor dem Hause an einem großen Stücke nähen und mit einander schäckern. In der Neustadt aber glaubt man noch in Frankreich zu sein, Tracht und Sprache der meisten Leute, und die prunkenden Aufschriften der Häuser sind französisch, nur das unaufhörliche Glockengeläute gehört Italien an.

Bis nach Villafranca erstreckt sich die prangende und doch eigenthümlich milde Umgebung Nizza's. Ich war durchaus nicht behindert, hatte Zeit, und konnte mir den Weg die Küste ent-

lang nach Belieben suchen. Gleich hinter dem Hafen von Nizza stieg ich einen hohen Berg hinan und sah oben angelangt das Meer von der andern Seite. Bis dahin hatte den Rückblick das ferne Antibes auf der vorspringenden französischen Küste begränzt, jetzt verlor ich diesen Rückblick, um die herrlichste Weltsicht auf die See zu gewinnen. An dem Fuße des Berges, der weit ins Meer hineingeht, liegt das schöne Villafranca mit einem netten künstlichen Hafen, und einem Fort, welches in der Mitte des Städtchens aufragt. Die Halbinsel Franche streckt sich ins Meer, wie eine zischende Gans den dünnen Hals; auf der äußersten Spitze steht ein Leuchtthurm und ein zerfallenes Hospiz. Die freundlichen Oelbäume nehmen hier Abschied, weit und grau dehnt sich das nackte Gebirge aus. Anfangs leuchten noch hier und da weiße Häuschen gleich Schneeflocken auf den ungeheuren Abhängen; bald bleibt nur noch hier und da eine einzelne Hütte übrig, so roh von Steinen aufgehäuft, wie es die ärmsten Sennhütten in den Alpen nicht sind; endlich hört alles auf, was nach Menschenwohnung aussieht, nur der grille Schrei der Geier läßt sich hören, oder das Meckern einer Ziege, welche unter den Felszacken sich verirrt hat. Die Gegend hat etwas Finsteres aber Großartiges, man denkt sich italienische Räuberromantik hinein. Die Leute, die einem begegnen, eilen alle flüchtig vorbei; fast gespenstisch zeichnen sie sich des Abends ab an den weißgrauen Felswänden. In Deutschland würde man sie für Gesindel halten, es waren gelbe Italienerinnen mit offnem Busen und glänzenden langen Ohrgehängen, zerlumpte halbnackte Packträger, Weiber mit breiten Hüten, welche auf Eseln ritten, Geistliche in langer schwarzer Kleidung, die weder reinlich noch ohne Risse war. Ich ging eine Strecke lang mit einem Kapuziner, einem rechten Bettler, er hatte ein Weinfäßchen umgürtet und den Trichter in der Hand und erzählte mir lustige Geschichten aus den Geheimnissen seines Berufes. Ich weiß nicht, welche Frage ihn ärgerte, denn auf einmal blieb er stehen und fluchte so fürchterlich, daß die

Felsen widerhallten, jedoch war seine Standrede nicht ohne natürlichen Anstand. Der Fußweg steigt in Zackenlinien rauh steinig über die Felsenjoche, auch die Straße, welche sehr kunstreich den Windungen des Gestades folgt, geht meist durch nacktes Felsgebirge, manchmal läuft sie hinter Höhen her, welche das Meer verbergen, dann eröffnen sich in der Regel auf der andern Seite Alpenansichten so großartig, wie man sie sich nur ohne Wälder und ewigen Schnee denken kann. Bald darauf erheben sich, sowie man um einen Bergvorsprung kommt, die Zacken und Trümmer einer Bergfeste, alt und grau, wie der Felsenkegel, auf dem sie steht; durch sie hindurch schimmert das glänzend blaue Meer, welches, nach einigen Schritten näher, wieder in seiner Unermeßlichkeit heraufruhet. Es spielt den Tag über in den hellsten und vielfältigsten Farben. Unten brandet es und umkränzt die Küste mit weißem Schaume, gleich hinter der Brandung glitzern alle Farben des Regenbogens, darüber hinaus leuchtet es still grünblau, noch weiter grau oder dunkelroth, und am äußersten Horizont schimmern weiße Streifen wie Eisflächen, auf denen sich die Sonne spiegelt. Oben auf der Straße scheint es unmöglich zum Meer hinabzukommen; indessen mit einigen Kletterkünsten geht es doch und ich fand mich nicht allein durch den Anblick der heranstürmenden weißen Rosse Neptuns erfrischt, sondern auch wohl durch zuckersüße wilde Feigen und Trauben belohnt, welche vom Winde halbgedörrt an entblätterten Aesten hingen. Turbia ist der nächste Ort in dieser Bergwüste, einer dieser Flecken, wie sie nun, einander ganz ähnlich, sich in ziemlicher Anzahl an dieser Küste folgen. Nette Häuser und Zigeunerbaracken, alte Burgruinen und eine neue buntbemalte Kirche stehn zu einem zackigen Häufchen zusammen auf der Einsattelung eines Berges, der noch weiter ins Meer ausläuft. Eine solche Ortschaft, halb verfallen und doch nicht ohne Reiz, sieht aus wie ein liederlicher noch immer hübscher Bursche. Turbia soll seinen Namen von einem Augustustempel haben, Trophäa Augusti genannt, von dem

oberhalb am Berge noch Ueberbleibsel zu erblicken. Sowie man aus dem Neste wieder heraustritt, zeigt sich unten am Fuß des Berges eine Halbinsel, die wie ein großes Kriegsschiff im Meere zu schwimmen scheint, die freundliche Häuserreihe, welche sie bedeckt, ist Monalo. In der Ferne glänzt hellweiß Bordighera auf einer Landzunge in der blauen See.

Es war erst Nachmittag, aber die Gegend war zu fabelhaft, zu herrlich wild, ich blieb in einer Herberge an der Straße bald hinter Turbia. Es ging da zu, wie in den Herbergen im Gilblas, man bestellt Suppe, Braten, Maccaroni, Früchte, Käse, und Wein, der Wirth sagt einem den Preis von jedem zum voraus. Auf dem Felsen etwas unterhalb der Straße, die hier sehr hoch läuft, lag ich bis in die dunkle Nacht, versunken in den Anblick des Meeres und dieser gewaltigen Felsenlandschaft, sie blieb mir ernst und bleich und still, aber himmelhoch ragend im Gedächtnisse stehen. So schauen uns die erhabenen Stellen in der Weltgeschichte an, gewaltige Männer und Thaten haben dort Hochgebirge aufgerichtet, aber es ist bleiche leblose Vergangenheit. Ich war am Tage eine Stunde weit mit einem Italiener gewandert, er war ein gebildeter Mann, welcher den höhern Ständen angehört hatte, feurige nationale Gedanken vereinigten sich in ihm mit schmählicher Selbstsucht. Wir hatten in einer Osterie unterwegs ein kleines Mahl eingenommen, er war fein und artig gewesen, und als er die Zeche auslegte, betrog er mich weniger Groschen willen. Das ist Italien, so edel und so gesunken, es fehlen ihm die stählernen Nerven sich wieder aufzurichten, selbst sein herrliches Mittelmeer wird von Flotten beherrscht, die aus dem nordischen England herkommen. Ich überdachte Italiens Geschichte; ach in sein Weh ist das Land jenseits der Alpen, das Land mit den strömenden Flüssen und kühlem Waldesrauschen, so eng verflochten. Zerrissen und zerschlagen wie Italien ringt Deutschland, sich wieder zu sammeln, während Frankreich bei all den blutigen Tollheiten, die es erlebt, doch national und kraftvoll vereinigt bleibt.

Ludwig Häusser.

Die Schlacht von Marengo.

(1854.)

Bonaparte war von dem Gedanken, die Oesterreicher wollten ihm entfliehen, so erfüllt, daß er am 12. Juni ungeduldig aus seiner Stellung von Stradella aufbrach, um die Spur des Feindes zu suchen. Er zog über Voghera und Tortona westwärts nach der großen Ebene, die sich zwischen der Scrivia und Bormida ausbreitet, der Ebene von Marengo. Die Festung Alessandria wird östlich von der Bormida eingefaßt; jenseits des Flüßchens, und durch einen tiefen sumpfigen Graben, den Fontanone, getrennt, liegt in geringer Entfernung das Dorf Marengo, eine kleine Strecke nördlich auf der Straße nach Pavia das Dorf Castelceriolo. Von dort bis zur Scrivia gegen die Dörfer San Giuliano und Torre di Garofolo hin breitet sich mehrere Stunden lang die große Fläche aus, auf welcher jetzt die Geschicke Europa's entschieden wurden; ein Terrain, vortrefflich geeignet, Reiterei und Geschütz, die beiden Waffengattungen, in denen die Oesterreicher noch überlegen waren, mit aller Stärke zu entfalten. Am Morgen des 13. Juni betrat Bonaparte diese Ebenen und schob einige Divisionen nach dem Dorfe Marengo vor; Alles schien ihm darauf zu deuten, daß seine Besorgniß über das Entrinnen der Oesterreicher begründet sei. Er fand den Feind nirgends, ausgenommen eine kleine Abtheilung, die Marengo einen Moment vertheidigte, dann sich über die Bormida zurückzog. Erkundigungen, die er einzog,

zeigten freilich keine Spur, daß Melas etwa ihn umgangen und den Weg nach dem Teſſin und Po eingeſchlagen hätte; der öſterreichiſche Feldherr mußte wohl, ſo vermuthete er, den Weg nach Genua genommen haben, um ſich dort einzuſchließen. Er ſchickte den tapfern und ritterlichen Deſaix, ſeinen Waffengefährten aus Aegypten, der zwei Tage zuvor im Lager eingetroffen, mit einer Diviſion in der Richtung auf Novi, wohin die genueſer Straße ging, um den Feind dort zu beobachten. So ſeltſam hatte ihn die Einbildung von dem Entwiſchen der Oeſterreicher irre geleitet, daß er, deſſen Meiſterſchaft und Eigenthümlichkeit es ſonſt war, ſeine Soldaten vor der Schlacht in Maſſe zuſammenzuhalten, ſeine 30,000 Mann dießmal in auffallender Weiſe zerſplittert hatte. Am Abend des 13. Juni waren zwei Diviſionen unter Victor in Marengo, eine andere unter Lannes und Murat mit der Reiterei ſtand weiter in der Ebene, er ſelbſt mit einer Diviſion ein paar Stunden weiter zurück bei San Giuliano und Torre di Garoſolo, Deſaix mit der ſeinigen auf dem Wege nach Genua. Seine größte Maſſe, die bei Marengo vereinigt war, belief ſich wohl kaum viel über 16,000 Mann.

Am frühen Morgen des 14. Juni brach die öſterreichiſche Armee aus Aleſſandria auf, um die Bormida zu überſchreiten; ihr linker Flügel unter Ott, 7600 Mann ſtark, ſollte in der Richtung auf Caſtelceriolo vordringen; die Hauptmacht, 14,000 Fußgänger und 6000 Reiter, von Melas ſelbſt geführt, ſollte Marengo nehmen, die rechte Seite, unter O'Reilly, in gleicher Linie mit ihr vorgehen. Es dauerte geraume Zeit, bis das Heer die Bormida überſchritten hatte und erſt um 9 Uhr entſpann ſich der Kampf, indem die Colonne O'Reilly's die vorgeſchobenen Poſten der Franzoſen zurück auf Marengo drängte. Bald hatte ſich der Kampf auf der ganzen Linie entſponnen, am hitzigſten um das Dorf Marengo. Die Oeſterreicher hatten die Stellung dort unterſchätzt; der tiefe und ſumpfige Fantanone gab den Franzoſen einen unerwarteten Schutz und als das erſte Treffen des kaiſerlichen Centrums unter Haddik raſch

und eifrig vorging, wurde es mit empfindlichem Verluste zurückgeworfen, der Führer selbst schwer verwundet. Auch ein zweiter Angriff, von General Kaim geleitet, war nicht glücklich, das furchtbare Gewehrfeuer trieb die Oesterreicher rückwärts, eine gleichzeitige Reiterattake in die Flanke des Feindes, die anfangs bessern Erfolg verhieß, ward durch die rasche und kräftige Gegenwehr Kellermanns mit großer Einbuße in den Fontanone zurückgeworfen. Da jetzt auch Lannes auf dem rechten Flügel kräftig in den Kampf eingriff, schien das Mißlingen des österreichischen Angriffs nach einem blutigen Ringen von mehr als zwei Stunden entschieden. Aber sie gingen nur zurück, um einen dritten Sturm mit besserem Erfolge zu wagen. Der linke Flügel der Kaiserlichen unter Ott kam jetzt erst zu rechter Thätigkeit; er ging gegen Castelceriolo und verwickelte dort Lannes in ein Gefecht, dessen ungünstiger Gang dessen Division von dem Kampfe bei Marengo abzog. In diesem Augenblick erneuerten auch das Centrum und das Corps von O'Reilly ihren Sturm auf Marengo; abermals empfing sie ein verheerendes Feuer, das sie in den Fontanone zurückwarf, aber auch sie ließen ihr Geschütz mit Erfolg spielen, bis es einigen Grenadierbataillonen gelungen war, über den Bach zu dringen und auf dem andern Ufer bei Marengo festen Fuß zu fassen. Rasch schlugen die Pioniere eine Laufbrücke, den Zurückgebliebenen den Uebergang zu erleichtern. Ein verzweifelter Kampf entspann sich jetzt unmittelbar um das Dorf; mit äußerster Anstrengung suchten die Franzosen den Feind zurückzudrängen und es gelang ihnen auch einen Moment, das schon verlorene Dorf wieder zu gewinnen; aber der Angriff war nicht minder furchtbar, als die Vertheidigung. Auf beiden Seiten fielen, wie einer der französischen Generale sagt, die Leute wie Hagel. Der Führer selbst, sein Adjutant, seine meisten Officiere waren verwundet, aber alle äußerste Anstrengung war vergeblich, Marengo blieb für die Franzosen verloren und in dem nämlichen Momente wurden ihre beiden Seiten mit entscheidendem Erfolge angegriffen, über-

flügelt; es war nicht möglich, nachdem die Position des Centrums verloren, die Flanken bedroht waren, die Stellung länger zu halten. Es war ungefähr 2 Uhr des Nachmittags, als der erste Act dieser denkwürdigen Schlacht mit dem Rückzuge der Franzosen endete.

Jetzt erschien Bonaparte selber auf dem Schlachtfelde. Von Marengo aus über die Lage benachrichtigt, war er von Torre di Garofolo, seinem über zwei Stunden entfernten Hauptquartiere, aufgebrochen; eine Division und die Grenadiere der Consulargarde, das war freilich Alles, was er auf das Schlachtfeld bringen konnte. Er kam, als die Vertheidiger von Marengo zu weichen anfingen. Er gab Marengo zunächst verloren, schickte die frische Division gegen Castelceriolo, um Lannes, der eben den Rückzug angeordnet, Luft zu machen, nahm das Dorf mit dem Bajonnet und stellte, als die Kaiserlichen von Neuem vordrangen, die tapferen Grenadiere seiner Garde den Angriffen des Feindes entgegen. Mit der ganzen Ruhe geprüfter Soldaten trotzen diese Kerntruppen eine Zeit lang dem Feuer der feindlichen Infanterie und dem wiederholten Anstürmen der Reiterei, aber sie erliegen der Wucht des Angriffes. Mit dem kaiserlichen Fußvolke im hitzigen Kampfe begriffen, werden sie zugleich im Rücken von einem neuen Angriffe der Reiterei gefaßt und zum Weichen gedrängt. Kaum vermögen Bonaparte und Lannes die rasche Flucht noch zu verhindern; das Centrum und der rechte Flügel der Franzosen haben schon ihre Haltung verloren und drängen unaufhaltsam gegen San Giuliano zurück.

So schien der erste Consul, dem die Entscheidung dieses Tages Glorie und Kronen einbrachte, nur eben gekommen, um in die Niederlage des früheren Kämpfers verflochten zu werden. Der zweite Act der Schlacht schloß mit dem Rückzuge der Franzosen ab, wie der erste. Wenn es den Kaiserlichen jetzt möglich war, die Verfolgung des Sieges so energisch zu führen, wie sie den Sieg selbst erfochten, so ward die französische Herrschaft und mit ihr das werdende Cäsarenthum Napoleon Bona-

parte's an diesem Tage auf den Ebenen von Marengo begraben. Aber selten ist ein gewichtigerer Sieg durch einen einzigen Mißgriff unerwarteter dem Sieger aus der Hand gewunden und in die verhängnißvollste Niederlage umgewandelt worden. Melas, der an diesem Tage als Soldat hinter dem Ruhme des Siegers von Novi nicht zurückstand, fühlte sich durch die Mühen des Kampfes und eine leichte Wunde erschöpft; der alte Mann, dem man einst 1799 erlaubt, in langen Etappen zur Armee zu reisen, bedurfte nach solch einem Tage der Ruhe. Er ging nach Alessandria zurück und glaubte sich des Erfolges sicher. Er sandte schon Boten ab, den erfochtenen Sieg zu verkündigen. Von den tüchtigsten Generalen waren mehrere leichter oder schwerer verwundet; den Oberbefehl übernahm der Chef des Generalstabes, General von Zach. So trat in der Einheit und Festigkeit des Kommandos in dem Augenblicke ein Nachlaß ein, wo der letzte entscheidende Streich zu führen war. Auch die Truppen fühlten sich des Sieges allzu sicher; sie folgten dem fliehenden Feinde, aber, wie es scheint, sorglos und nicht in der Stimmung, die eines neuen Kampfes gewärtig ist.

Bonaparte's letzte Hoffnung war auf Desaix und seine Division gestellt; er hatte dieselbe, wie wir uns erinnern, gegen Novi entsendet, um den Weg nach Genua zu bewachen, und ohne das Anschwellen eines Bergbaches wäre Desaix in dieser Richtung so weit vorgerückt, daß ihn der Ruf des ersten Consuls nicht mehr auf die Ebene von Marengo hätte zurückführen können. Im Augenblicke, wo Bonaparte, von der Nachricht des ersten Mißlingens gedrängt, gegen Marengo aufbrach, schrieb er Desaix: „Ich glaubte den Feind anzugreifen, aber er ist mir zuvorgekommen: komme in Gottes Namen zurück, wenn du noch kannst.“ Desaix säumte nicht umzukehren; er kam in dem Moment, wo sich (es mochte zwischen vier und fünf Uhr sein) die geschlagene Armee bei San Giuliano sammelte. Desaix verzweifelte noch nicht, den Kampf wieder herzustellen und wenigstens ruhigen Rückzug zu erkämpfen; obwol er kaum 5000 Mann

zur Verstärkung eines flüchtigen und besiegten Heeres heranführte. Die Franzosen stellten sich von Neuem in San Giuliano; Desaix selbst trat an die Spitze einer Brigade, den Kampf zu erneuern. Die Oesterreicher wichen vor dem ersten Stoße, aber sie sammelten sich, gingen von Neuem vor und Desaix selbst sank, von einer Kugel getroffen, zu Boden. Abermals drangen die kaiserlichen Grenadiere, welche zuerst den Fontanone überschritten, siegreich vor; wurden sie gleich nachdrücklich unterstützt, so ließ sich, scheint es, bei San Giuliano eine ähnliche Entscheidung, wie vorher bei Marengo, nicht mehr abwenden. In diesem Augenblicke fiel Kellermann aus eigenem Antriebe mit einem gewaltigen Reiterangriffe in die Flanke des Feindes; er warf die vorgedrungenen Colonnen in die Flucht, nahm den Führer selbst, General Zach, gefangen. Ehe die Kaiserlichen wieder zur Besinnung kamen, hatte Kellermann einen zweiten glücklichen Stoß gegen eine kaiserliche Reiterabtheilung geführt. Wie es häufig zu geschehen pflegt, wenn ein ganz plötzlicher Umschwung des Glücks eintritt, fiel nun ein panischer Schreck über die österreichische Armee; nur wenige Bataillone leisteten noch zähen Widerstand, die Masse ließ sich von der Flucht fortreißen; manche Regimenter zeigten sich des Ruhmes nicht werth, womit sie sich in den Kämpfen des Tages bedeckt. Wie ein österreichischer Bericht selber sagt, man konnte sich keine Rechenschaft ablegen, die Reiterei floh, ohne zu wissen, warum. Das Gros der Armee von der Reiterei niedergeworfen, begann dann auch zu weichen; eine neue Gruppe von Flüchtlingen riß auch sie wie ein wilder Strom mit fort. Die Flüchtlinge drängen sich, Marengo zu erreichen, die Verwirrung ist auf's Aeußerste gestiegen; vergebens suchen die Officiere ihre Soldaten hinter dem Fontanone wieder zu sammeln; sie sind taub gegen jeden Ruf, und Alles durcheinander, Reiter, Fußgänger, Geschütze, Wagen drängen sich in wilder Verwirrung nach der Brücke.

Der Sieg war entscheidend, die Flucht brachte das kaiser-

liche Heer vollends in Auflösung, nachdem der blutige Tag fast ein Drittel der Streitkräfte aufgezehrt. Auch der Verlust der Franzosen war nicht viel geringer, aber es blieb ihnen das Schlachtfeld und der letzte Erfolg hatte ihr erschüttertes Selbstvertrauen wieder völlig hergestellt. Unter den Kaiserlichen waren gerade die Officiere am schwersten getroffen; Haddik lag im Sterben, Zach war gefangen, Vogelsang, Lattermann, Bellegarde, Lamarsaille, Gottesheim und eine Menge höherer Officiere verwundet. Die bisher so tüchtigen Truppen waren durch den letzten Act des Kampfes sichtlich demoralisirt. Nimmt man dies Alles zusammen und erinnert sich, wie nach einer Reihe von kriegerischen Unfällen die letzte Hoffnung auf die Entscheidung der Schlacht gestellt war, der Sieg auch in der That gewonnen schien, um dann mit einem raschen Streich verloren zu gehen, so ist es wohl begreiflich, daß die Stimmungen in Alessandria äußerst niedergeschlagen waren. Aber was folgte, übersteigt doch alle Berechnung des Wahrscheinlichen. Wohl waren der Auswege nicht viele: eine neue Schlacht versprach, wenn man sie überhaupt zu schlagen fähig war, wenig Erfolg; ob es möglich war, sich nach dem Tessin und Po durchzuschlagen, war mindestens zweifelhaft; selbst der Rückzug nach Genua, da es hieß, Suchet stehe schon bei Acqui, nicht ohne Gefahren. Allein es scheint, man hat im österreichischen Hauptquartier diese Möglichkeiten auch nicht einmal mehr ernstlich erwogen, sondern entschloß sich mit verzweifelnder Eile, das Schimpflichste zu thun. Der panische Schreck, der am Abend des heißen Tages die tapfern und siegreichen Truppen plötzlich zur unrühmlichen Flucht fortriß, hatte jetzt auch den Feldherrn und die ihm zunächst standen, ergriffen. Melas war ein tapferer Soldat, dessen Name noch im jüngsten Feldzuge durch den Sieg bei Novi verherrlicht worden, aber alt, gebrechlich und im Ganzen eine gewöhnliche Natur. Er hatte am Morgen wie ein alter Kriegsheld mit äußerster Anstrengung und Ausdauer seine Schuldigkeit gethan; dann war er, körperlich erschöpft, nach der Festung zurückge-

gangen und ward erst wieder aufgeschreckt durch die unerwartete Kunde der Niederlage. Der rasche Wechsel zwischen Sieg und Niederlage, die Erinnerung an das vorausgegangene Mißgeschick, der Anblick der flüchtigen, aufgelösten Truppen brachen den Rest seiner Energie und machten ihn den muthlosesten Entschlüssen zugänglich.

So ward am 15. Juni ein Parlamentair an Bonaparte geschickt, um über die Räumung von Piemont und Genua zu verhandeln. Der erste Consul war freudig überrascht; ihm erschien seine Lage nicht so günstig, und die des Gegners nicht so hoffnungslos, um nicht bereitwillig in eine Unterhandlung einzugehen, die ihm ohne Schwertstreich den reichsten Siegespreis verhieß. In der trotzig stolzen Weise, womit er jederzeit schwachen und niedergeschlagenen Menschen imponirt hat, dictirte er die Bedingungen, weigerte jede weitere Unterhandlung; er wußte, wozu man die Gegner, nachdem der erste Schritt der Nachgiebigkeit geschehen war, vermögen konnte. So wurde der Vertrag von Alessandria unterzeichnet (15. Juni), in Folge dessen, bis auf die Friedensverträge Bonaparte's von Wien Antwort kam, Waffenruhe eintrat; inzwischen sollte als Preis des Waffenstillstandes die kaiserliche Armee hinter den Mincio und Po zurückgehen, auf dem rechten Ufer dieser Flüsse nur Borgoforte, Ferrara, die Mark Ancona und Toskana besetzt bleiben; alle die Plätze, die im verflossenen Jahre so viel Siege und Mühen gekostet, Coni, Turin, Alessandria, Tortona, Pizzighettone, auch das theuer erkaufte Genua, die Citadellen von Savona, Piacenza, Mailand, die Forts Ceva, Arona, Urbino wurden den Franzosen eingeräumt. Der Rückzug der Kaiserlichen sollte zwischen dem 16. und 26. Juni stattfinden. Nördlich vom Po bildete die Chiesa, und nach deren Mündung der Oglio die Gränze für die Aufstellung der Franzosen während des Waffenstillstandes; der Landstrich zwischen Chiesa und Mincio blieb unbesetzt. Das Geschütz in den Plätzen und die Vorräthe wurden getheilt.

Welch wunderbarer Umschlag des Glückes! Um diese Landschaften und Städte zu gewinnen, waren seit fünfzehn Monaten die größten Siege errungen, der hartnäckigste Belagerungskrieg geführt worden, und nun reichte ein einziger, lange zweifelhafter Erfolg hin, alle Früchte der denkwürdigen Tage von Magnano, Cassano, Piacenza und Novi zu verscherzen! Das Kriegsglück war mit der Jugend, es huldigte dem Kühnen und Entschlossenen und wandte dem verzagten Alter den Rücken. Und wie verschwenderisch war die Laune des Glückes! Wir wissen in der glänzenden Reihe napoleonischer Siege keinen, an dem der Imperator weniger unmittelbaren Antheil gehabt hätte, als an dem Erfolge von Marengo, und dieser Sieg hat ihn in den Augen der Welt mit unsterblichem Ruhme umgeben, ihm an einem Tage fast die ganze verlorene Frucht von 1796 zurückerstattet, seine neugegründete Gewalt in Frankreich festgekittet, den Grundstein gelegt zu dem soldatisch-revolutionären Bau des Kaiserreichs.

Edmund Hoefer.

I. Die See.

(1856.)

Die See — die ihr im Lande wohnt, in der Ebene oder an den Hügeln, zwischen den Bergen, ihr lernt sie nie kennen und nie verstehen. Ueber nichts findet man im Lande theils nichtigere, theils unklarere, mit einem Wort verkehrtere Vorstellungen und Gedanken als über das Meer. Wer's nicht selbst sah, malt sich Gott weiß was für Ungeheuerlichkeiten aus; wer es sah, faßte nur den einen oder nur die paar Momente auf, wo es ihm vor Augen war und regulirt nun darnach jede Vorstellung und jeden Bericht. Ihr redet von weiter, ebener Fläche; — das ist eigentlich gar nicht wahr, da die Fläche nicht eben, sondern bewegt ist. Ihr vergleicht: still wie die See; — das ist Unsinn; still mag ein Teich oder ein flachgrundiger Meerbusen sein, da redet von ruhenden Wassern; aber die offene große See ist niemals ganz still, eben so wenig wie ein großer Wald. In diesem regt sich immer noch Blatt oder Zweig, hier kommen und gehen die Wellen immerdar. Ihr wißt auch vom „wilden Meer" mit Bewunderung und Enthusiasmus zu reden. Aber Gott gnade euch, wenn ihr's einmal wirklich wild findet um euer Boot oder Schiff her; Bewunderung und Enthusiasmus wenigstens brüllt und peitscht es euch fort, und läßt euch wenn überall etwas, nur Grausen und Dank gegen Gott zurück, der euch geschützt. Ihr meint aber auch nur ein frisches, lustiges Segelwetter, wenn das Boot tanzt und der blinkende Kamm

einer Woge einmal ein wenig ungalant euch über Leib und Kopf fährt, oder wenn die Brandung einmal etwas lauter und rascher an den Strand braust und zurückstürzt. Das nennt ihr „wilde See.“

Die See — seht sie an, wenn das gelbrothe Morgenlicht auf den Wassern schwimmt, wenn's fort ist im Nu und dafür der erste Sonnenstrahl über die jetzt beinahe farblosen, weißlichen, zitternden Fluten zuckt. Seht sie an, wenn ein voller wolkenloser, tiefblauer Mittag darüber hängt und die Sonne mit tausend und aber tausend blitzenden, spielenden Punkten auf jeder Welle tanzt. Seht hin, wenn die prachtvollen Farbentöne, welche dort dem Sonnenuntergang unmittelbar am Himmel zu folgen pflegen, sich in den Wogen wiederholen, die dann mit allen möglichen Lichtern gehen, grün und roth, fast purpurn und fahlgelb, orange und dunkelblau. Seht in die grüne klare Tiefe, wo Fische und Seesterne vorbei treiben, bis es drunten immer dämmeriger und dämmeriger wird, und seht hinauf in die unergründliche blaue Höhe über euch. Seht dagegen um euch diese graue Weite, die gleichsam dumpf und müd und traurig hinwogt, und seht die grau verschleierte einförmige Weite droben, wo nur die Möve stetig vorbei fliegt, hinein in das dichtere und dichtere Grau des Abends und der Ferne, einsam daher, einsam vorbei, einsam davon. Glaubt nur, darin lauscht eine Melancholie und eine Trauer, daß euch Thränen in die Augen kommen können, und ihr wißt nicht einmal weßhalb. Aber seht dann wieder diese Mondnacht, wo hier der eine glänzende Streifen breiter und breiter über die Fluten in eine unabsehbare Ferne zittert und nahe dabei schon keine Dämmerung mehr ist, sondern beinahe schwarze, lichtlose Nacht, in der es sich geheimnißvoll regt und bewegt. Und so fort; Nacht und Tag, Windstille und Brise, Winter und Sommer, Herbststurm und Gewitterstoß, Sonnenschein und dahinjagender Strichregen — es ist ewig neu und doch ewig Eins.

Die See wird nicht die eure, wie ihr die Hand ausstreckt.

Ihr müßt sie umwerben wie ein schönes, stolzes, sprödes Weib, umschmeicheln wie ein süßes, scheues Kind mit all eurer Liebe, treu und hingegeben, unermüdlich und ohne Ende. Da kommt einmal vielleicht die Stunde am gewelhten Tag, wo es euch erscheint und sich euch erschließt in seiner Pracht und seiner Liebesinnigkeit, aber auch in seinem Trotz und Spott, in seinem launischen Reiz, in seiner dämonischen Gewalt. Es umschlingt euch so fest, es wiegt euch ein in den süßesten Zauber, es ist euch zu eigen und unterthan. Und plötzlich stößt es euch wieder weit zurück und fliegt spottend dahin, als ob es euch nie gekannt. Ihr aber bleibt ihm sicher zu eigen. — Geht hin, so weit euch die Füße tragen, laßt eure Augen das Schönste finden, was Himmel und Erde bieten, hängt euer Herz an das Lieblichste und Beste der Welt, die See vergeßt ihr nicht; euer Herz schlägt ewig von ihr, und eure tiefste Sehnsucht krankt nach ihr hinaus.

Es gibt Sagen von Menschenkindern, die von der Nixe verlockt, aber auch geliebt wurden, und bei ihr lange Zeit in jubelndes, trunkenes Glück verloren waren. Und einmal kam eine böse Stunde, da dachten sie zurück an die grüne Erde und das Heimathdorf, sie wünschten sich empor und hörten nicht auf die Bitten und Thränen, auf die Warnungen der Geliebten. Sie stiegen hinauf und sahen sich um in der Welt und fanden es gar anders als sie gedacht. Wie war es drunten so viel schöner und süßer! Sie sehnten sich zurück, aber hier hielt sie die Erde fest und dort war das kristallene Thor geschlossen. Und da gingen sie denn hin, gramvoll und sehnsüchtig, sie konnten's nicht verwinden, was sie einmal gehabt, sie waren nicht drunten, sie waren nicht droben. Und sie stürzten sich verzweifelnd zurück in die Flut, das Reich ihres Glücks zu erreichen und die Herrin ihrer Seele wieder zu finden. Aber die Nixe hatte sie längst vergessen; die ist nur treu, so lange man sie fest im Arme hält und sie zwingt mit der unwiderstehlichen Zaubergewalt der vollen Liebe. Und spöttisch lachte sie sie aus; sie umschlang sie

noch einmal, aber sie drückte sie todt und warf sie zurück in die staubige, heiße, öde Welt.

Ich weiß wohl davon zu sagen, von der Pracht und Innigkeit, von dem Spott und dem Reiz, von dem süßen Locken und der dämonischen Gewalt. Ich habe sie umworben, bis sie mein eigen ward, Jahr aus, Jahr ein, immerdar; ich habe sie gehegt und geliebt und gepriesen und mich so ganz verloren in die Flut ihres Zaubers. Aber ich zog doch hinaus, fort von ihr. Und was half's? Ich bleibe dennoch stets bei ihr und bin der ihre. Und das Herz ist schwer nach ihr, und niemals kommt die Stunde, da ich sie vergessen werde. Grüße dich Gott vielmal, du weite See da drüben!

II. Der Wald.

(1860.)

O du grüner, grüner Wald! — Grüß dich Gott, du weites Revier mit deiner Stille und deinem Frieden, mit deiner Bewegtheit und deiner Lust, mit deinem Glanz und deinem Dämmer! Wie sie zu dir kommen, ob bang und traurig flüchtend oder voll Innigkeit und Gläubigkeit hingegeben deinem Zauber, oder ob sie nur neugierig oder gleichgültig dir in die tiefen, leuchtenden und doch wieder so träumerischen Augen schauen, deren Blicken wir niemals verstehen lernen, — wie sie zu dir kommen, du nimmst sie alle auf, vor dir sind sie alle gleich, und du gibst ihnen gleicherweise deinen Reichthum hin, deinen Segen, deine jungfräuliche Schönheit und Reinheit, die lächelnde Ruhe deiner ewigen Erhabenheit, und sie werden dir alle zu eigen, so wenig sie es auch selbst ahnen mögen.

Das freilich ist nicht der Wald, wie ihr ihn neben großen Städten oder bei den Schlössern großer Herren wohl zum Vergnügungsort eingerichtet findet, zierlich mit breiten Wegen, mit

Erfrischungszelten, mit möglichst dumm aufgestellten romantischen Bänken, auf die sich niemand setzt, und mit allerlei Naturspielereien, die man höchstens den Kindern zeigt, welche man zum erstenmal dahin führt. Bäume habt ihr dort, aber keinen Wald, und es wird auch im Leben keiner. Und auch das ist nicht der Wald, was ihr in manchen traurigen Ebenen des nördlichen Deutschlands sich dürr und staubig hinbreiten seht, — die Kiefernschonungen mit ihren steifen Bäumen, die Bäume mit ihren steifen Zweigen, die Zweige mit ihren steifen Nadeln. Wie das da Ansamungen und Anpflanzungen von Menschenhänden und nicht von der gottbegnadigten Natur sind, Gott weiß, die Bäume sehen euch so armselig in die Augen, als ob auch sie nur ein Versuch des Menschen seien, der Natur nachzuschaffen, ein Versuch, der miserabel genug ausgefallen. Und doch hat auch ein solcher Forst schon sein Besonderes, und es ist wohl etwas Eigenes, wenn ihr zum heißen Mittag darin weilt, nichts um euch als die Todtenstille und den harzigen, schwülen Duft, und der Sonne brütende Glut über den starren Spitzen.

Aber das ist noch immer nicht der Wald, sondern der ist's, der sich zusammenfand, wie es den Vögeln gefiel, welche die Samenkörnchen daher trugen, oder dem Wind, der sie also ausstreute; der sich emporrang, man weiß nicht wie, und der da grünt und stirbt, dämmert und rauscht, und es hat niemand seine Jahre gezählt noch von seinem Anfang erfahren. Der ist's, wo die stolzen Bäume sich ansiedelten, wie ihnen der Platz zusagte oder der Nachbar gefiel, Eiche und Buche, Kirschbaum und Linde, Ahorn und Esche, der eine am Bach und der andere auf dem festen Grunde, einer drunten im Bruch und andere wieder die Höhe hinauf. Und all' das Gesträuch, das dazwischen Schutz fand und Stütze für seine schlanken, weichen Zweige und Triebe, und all' die Ranken, die da klettern, und alle Kräuter und Blumen, die dort säumen und sich wohl fühlen. Das ist dort alles vereint, ihr seht es vor euch und um euch, und ihr spürt wohl, wie das keine Menschenschöpfung ist, sondern

aus der liebevollsten und gewaltigsten Kraft, aus der geheimnißvollsten Fülle der Natur. Das ist voll wirklichem, lebendigem Leben, es zeigt euch ein Antlitz, in dem es sich regt und bewegt, das euch entgegen lächelt und euch mild und ernst, traurig und heiter anblickt, zu dem von euch gar besondere und beredte Sprache herüberflüstert. Die da den Zauber und sein ganzes Reich im Walde suchten, sie hatten wohl recht, denn der Zauber ist da, und er umspinnt euch mit seinem Weben, und keine Gewalt kann ihn in Fesseln legen und kein Verstand ihn verscheuchen oder tödten.

Das merkten auch die Beiden, die dort hingingen auf dem schmalen Steige. Es war etwas um sie her, das sie weder sahen noch hörten, aber sie fühlten es leise sich an ihr Herz schmiegen, aber sie spürten es weich und träumerisch in ihren Kopf schlüpfen und ihre Seele füllen mit jauchzender Lust und trunkenem Entzücken. Das waren die Waldgeister, welche in ihren Tarnkappen umherstreiften und Gefallen fanden an dem Paar und den Wald für dasselbe schmückten mit all' ihren Schätzen und all' ihrer Macht. Es war wundervoll schön rings zwischen den grünen Wänden und Gruppen, dem Sonnenstrahl nach, der durch die laubigen Kronen brach und leuchtend weit entlang schoß zwischen den Stämmen und die Gebüsche grüßte, daß sie hell aufschimmerten, und die kleinen Kräuter umkoste, bis sie lächelten, und die Blumen küßte, daß sie selig erglühten und dufteten. Das war alles so sanft und weich, und doch glänzte und schimmerte es hell auf in trunkener Lust; das war alles so frisch und üppig, so zart und jung, als käm' es eben erst aus der Hand Gottes, — so offen trat es vor euch hin und doch wieder so schamhaft befangen, so süß bewußt und so schüchtern, so ahnungsreich und so ahnungsrein, wie ein holdseliges, jungfräuliches Kind im ganzen Schmuck und Zauber seiner lieblichen Jugend.

O ich sage euch, die Bäume wußten es wie schön sie waren, in ruhiger Majestät schauten sie empor und umher. Und auch

die Büsche all' und die Gesträuche fühlten es wohl, und erhoben keck und kokett die schlanken Stauden und die leise wiegenden kleinen Kronen. Der Himmel lachte ihnen von droben heiter zu, und die Sonne war unersättlich, mit ihren Strahlen überall hineinzuleuchten und über immer Neues sich zu freuen, so hell, so neugierig und fröhlich, als sehe auch sie es heut zum erstenmal. Und hier huschte der Strahl vorbei, als kenne er es schon, und dort drüben säumte er ganz verwundert in einem Thautropfen, und fuhr zurück, als ob er erschrecke über so was Blankes, und an einer dritten Stelle schlang er sich um eine Blume und umglühte sie so, als wolle er sie nicht mehr lassen, bis sie all ihren Duft und all ihren Farbenglanz ihm liebesselig zu eigen gegeben.

Und der Wind wußte auch von alledem und erzählte und flüsterte und schmeichelte rings so zärtlich und innig, daß die leichtgläubigen jungen Stämmchen zitterten vor Bewegung und Liebessehnsucht; doch die Alten droben kannten den Schmeichler und schüttelten nur leise ihre Köpfe über die schwachen Kinder. Aber die Vögel nun gar, die hatten es noch niemals so gespürt, und wußten es niemals noch so hinauszujauchzen, wie schön ihr Revier am heutigen Morgen sei. Die huschten schaarenweis durch die Büsche, die schwärmten droben durch alle Kronen und schossen noch höher durch die Lüfte und waren alle da und wußten kein Ende ihres Jubilirens, ihres Lärmens und ihrer Lust. Und doch war es tief einsam rings, und doch war es ruhig und still, denn die beiden Menschen plauderten freilich, aber laut ward es von ihnen nicht, und nur die Menschenlaute störten den Frieden und das Schweigen der Natur. Rings um sie war der Morgen goldig rein und der Wald dicht und weit, frisch und grün und sein Duft üppig und doch mild. Da wandelten sie hin, und in ihrem Inneren wirkte fort und fort der Zauber und spann durch den Jubel und um die heitere Jugend die ganze Magie seines träumerischen Waltens.

H. Helmholtz.

Die künftige Temperatur unseres Planetensystems und das Weltende.

(1854.)

Eine wesentliche Frage für die Zukunft unseres Planetensystems ist die über die künftige Temperatur und Erleuchtung. Da die innere Wärme des Erdballs wenig Einfluß auf die Temperatur der Erdoberfläche hat, so kommt es hier wesentlich nur auf die von der Sonne ausströmende Wärme an. Es kann gemessen werden, wie viel Sonnenwärme hier auf der Erde in einer gegebenen Zeit eine gegebene Fläche trifft, und daraus kann berechnet werden, wieviel in einer gewissen Zeit von der Sonne ausgeht. Dergleichen Messungen sind von dem französischen Physiker Pouillet ausgeführt worden und haben ergeben, daß die Sonne soviel Wärme abgiebt, daß an ihrer ganzen Oberfläche stündlich eine Schicht dichtesten Kohlenstoffs von etwa 10 Fuß Mächtigkeit abbrennen müßte, um sie durch Verbrennung zu erzeugen, in einem Jahre also etwa eine Schichte von 3½ Meilen. Würde diese Wärme aber dem ganzen Sonnenkörper gleichmäßig entzogen, so würde seine Temperatur doch jährlich nur um 1⅛ Grad erniedrigt werden, wenn wir seine Wärmecapacität der des Wassers gleichsetzen. Diese Angaben können uns wohl die Größe der Ausgabe im Verhältniß zur Oberfläche und dem Inhalte der Sonne anschaulich machen, sie können uns aber keinen Aufschluß darüber geben, ob die Sonne

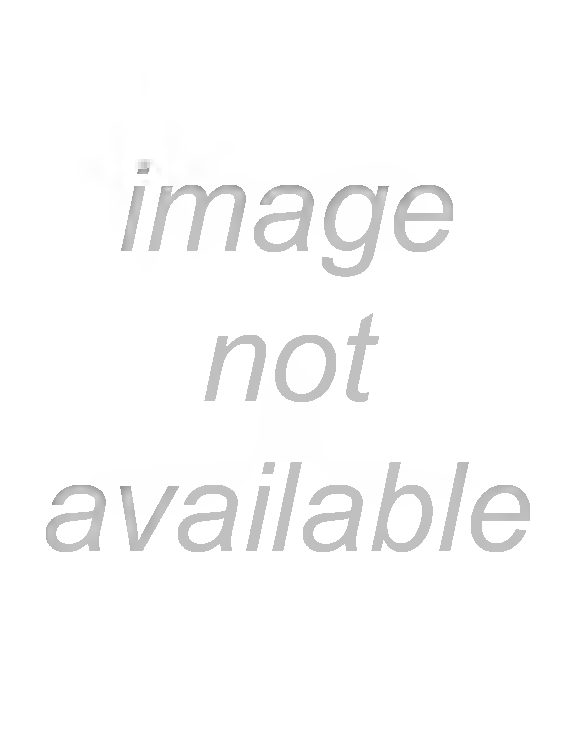


image
not
available

auf den Umstand berufen, daß ehemals die deutschen Ritter hier in Preußen Wein gebaut, gekeltert und getrunken hätten, was jetzt nicht mehr möglich sei. Man wollte daraus schließen, daß die Wärme unseres Klima seit jener Zeit abgenommen habe. Dagegen hat schon Dove Berichte alter Chronisten citirt, wonach in einigen besonders heißen Jahren das Erzeugniß der preußischen Reben etwas weniger von seiner gewöhnlichen Säure gehabt habe. Die Thatsache spricht also nicht für die Wärme des Klima, sondern nur für die Kehlen der deutschen Herren.

Aber wenn auch die Kraftvorräthe unseres Planetensystems so ungeheuer groß sind, daß sie durch die fortdauernden Ausgaben innerhalb der Dauer unserer Menschengeschichte nicht merklich verringert werden konnten, wenn sich auch die Länge der Zeiträume noch gar nicht ermessen läßt, welche vorbeigehen müssen, ehe merkliche Veränderungen in dem Zustande des Planetensystems eintreten können, so weisen doch unerbittliche mechanische Gesetze darauf hin, daß diese Kraftvorräthe, welche nur Verlust, keinen Gewinn erleiden können, endlich erschöpft werden müssen. Sollen wir darüber erschrecken? Die Menschen pflegen die Größe und Weisheit des Weltalls danach abzumessen, wieviel Dauer und Vortheil es ihrem eigenen Geschlechte verspricht, aber schon die vergangene Geschichte des Erdballs zeigt, einen wie winzigen Augenblick in seiner Dauer die Existenz des Menschengeschlechtes ausgemacht hat. Ein wendisches Thongefäß, ein römisches Schwert, was wir im Boden finden, erregt in uns die Vorstellung des grauen Alterthums; was uns die Museen Europas von den Ueberbleibseln Aegyptens und Assyriens zeigen, sehen wir mit schweigendem Staunen an und verzweifeln, uns zu der Vorstellung einer so weit zurückliegenden Zeitperiode aufzuschwingen, und doch mußte das Menschengeschlecht offenbar schon Jahrtausende bestanden und sich vermehrt haben, ehe die Pyramiden und Ninive gebaut werden konnten. Wir schätzen die Menschengeschichte auf 6000 Jahre, aber so unermeßlich uns dieser Zeitraum auch erscheinen mag, wo bleibt

sie gegen die Zeiträume, während welcher die Erde schon eine lange Reihenfolge jetzt ausgestorbener, einst üppiger und reicher Thier- und Pflanzengeschlechter, aber keine Menschen trug, während welcher in unserer Gegend der Bernsteinbaum grünte und sein kostbares Harz in die Erde und das Meer träufelte, wo in Sibirien, Europa und dem Norden Americas tropische Palmenhaine wuchsen, Rieseneidechsen und später Elephanten hausten, deren mächtige Reste wir noch im Erdboden begraben finden? Verschiedene Geologen haben nach verschiedenen Anhaltspunkten die Dauer jener Schöpfungsperiode zu schätzen gesucht, und schwanken zwischen 1 und 9 Millionen von Jahren. Und wiederum war die Zeit, wo die Erde organische Wesen erzeugte, nur klein gegen die, wo sie ein Ball geschmolzenen Gesteins gewesen ist. Für die Dauer ihrer Abkühlung von 2000 bis 200 Grad ergeben sich nach Versuchen von Bischof über die Erkaltung geschmolzenen Basalts etwa 350 Millionen Jahre. Und über die Zeit, wo sich der Ball des Urnebels zum Planetensystem verdichtete, müssen unsere kühnsten Vermuthungen schweigen. Die bisherige Menschengeschichte war also nur eine kurze Welle in dem Ocean der Zeiten; für viel längere Reihen von Jahrtausenden, als unser Geschlecht bisher erlebt hat, scheint der jetzige seinem Bestehen günstige Zustand der unorganischen Natur gesichert zu sein, so daß wir für uns und lange, lange Reihen von Generationen nach uns nichts zu fürchten haben. Aber noch arbeiten dieselben Kräfte der Luft, des Wassers und des vulcanischen Innern an der Erdrinde weiter, welche frühere geologische Revolutionen verursacht und eine Reihe von Lebensformen nach der andern begraben haben. Sie werden wohl eher den jüngsten Tag des Menschengeschlechtes herbeiführen, als jene weit entlegenen kosmischen Veränderungen, die wir früher besprachen, und uns zwingen, vielleicht neuen vollkommeneren Lebensformen Platz zu machen, wie uns und unseren jetzt lebenden Mitgeschöpfen einst die Rieseneidechsen und Mammuths Platz gemacht haben.

So hat uns der Faden, den diejenigen, welche dem Traume des Perpetuum mobile nachfolgten, in Dunkelheit angesponnen haben, zu einem allgemeinen Grundgesetz der Natur geführt, welches Lichtstrahlen in die fernen Nächte des Anfangs und des Endes der Geschichte des Weltalls aussendet. Auch unserem eigenen Geschlechte will es wohl ein langes, aber kein ewiges Bestehen zulassen, es droht ihm mit einem Tage des Gerichtes, dessen Eintrittszeit es glücklicher Weise noch verhüllt. Wie der einzelne den Gedanken seines Todes ertragen muß, muß es auch das Geschlecht; aber es hat vor anderen untergegangenen Lebensformen höhere sittliche Aufgaben voraus, deren Träger es ist und mit deren Vollendung es seine Bestimmung erfüllt.

Männer der Zukunft. Die Lehre von der bürgerlichen Gesellschaft ist wesentlich die Lehre von der natürlichen Ungleichheit der Menschen. Ja in dieser Ungleichheit der Gaben und Berufe wurzelt die höchste Glorie der Gesellschaft, denn sie ist der Quell ihrer unerschöpflichen Lebensfülle. Wie die See das Küstenvolk in einer gewissen rohen Ursprünglichkeit frisch erhält, so wirkt gleiches der Wald bei den Binnenvölkern. Weil Deutschland so viel Binnenland hat, darum braucht es so viel mehr Wald als England. Die ächten Walddörfler, die Förster, Holzhauer und Waldarbeiter sind der kräftige, derbe Seemannsschlag unter uns Landratten. Rottet den Wald aus, ebnet die Berge und sperrt die See ab, wenn ihr die Gesellschaft in dem gleichgeschliffenen Universalismus der Geistesbildung nivelliren wollt. Wir sehen wie ganz gesegnete Länder, denen man den schützenden Wald geraubt, den verheerenden Fluthen der Gebirgswasser, dem ausdörrenden Odem der Stürme verfallen sind, und ein großer Theil Italiens, des Paradieses von Europa, ist ein ausgelebtes Land, weil sein Boden keine Wälder mehr trägt, unter deren Schutz es sich wieder verjüngen könnte. Aber nicht bloß das Land ist ausgelebt, auch das Volk. Ein Volk muß absterben, wenn es nicht mehr zurückgreifen kann zu den Hintersassen in den Wäldern, um sich bei ihnen neue Kraft des natürlichen, rohen Volksthumes zu holen. Eine Nation ohne beträchtlichen Waldbesitz ist gleich zu achten einer Nation ohne gehörige Meeresküste. Wir müssen den Wald erhalten, nicht bloß damit uns der Ofen im Winter nicht kalt werde, sondern auch damit die Pulse des Volkslebens warm und fröhlich weiter schlagen, damit Deutschland deutsch bleibe.

Die Bewohner der deutschen Walddörfer haben fast durchweg ein ungleich originelleres, frischeres geistiges Gepräge als die der reinen Felddörfer. Hier steht meist mehr feister Wohlstand grell neben größerer Entartung der Sitten als dort. Die Walddörfer sind oft sehr arm, aber ein eigentliches Proletariat sitzt weit entschiedener in den reinen Felddörfern. Die letzteren

Es ist eine matte Defensive, welche die Fürsprecher des Waldes ergreifen, wofern sie lediglich aus ökonomischen Gründen die Erhaltung des gegenwärtigen mäßigen Waldumfanges fordern. Die socialpolitischen Gründe wiegen mindestens eben so schwer. Haut den Wald nieder, und ihr zertrümmert die historische bürgerliche Gesellschaft. In der Vernichtung des Gegensatzes von Feld und Wald nehmt ihr dem deutschen Volksthum ein Lebenselement. Der Mensch lebt nicht vom Brode allein. Auch wenn wir keines Holzes mehr bedürften, würden wir doch noch den Wald brauchen. Das deutsche Volk bedarf des Waldes wie der Mensch des Weines bedarf, obgleich es zur Nothdurft vollkommen genügen mag, wenn sich lediglich der Apotheker eine Viertelohm in den Keller legte. Brauchen wir das dürre Holz nicht mehr um unsere äußeren Menschen zu erwärmen, dann wird dem Geschlecht das grüne, in Saft und Trieb stehende zur Erwärmung seines inwendigen Menschen um so nöthiger seyn.

In unsern Walddörfern, und wer die deutschen Gebirge durchwandert hat, der weiß, daß es noch viele ächte Walddörfer in unserm Vaterlande gibt — sind unserm Volksleben noch die Reste uranfänglicher Gesittung bewahrt, nicht bloß in ihrer Schattenseite, sondern auch in ihrem naturfrischen Glanze. Nicht bloß das Waldland, auch die Sanddünen, Moore, Heiden, die Felsen- und Gletscherstriche, alle Wildniß und Wüstenei ist eine nothwendige Ergänzung zu dem cultivirten Feldland. Freuen wir uns, daß es noch so manche Wildniß in Deutschland gibt. Es gehört zur Kraftentfaltung eines Volkes, daß es die verschiedenartigsten Entwickelungen gleichzeitig umfasse. Ein durchweg in Bildung abgeschliffenes, in Wohlstand gesättigtes Volk, ist ein todtes Volk, dem nichts übrig bleibt, als daß es sich mit sammt seinen Herrlichkeiten selber verbrenne wie Sardanapal. Der ausstudirte Städter, der feiste Bauer des reichen Getreidelandes, das mögen Männer der Gegenwart seyn, aber der armselige Moorbauer, der rauhe, zähe Waldbauer, das sind die

Männer der Zukunft. Die Lehre von der bürgerlichen Gesellschaft ist wesentlich die Lehre von der natürlichen Ungleichheit der Menschen. Ja in dieser Ungleichheit der Gaben und Berufe wurzelt die höchste Glorie der Gesellschaft, denn sie ist der Quell ihrer unerschöpflichen Lebensfülle. Wie die See das Küstenvolk in einer gewissen rohen Ursprünglichkeit frisch erhält, so wirkt gleiches der Wald bei den Binnenvölkern. Weil Deutschland so viel Binnenland hat, darum braucht es so viel mehr Wald als England. Die ächten Walddörfler, die Förster, Holzhauer und Waldarbeiter sind der kräftige, derbe Seemannsschlag unter uns Landratten. Rottet den Wald aus, ebnet die Berge und sperrt die See ab, wenn ihr die Gesellschaft in dem gleichgeschliffenen Universalismus der Geistesbildung nivelliren wollt. Wir sehen wie ganz gesegnete Länder, denen man den schützenden Wald geraubt, den verheerenden Fluthen der Gebirgswasser, dem ausdörrenden Odem der Stürme verfallen sind, und ein großer Theil Italiens, des Paradieses von Europa, ist ein ausgelebtes Land, weil sein Boden keine Wälder mehr trägt, unter deren Schutz es sich wieder verjüngen könnte. Aber nicht bloß das Land ist ausgelebt, auch das Volk. Ein Volk muß absterben, wenn es nicht mehr zurückgreifen kann zu den Hintersassen in den Wäldern, um sich bei ihnen neue Kraft des natürlichen, rohen Volksthumes zu holen. Eine Nation ohne beträchtlichen Waldbesitz ist gleich zu achten einer Nation ohne gehörige Meeresküste. Wir müssen den Wald erhalten, nicht bloß damit uns der Ofen im Winter nicht kalt werde, sondern auch damit die Pulse des Volkslebens warm und fröhlich weiter schlagen, damit Deutschland deutsch bleibe.

Die Bewohner der deutschen Walddörfer haben fast durchweg ein ungleich originelleres, frischeres geistiges Gepräge als die der reinen Felddörfer. Hier steht meist mehr feister Wohlstand grell neben größerer Entartung der Sitten als dort. Die Walddörfer sind oft sehr arm, aber ein eigentliches Proletariat sitzt weit entschiedener in den reinen Felddörfern. Die letzteren

sind volkswirthschaftlich, die ersteren social-politisch von größerer Wichtigkeit. Der Waldbauer ist roher, händelsüchtiger, aber auch lustiger als der Feldbauer; es wird oft da ein genialer Lump aus ihm, wo aus dem schwerfälligen Feldbauer ein herzloser Geizhalz geworden wäre. Die Erhaltung oder Vertilgung der alten Volkssitten und Trachten folgt nicht so sehr dem Gegensatze von Bergland und Flachland, als dem von Waldland und Feldland, wofern man unter jenes auch die Heiden, Moore und andere wüste Gegenden einbegreift. Das Waldland ist der Heerd der volksthümlichen Kunst. Ein Dorf ohne Wald ist wie eine Stadt ohne historische Architekturen, ohne Denkmäler, ohne Kunstsammlungen, ohne Theater und Konzerte, kurz ohne gemüthliche und ästhetische Anregung. Der Wald ist der Turnplatz der Jugend, oft auch die Festhalle der Alten. Wiegt das nicht mindestens ebenso schwer als die ökonomische Holzfrage? In dem Gegensatze von Feldland und Waldland tritt die einfachste und natürlichste Vorstufe des deutschen socialen Individualismus zu Tage, der ein Segen der Nation ist, während der politische Partikularismus ihr Fluch.

Die Zopfzeit hatte kein Auge für den Wald, sie hatte entsprechend auch kein Verständniß für das Naturleben im Volksthum, keine Ahnung von den natürlichen socialen Besonderungen. Sie versetzte die fürstlichen Lustschlösser überall in deutschen Gauen aus den waldigen Bergen hinaus in das entwaldete Flachland. Die Kunst der Zopfzeit war aber auch eine fast durchaus undeutsche. Den Künstlern des Zopfes war der Wald zu unordentlich in der Anlage, zu buckelig in den Formen, zu dunkel in der Farbe. Der Wald wird als ein flaches Beiwerk der Landschaft in den Hintergrund geschoben, während die Landschaftsmaler der vorhergegangenen großen Kunstperiode ihre Waldbilder so recht aus der Tiefe der Waldeinsamkeit heraus gemalt haben. Kein Künstler romanischen Stammes hat den Wald gemalt wie Ruisdael und Everdingen; sie setzen sich in ihren besten Bildern geradezu mitten in's Dickicht hinein. Pouſſin

und Claude Lorrain haben großartige Studien am Wald gemacht, Ruisdael aber kann den Wald von Kindesbeinen an auswendig wie das Vaterunser.

Die französisirte Hagedorn-Gleim'sche Lyrik singt Waldlieder, als ob sie auf's Hörensagen hin sich nach dem Wald sehne. Da kommt mit dem wiedererweckten Shakespeare, der des Waldes Herrlichkeit tiefer als Alle poetisch ausgekundet hat, die englische Gartenkunst, die Nachbildnerin der freien Waldnatur, nach Deutschland; gleichzeitig schlägt Göthe den ächten Waldton in deutscher Dichtung wieder an, und von dem Augenblick, wo den Poeten der Wald nicht mehr zu unordentlich erschienen ist, erscheint ihnen auch das derbkräftige Volksthum nicht mehr zu unsauber und struppig zur künstlerischen Gestaltung. Der herrliche neueste Wiederaufschwung der Landschaftsmalerei knüpft sich auf's engste an die erneute Vertiefung der Künstler in das Waldstudium. So musicirten auch zur Zeit, da Goethe seine besten Lieder dichtete, Mozart und Haydn, als ob sie's „den Vögeln abgelauscht," nämlich den Vögeln im Walde, nicht wie eine neueste Zweigschule romantischer Miniaturpoeten den Vögeln, die in vergoldeten Käfigen im Salon ihr krankes Lied schlagen.

Der Wald allein läßt uns Culturmenschen noch den Traum einer von der Polizeiaufsicht unberührten persönlichen Freiheit genießen. Man kann da doch wenigstens noch in die Kreuz und Quere gehen nach eigenem Gelüsten, ohne an die patentirte allgemeine Heerstraße gebunden zu seyn. Ein gesetzter Mann kann da noch laufen, springen, klettern nach Herzenslust, ohne daß ihn die altkluge Tante Decenz für einen Narren hält. Diese Trümmer germanischer Waldfreiheit sind in Deutschland fast überall glücklich gerettet worden. Politisch freiere Nachbarländer, wo die fatalen Abzäunungen der fesselnden Wanderlust gar bald ein Ende machen, kennen sie nicht mehr. Was hilft dem nordamerikanischen Großstädter seine Polizeilosigkeit in den Straßen, wo er nicht einmal im Wald der nächsten Umgegend frei umher laufen kann, da ihn dort die gräulichen Fenze

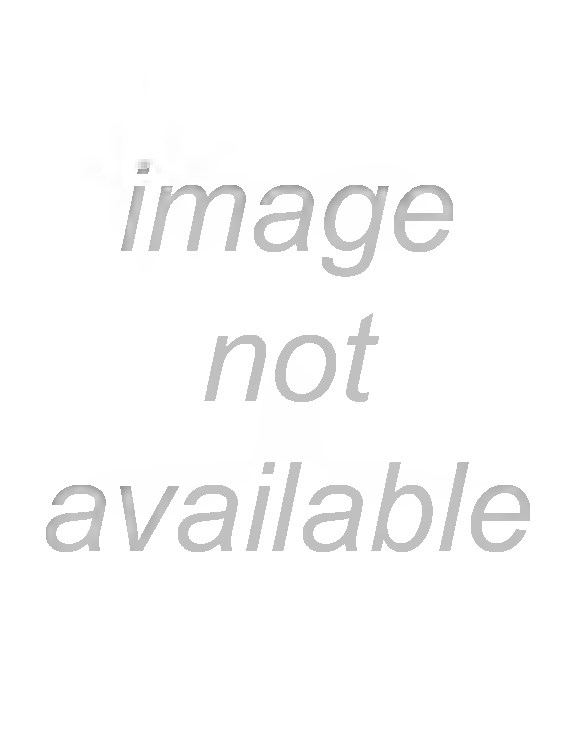


image
not
available

Wenn man auf der Insel Rügen in den von den Norddeutschen als eine Art Urwald gepriesenen uralten Buchenforst der Granitz tritt, so leuchtet dem Wanderer an einem mächtigen Baumstamm ein Placat entgegen mit der Inschrift: daß man in diesem Wald nur umhergehen dürfe in Begleitung eines fürstlich Putbusischen Forstaufsehers zu 5 Sgr. die Stunde. Die Schauer eines Urwaldes in forstpolizeilicher Begleitung zu 5 Sgr. die Stunde genießen, das kann doch nur ein geborener Berliner.

Es ist eine seltsame Begriffsverwirrung, wenn Viele die Waldrodungen in dem Deutschland des 19. Jahrhunderts noch wie ein Urbarmachen des Bodens, wie einen Act der inneren Colonisation ansehen, durch den das gerodete Stück überhaupt erst der Cultur gewonnen würde! Der Wald ist für uns nicht mehr die Wildniß, aus der wir in's geklärte Land hinausstreben sollen, sondern eine wahrhaft großartige Schutzhege unserer eigensten volksthümlichen Gesittung. Den Waldboden roden heißt bei uns nicht mehr ihn urbar machen, sondern nur eine Culturform des Bodens mit einer andern vertauschen. Wer den Werth einer Bodencultur nur nach den Procenten ihres Reinertrags schätzt, der wird freilich Waldflächen roden wollen, um sie „urbar" zu machen. Wir schätzen aber die verschiedenen Formen der Bodencultur nicht bloß nach ihrem materiellen, sondern auch nach ihrem ideellen Werthe ab. Die Verschiedenartigkeit der Bodenculturform ist eine der tiefsten Wurzeln unseres Reichthums an individuellen socialen Bildungen, und damit der Lebensfülle unserer Gesellschaft selber.

Paul Heyse.

Der Kreisrichter.

(1858.)

Am hellen Nachmittag rollte mein Wägelchen über das etwas unsanfte Pflaster der saubern kleinen Stadt und hielt vor dem Wirthshause zum rothen Engel. Schon unterwegs, auf der fünfstündigen Fahrt durch das schöne ebene Land in heiterer Herbstsonne, hatte ich es meinem Freunde Dank gewußt, daß er mich zu dieser Abschweifung von der trostlos geraden Eisenbahnlinie veranlaßt hatte. Ich trug eine Vollmacht von ihm in der Tasche, den Verkauf eines ihm vererbten Weingärtchens in der Umgegend der kleinen Kreisstadt abzuschließen, und einen Empfehlungsbrief an den Herrn Kreisrichter. „Die Bekanntschaft des Mannes wird dich nicht gereuen," hatte mein Freund gesagt, „und die Bekanntschaft der Gegend lohnt sich wahrlich auch. Wer weiß, ob ich das Stück Land, das mir jetzt zur Last ist, nicht einmal zurückkaufen werde, wenn ich um einen Winkel der Welt verlegen bin, wo man sich ohne Haß vor ihr verschließen und das Restchen Leben friedlich tropfenweise ausschlürfen kann."

In der That schien mir der Ort gleich auf den ersten Blick wohl dazu angethan. An der Schwelle der gelinde ansteigenden Vorberge lag der bescheidne Häuserhaufen schon von fern gesehen in großer Behaglichkeit da, während die Winzerhütten und kleinen Landhäuser sich lachend im Grünen über die Ab-

hänge zerstreut und die weitere Aussicht in Besitz genommen hatten.

Der Wein, der hier wächst, ist unberühmt, aber, wie manche geringere Landweine, von einem sehr bestimmten Geschmack und zarter, hellrother Farbe. Wer ihn nur einmal flüchtig gekostet, pflegt ihn hinfort unter die Getränke zu rechnen, die nicht die Gabe haben, das Menschenherz zu erfreuen. Die Landeskinder und Andere, die sich in ihn hinein getrunken haben, verspüren dann und wann in der Gesellschaft der edelsten und kostbarsten Weine aller Zonen ein Heimweh nach ihm, das ich an mir selbst erleben sollte.

In der Gaststube zum rothen Engel war es um diese Stunde leer, wie denn auch die Gassen in tiefer Nachmittagsruhe lagen, als mein Gefährt hindurchrasselte. Der Wirth aber hatte sich tapfer sein Schläfchen abgebrochen und zu mir gesetzt, auch der Gelegenheit wahrgenommen, ein höfliches Glas mitzutrinken. Nach mancherlei Kriegs-, Staats- und Erntegesprächen kam er auf das Neueste vom Jahr, eine große Hochzeit der Bürgermeisterstochter mit dem Sohne des hiesigen größten Kaufmanns, dessen Laden mir, wie ich dem Wirth zu seiner nicht geringen Befriedigung sagen konnte, durch die Mannigfaltigkeit der ausgestellten Producte und eine stattliche Spiegelscheibe, die einzige im Ort, im Vorüberfahren aufgefallen war. „Das junge Paar ist gestern verreist," sagte der Wirth. „Das ist ja die leichtsinnige neue Mode, während es sonst für das Beste galt, den Ehestand im eignen Nest anzufangen. Da bleibt nichts übrig, wenn das ledige junge Volk nicht um sein Tänzchen kommen soll, als eine Nachhochzeit, wie sie heut Abend drüben beim Brautvater gehalten wird. Die meisten meiner Abendgäste sind zwar geladen, aber ich fahre dennoch nicht schlecht dabei," fügte er pfiffig hinzu. „Man hört die Musik über den Markt her deutlich genug, und wir lassen die Fenster auf. Es wird auf den Abend voll werden im rothen Engel, aber

ein Plätzchen am Fenster soll Ihnen aufgehoben sein. Wäre jetzt noch ein Schöpplein gefällig?“

Ich dankte, seinen Wein belobend, und bat ihn, mir den Weg zum Hause des Herrn Kreisrichters zu sagen, da ich mein Geschäft mit ihm bald zu erledigen wünschte. — „Warten Sie,“ unterbrach sich mein Mann in einer sehr gewissenhaften Beschreibung, „da kommt mein Heinrich eben aus der Schule und soll Sie begleiten. Der Herr Kreisrichter hält was auf ihn, wie er überhaupt hübsche Kinder und sauberes junges Volk gern um sich hat. Die Bürgermeisterstochter, die gestern geheirathet hat, war sein Augapfel, und alle jungen Mädel hat er am kleinen Finger, obwohl er schon in Jahren ist und sein Lebtag nicht war, was man eine schöne Mannsperson nennt. Schönheit vergeht, Häßlichkeit besteht, heißt's im Sprüchwort. Als er jung war, mögen sie sich nicht so arg um ihn gerissen haben.“

Damit rief er seinen Buben, der draußen über den Flur gelaufen kam. Es war ein krausköpfiger lebhafter Junge mit schönen schwarzen Augen. Zutraulich faßte er meine Hand und wir wanderten zusammen unseres Weges.

„Sie werden den Onkel jetzt zu Hause treffen,“ sagte mein kleiner Führer. „Wenn die Birnen erst reif sind, geh' ich jeden Nachmittag mit Hans, dessen Vater nebenan wohnt, von der Schule aus an Onkels Garten vorbei. Sobald er uns sieht, ruft er uns herein, und wir dürfen sogar auf den Baum steigen. Hernach geht er wieder aufs Gericht, bis an den Abend.“

Nicht lange, so hatten wir das Ende der Stadt erreicht, und mein Führer machte Miene, auch noch das Thor zu passiren. „Wohnt der Onkel draußen?“ fragte ich.

„Freilich, am Wall; es ist nicht mehr weit zu ihm.“

Wir bogen links ab und betraten den schattigen Spaziergang, der auf den ehemaligen Schutz- und Trutzwerken des friedlichen Ortes hinlief. An einem alterthümlichen grauen

Hause stand der Knabe still. „Hier!“ sagte er. Man sah durch eine Gitterthür neben dem Hause in den Garten hinein. Vorn in der Tiefe des früheren Stadtgrabens standen prachtvolle Nußbäume, die mit ihren Aesten bis an die oberen Fenster herüber reichten. Keine menschliche Seele außer uns genoß ihren Duft und Schatten zu dieser Stunde. Oben aber hörte man eine Geige aus einem der geöffneten Fenster, und die Vögel zwitscherten mit hinein.

„Ist das der Onkel, der spielt?“

Der Knabe nickte. „Vater sagt, er spiele besser als unser bester Stadtgeiger. Aber er spielt keine Tänze, und fast immer aus dem Kopf.“

Ich gab meinem kleinen Freunde die Hand und stand noch eine Weile unten an den steinernen Stufen, während der Knabe dem Thore zusprang. Meine gute Meinung von dem Onkel wuchs, je länger ich in die Fülle des grünen Laubes starrte. Es war ein überaus einsamlicher, erquickender Ort, und zugleich mußte an anderen Stunden eine lustig spazierende wohllöbliche Bürgerschaft die freundlichste Staffage machen.

So erstieg ich endlich, meiner Vollmacht froh, die saubere Treppe. Das untere Geschoß schien unbewohnt, wenigstens hingen die Epheuranken, mit denen die Wände des lustigen Flurs, wohin man blickte, überspinnen waren, wuchernd vor den Thüren und hielten Schloß und Thürgriff umklammert. Nun erscholl das Spiel der Geige voller in dem geschlossenen Raum des Treppenhauses, und da ich langsam stieg, den verstohlenen Genuß mir nicht selbst abzukürzen, war ich noch nicht zur Hälfte hinauf, als ein verwundertes Gesicht oben an den Stufen erschien. Der Mann hatte offenbar eine kurze Abfertigung auf der Zunge, denn ich sah, wie er mit sehr ungehaltener Gebärde ans Geländer trat und den Besuch, der augenscheinlich die Stunde schlecht gewählt hatte, mit raschem Händewinken zur Umkehr bewegen wollte. Als er ein ganz fremdes

Gesicht sah, ergab er sich in die Nothwendigkeit einer wörtlichen Verständigung, und ließ mich völlig heraufkommen.

Er trug einen langen hellen Sommerrock und Schuhe, und ein grauer Schnurrbart bemühte sich umsonst, den harmlosen Zügen einen martialischen Anstrich zu geben.

Ich fragte nach dem Herrn Kreisrichter, und hielt ihm meinen Empfehlungsbrief entgegen.

„Sie hören, daß der Herr Kreisrichter spielt,“ sagte er mit Achselzucken und einem mühsamen Anlauf zur Höflichkeit. „Um diese Stunde besucht ihn sonst Niemand, mein Herr; es weiß ein Jeder, daß ich ihn dann nicht stören darf.“

Ich entschuldigte mich, daß ich fremd sei und dieser schätzbaren Kenntniß bisher ermangelt habe. Dabei schob ich alle Schuld auf den Wirth und seinen Sohn.

„Diese unnützen Buben!“ fuhr er auf, gleichwohl die Stimme dämpfend. „Von ihnen läßt sich der Herr Kreisrichter Alles gefallen. Wir haben keine eigenen Kinder,“ setzte er vertraulicher hinzu. „Da denkt der Mensch immer Wunder welch ein Segen ihm abgeht, und dankt seinem Nachbarn, wenn der ihm vom seinigen borgt, so oft er ihm lästig wird. Manchmal haben wir den ganzen Garten voll und die Taugenichtse fallen wie die Heuschrecken über Sträucher und Bäume her.“

„Ist keine Frau Kreisrichterin im Hause?“

Der Alte schüttelte den Kopf. „Wir sind nicht verheirathet,“ sagte er mit dem Tone eines Mannes, der mit Befriedigung, aber ohne Ueberhebung sich eingesteht, weiser gehandelt zu haben, als die Meisten seiner Nebenmenschen.

Während dieses halblauten Gesprächs an der Treppe wogte der schöne, starke Ton der Violine immer auf und ab und fesselte mich so sehr, daß ich ganz vergaß, was mich herbeigeführt hatte. Der Alte schien durch mein respectvolles Lauschen gewonnen zu werden. „Wenn Sie sich ganz ruhig verhalten wollen,“ sagte er, „will ich Sie ins Vorzimmer treten lassen. Da hören Sie besser und können es ruhig abwarten, bis der

Herr die Geige weglegt." — Er öffnete vorsichtig die nächste Thür, legte noch einmal den Finger auf den Mund und drückte, nachdem ich eingetreten war, die Thür von außen behutsam wie an einem Krankenzimmer ins Schloß.

Ich befand mich in einem überaus hellen, geräumigen Gemach, dessen drei tiefe Fenster, fast bis auf den Boden reichend, den Blick zwischen den Baumwipfeln über Hügel und fernes Gebirg frei ließen. Die reine Luft wehte herein und bewegte die weißen Vorhänge und die Blätter der hochstaudigen Gewächse, die in den Fensternischen standen. Einige Sessel, ein Sopha, dazu ein Schrank mit Musikalien, Alles einfach und bequem, machten das Mobiliar des kleinen Saales aus. Aber die schönsten Kupferstiche an den Wänden und in der einen Ecke, dem günstigsten Licht zugekehrt, die herrliche Statue des antiken betenden Knaben nahmen dem Raum alles Ungastliche der Leere. Man sah einen feinen Sinn in der Auswahl der Bilder und in der Anordnung des Ganzen, und nur der gekräuselte Sand auf den Dielen erinnerte daran, daß der Herr Kreisrichter zu den Honoratioren einer kleinen Stadt gehörte.

Sehr zufrieden mit meiner Lage ließ ich mich auf einem der Sessel nieder, und indem meine Augen zwischen den Stuckarabesken des weißgetünchten Plafonds herumgingen, horchte ich mehr und mehr hingerissen dem Concert im Nebenzimmer.

Es war nicht allein das Fremde und Wunderliche meines Zustandes, das Unverhoffte und Heimliche, was mir den Genuß erhöhte; ich weiß es ganz bestimmt, daß ich niemals vor- und nachher so habe spielen hören. Offenbar war es freie Phantasie, denn es mischten sich gelegentlich Anklänge an bekannte Weisen ein, wie man im Erguß eines innerlichen Gesprächs dann und wann sich an ein schönes Wort eines Dritten erinnert, das die eigenen Gedanken schlagend zusammenfaßt. Aber wenn irgend Musik eine seelenbezwingende Macht hat, so hatte sie diese. Sie war ohne alles Pathos, ohne jegliche Rhetorik. Unscheinbar, ja sogar nüchtern bewegte sich bald dieses,

bald jenes Thema, und wuchs unversehens, und verstärkte sich an ernster Energie der Behandlung, und hatte mich bezwungen, ehe ich mich dessen versah. Eine andere Melodie lös'te dann die erste ab und spielte leichter mit meinen Sinnen, bis die erste wieder auftauchte und daran erinnerte, daß sie ein älteres Recht auf mich hatte. Die dämonische Gewalt des Einfachen habe ich noch nie so deutlich an mir empfunden, wie hier. Wenn der heitere Herbsttag draußen selbst den Bogen geführt hätte, es hätte nicht mehr Stimme der Natur in seinem Spiel sich offenbaren können.

Und so verklang es auch ohne feierliche Schlußcadenz, wie der Wald plötzlich zu rauschen aufhört, wenn der Wind schweigt. Ich hörte einen eigenthümlich ungleichen Schritt und ein Klappen, aus dem ich entnahm, daß die Geige zur Ruhe gebracht wurde. Nun besann ich mich wieder, wo ich war, im Vorzimmer des Herrn Kreisrichters, eine gerichtlich beglaubigte Vollmacht in der Tasche.

Den alten Diener hörte ich jetzt durch eine andere Thür zu seinem Herrn treten und mich anmelden. Einen Augenblick noch, und er öffnete die Thür nach meinem Saal und bat mich, einzutreten.

Mit einer seltsamen Befangenheit trat ich über die Schwelle, und der Anblick, dem ich begegnete, war nicht geeignet, mich in die Stimmung eines Geschäftsbesuches sogleich zurückzuführen. Das Gemach war kleiner, aber nicht minder hell, und durch einen Teppich wohnlicher, als das erste. Ein großer Schreibtisch stand mitten im Zimmer zwischen den tiefen Fenstern, zu beiden Seiten mächtige Oleanderbüsche in voller Blüthe. Die Wand mir gegenüber war mit einem einzigen großen Bilde geschmückt, einer Copie jenes wunderbaren Meisterstücks des ältern Palma, das über dem Seitenaltar in Santa Maria Formosa zu Venedig steht: die heilige Barbara im dunkelrothen Gewand, das Haar goldbraun, die lebendigen Augen ernsthaft auf den Beschauer gerichtet. Unter dem Bilde stand ein niedriges Canapee,

ein Tischchen davor. Sonst kein Bild in dem ganzen Zimmer, und die übrigen Wände mit Bücherschränken verstellt.

Am Tische stand der Kreisrichter.

Ich hatte die Worte meines Wirths, die mich auf die Bekanntschaft eines nicht eben schönen Mannes vorbereitet, über dem Concert gänzlich vergessen. Ich war auf einen einfachen, rüstigen und stattlichen Mann gefaßt, dessen heiter vornehmes Gesicht in den Rahmen dieses Hauses wohl hineinpaßte. Fast das völlige Widerspiel meiner Erwartungen stand mir gegenüber.

Eine hochaufgeschossene, unreife Gestalt, wie eines zu rasch gewachsenen Knaben, ungeschickt in den Kleidern hängend, trug einen Kopf von der entschiedensten Häßlichkeit. Der Blick eines einzigen hellgrauen Auges fiel mir ruhig entgegen; das andere, das zu fehlen schien, war von der Wimper verschlossen, die Nase und der untere Theil des Gesichts sehr schmal und verkümmert; man konnte nicht glauben, daß jemals das Roth der Jugend auf diesen Lippen und Wangen geschimmert hatte. Die Stirne sprang vor wie in alten Häusern das obere Geschoß über dem untern, breit und hoch; einige Büschel fahlblonder Haare hingen darüber herab. Aber selbst diese bedeutende und ungewöhnliche Bildung des Schädels vermochte die Nüchternheit des Gesichts nicht sonderlich zu beleben, und die Häßlichkeit zu einer solchen zu machen, welche die Franzosen le beau du laid zu nennen pflegen. Ich habe nie einen Kopf von so erloschenem Colorit gesehen.

Nicht minder unglücklich war die Haltung der Gestalt. Der Kopf neigte sich leicht auf die linke Seite, der linke Arm war offenbar ein wenig kürzer, als der rechte, und wie der Mann an dem Tische stand, auf den rechten Fuß gestützt, den linken mit der Spitze gegen den Teppich gestemmt, war es unzweifelhaft, daß sich die Uebervorthellung der linken Seite bei der Vertheilung der natürlichen Gaben bis auf den Fuß herab erstreckt hatte.

Unwillkürlich glitt mein Blick von der seltsam vernachläs-

sigten Mannesgestalt auf das Bild der Heiligen, das in sicherer Fülle der Schönheit fröhlich neben ihm blühte und den goldnen Rahmen verdunkelte.

Er weidete sich offenbar an meinem ersten Staunen, und ich sah ein sehr feines Lächeln über seine Züge fliegen. Dabei öffnete er leise die Lippen, und eine Reihe der schönsten Zähne gab plötzlich dem unscheinbaren Munde Reiz und Adel.

„Sie müssen das Original des Bildes gesehen haben,“ fing er an, ohne eine weitere Vorstellung meinerseits abzuwarten. „Ich sehe es an Ihren Augen, daß Sie es nicht zum erstenmale bewundern. Dieser Copie hier, obwohl sie mit Sorgfalt und Verstand gemacht ist, fehlt denn doch gerade das, was an der echten Barbara auf den ersten Blick hinreißt.“

Dabei hatte er den Kopf flüchtig nach dem Bilde gewandt und war von dem Tisch zurückgetreten. Seine Bewegungen waren rasch und frei, das Auge glänzte zu dem Gemälde hinauf, und seine Stimme klang voller und tiefer, als man der schmalen Brust zugetraut hätte.

Ich sagte ihm, daß ich allerdings die kaum verjährte Erinnerung an dieses Bild aufs Lebendigste Zug für Zug in mir trüge.

„Sie werden sie behalten, so lang Sie leben!“ sagte er feierlich; dann in leichterem Ton: „Werden Sie glauben, daß ich mit diesem Bilde schon Todte erweckt habe?“

Ich sah ihn fragend an.

„Verstehen Sie mich,“ fuhr er lächelnd fort, „meine Todten gingen aufrecht auf ihren Füßen herum, aßen, tranken und schliefen, und Einige trieben den Hochmuth so weit, daß sie sich sogar einbildeten, zu wissen, was Leben sei. Und doch waren es Menschen ohne Lebensflamme, wie sie eine kleine Stadt denn eben vielfach beherbergt. Wenn sie mich lange genug gedauert oder geärgert hatten, führte ich sie auf die Stelle, wo Sie jetzt stehen. Da kamen sie nach und nach zu sich, und wurden demüthig, und die Schuppen fielen ihnen von den Au-

gen. Wo es nicht zündete, war sicher ein Stein in der Brust. Aber ich hüte mich wohl, mein Wunder zu oft zu thun. Manche gute Gesellen sind eben zu schwach, das Leben zu ertragen; es macht sie unglücklich, wenn man sie ihrem Scheintod, ihren mittelmäßigen Wünschen, ihren engen Bedürfnissen entreißt. Die Schönheit ist nur für den frommen Muthigen, der keine Götzen haben will neben ihr. Für die Anderen — ist das!"

Mit diesem Worte zog er einen grünen Seidenvorhang an einem Schnürchen über das Bild. „Im Nu ist es dunkler im Zimmer," sagte er ernsthaft. — „Aber Sie kommen in Geschäften. Dafür giebt uns die Sonne draußen Licht genug."

Er schob mir einen Sessel neben den Schreibtisch und setzte sich selbst. Nachdem er den Brief gelesen und die Vollmacht geprüft hatte, sagte er: „Bis auf den Einen Punkt, der mit dem Käufer mündlich zu erledigen ist, steht dem Vollzuge des Kaufs nichts im Wege. Ich kann Sie zu jenem Herrn führen, mit dem Ihr Freund in Unterhandlung steht, und die Sache ist mit drei Worten und einem Federzug abgethan. Eilt es Ihnen mit der Abreise? Gut, so machen wir uns unverzüglich auf den Weg. Wollen Sie aber die Nacht darangeben, so fügt sich Alles besser. Ich mache es mit dem Wirth schon aus, daß Sie mein Gast sind und unter meinem Dach übernachten. Auf den Abend lade ich Sie zu einer Tanzgesellschaft bei unserm Bürgermeister, meinem braven alten Freund. Dem Käufer des kleinen Grundstückes werden Sie dort ebenfalls begegnen, und können bei einem Glase Wein den Handel freundschaftlich ins Reine bringen. Ich sehe es Ihnen an, daß Sie bleiben. Machen Sie mir die Freude!" —

Ich schlug in die herzlich dargebotene Hand. „Wie schlecht verstünde ich mich auf meinen Vortheil," sagte ich, „wenn ich solcher Bitte widerstehen könnte. Leider haben Sie keinen Tänzer an mir."

„Wenn die Mädchen damit zufrieden sind, ich lasse mir's

schon gefallen, einen sehenden Menschen neben mir zu haben. Die Jugend hier ist gesund, und das ist in jungen Jahren die halbe Schönheit. Auch haben sie noch Race. Achten Sie auf die feine Form der Köpfe und die zarte Bildung der Schläfen, und im Gang und Tanz und Sitzen die natürliche Anmuth. Väter und Mütter sehen das wohl auch und mögen es auch gern von mir hören; wenn sie es nur völlig zu schätzen wüßten! Aber von dem ersten besten jungen Fant hören sie es doppelt so gern.

„Ich habe Sie da gleich mit meiner Schwäche bekannt gemacht," fuhr er heiter fort, indem er aufstand. „Allein ich habe ein Vertrauen zu Ihnen gefaßt, und auch das kommt von oben, wie alles Gute. Lassen Sie mich's denn genießen, was mir nicht oft beschieden ist, meinem alten Hange nachzuhängen, ohne daß mich meine biedern Nachbarn für einen Narren halten, dem man Vieles hingehen lassen muß, weil er sonst eine ehrliche Haut ist. Sie sind in Italien gewesen. Sie wissen, wie einem Herz und Augen zuwellen übergehen."

Er rief dem Diener und ließ sich den Hut bringen. „Jetzt in die Kanzlei," sagte er, „und Abends zu Ihnen in den Engel, Sie zum Fest abzuholen."

Wir gingen zusammen den grünenden Treppenflur hinab. Ein Schwalbenpaar flog durch das offne Fensterchen schwirrend hinaus. „Dort im Winkel ist ihr Nest," sagte der Kreisrichter. „Das sind meine sommerlichen Hausgenossen und die einzige Familie hier am Ort, deren Kinder sich nicht an den Onkel gewöhnen wollen. Es muß wohl an ihnen liegen, denn ich habe die Gelbschnäbel herzlich gern."

Damit traten wir auf den Wall hinaus, und mein Gastfreund machte mich auf einen Weg aufmerksam, der quer durch den schattigen Grund in die jenseitigen Hügel hinüberlief. „Er führt Sie auf einen Punkt, wo Sie die ganze Herrlichkeit unseres Städtchens überschauen. Möge sie Gnade vor Ihren Augen finden."

Ich folgte dem Fußweg, während er dem Thor zuwandelte. Hinter einem der Bäume blieb ich stehen und sah ihm nach, wie er mit seltsam schleifendem Gang, das Haupt auf die Seite geneigt, von den spielenden Sonnenlichtern überflogen, unter den Bäumen hineilte, die Arme auf dem Rücken, bei aller Ungestalt und Verwahrlosung des Aeußern eine wohlthuende Erscheinung. Oder waren meine Augen schon von seiner Stimme bestochen?

Namenregiſter.

Band. Seite.

Alexis, Willibald.
Der Göthakanal und der Trollhätta . . . . . III. 148
Arndt, E. M.
1. Leben auf der Inſel Rügen vor 65 Jahren . . . . II. 85
2. Portrait des Freiherrn vom Stein . . . . . II. 92
3. Göthe und Stein . . . II. 97
Arnim, A. v.
Von Volksliedern . . . II. 375
Auerbach.
Der Gang zum erſten Tanz III. 396
Bettina von Arnim.
1. Morgenwanderung zur Linde . . . . . II. 455
2. Salzburg und Savigny II. 457
Boiſſerée.
Der Dombau zu Köln . . II. 413
Börne.
Ueber den Umgang mit Menſchen . . . . . II. 496
Brentano.
1. Gockels Leichenrede auf Aleftryo . . . . . II. 288
2. Der Welt Urtheile über geiſtliche Vereine . . . II. 291
Bülow.
Ziel und Entwicklung der Kriegskunſt . . . . . II. 15

Band. Seite.

Büſch.
Ueber den Werth des Geldes I. 76
Carl Auguſt, Herzog v. Weimar.
Briefe an Knebel . . . . I. 375
Chamiſſo.
Peter Schlemihl, der Schattenloſe . . . . . II. 382
Claudius.
Stücke aus Asmus.
1. Was ich wohl mag . . I. 148
2. Paraphrasis Evangelii Johannis . . . . . I. 148
3. Eine Chria, darin ich von meinem akad. Leben und Wandel Nachricht gebe . I. 149
4. Lavaters phyſiognomiſche Fragmente . . . . . I. 151
5. Ueber das Gebet . . . I. 155
Dahlmann.
Ueber politiſche Bildung . II. 460
Droyſen.
Luther in Worms und ſein Werk . . . . . III. 370
Duncker.
Wiſſenſchaft und Kunſt der Griechen vor den Perſerkriegen . . . . . III. 392
Eichendorff, J. von.
Aus dem Leben eines Taugenichts . . . . . III. 31

Band. Seite.

Engel.
Aus dem Charaktergemälde Herr Lorenz Stark.
1. Die Krisis . . . . . I. 181
2. Vater und Sohn . . . I. 185

Fallmerayer.
Der immergrüne Buschwald in Kolchis . . . . . III. 70

Fechner-Mises.
Der Tod . . . . . III. 252

Fichte.
Schlußrede an die Deutschen I. 427

Forster.
Das Ideal der menschlichen Schönheit . . . . . I. 366

Fouqué, F. de la Motte.
Der Rothmantel . . . . II. 274

Freytag.
Die erste Begegnung . . III. 402

Gagern, Fr. von.
Brief eines kleinstaatlichen Diplomaten an — seines Gleichen . . . . . III. 90

Garve.
1. Cicero und sein Uebersetzer I. 204
2. Charakter u. Handlungen I. 206

Gellert.
1. Der Mann mit einem Laster und vielen Tugenden . . I. 38
2. Der regelmäßige Müßiggänger od. der Mann ohne Laster und ohne Tugend I. 41
3. Briefe . . . . . I. 43

Gentz.
Trostworte an die wahren Deutschen . . . . . I. 478

Gervinus.
1. Herders größtes Verdienst III. 299
2. Charakter der Geschichte des 19. Jahrhunderts . III. 305

Glaubrecht.
Die Zopfzeit . . . . . III. 349

Görres.
1. Das Mittelalter . . . II. 238
2. Vergangenheit und Zukunft ꝛc. . . . . II. 243

Band. Seite.

Göthe.
1. Klopstocks Messias . . I. 278
2. Der neue Paris . . . I. 281
3. Aus Ottiliens Tagebuch I. 295
4. Dichtkunst und Dichter . I. 298
5. Der Dichter im convent. Leben . . . . . I. 302

Gotthelf.
Verlobung am Brunnen . III. 154

Grimm, J.
1. Die Sagen . . . . . II. 423
2. Die deutschen Mundarten II. 427
3. Deutsches und fremdes Recht . . . . . II. 430
4. Die deutsche Sprachwissenschaft . . . . . II. 434

Grimm, W.
1. Poesie des Nordens . . II. 480
2. Nibelunge Noth . . . II. 482

Grimm, Brüder.
1. Sagen . . . . . II. 485
2. Märchen . . . . . II. 488

Grüneisen.
Das Münster zu Ulm . . III. 264

Gutzkow.
Der Gasthof zum Pelikan . III. 379

Hackländer.
Alhambra . . . . . III. 410

Hamann.
1. Denkmal . . . . . I. 96
2. Ueber seinen Lebenslauf I. 100
3. Golgatha und Schedlimini . . . . . I. 104

Hase.
Geburt und Wiedergeburt des Heiligen . . . . . III. 245

Hauff, Hermann.
Volkstracht und Modetracht III. 237

Hauff, Wilhelm.
Märchen als Almanach . . III. 268

Häusser.
Die Schlacht von Marengo III. 471

Hebel. Drei Erzählungen.
1. Der geheilte Patient . . I. 412
2. Ein gutes Rezept . . . I. 415
3. Unverhofftes Wiedersehen I. 416

Band. Seite.

Heeren.
Die Seltenheit classischer Geschichtschreiber . . . . I. 420
Hegel.
1. Hamann und seine Zeit . II. 109
2. Schillers Wallenstein . II. 112
Hegner.
1. Empfindsamkeit . . . I. 384
2. Vorlesen und Deklamiren I. 390
Heine.
Grubenfahrt im Harz . . III. 220
Helmholtz.
Die künftige Temperatur unseres Planetensystems ꝛc. III. 487
Herder.
1. Unsere Erde ist ein Stern unter Sternen . . . . I. 251
2. Die Religion als höchste Humanität . . . . . I. 254
Heyse.
Der Kreisrichter . . . . III. 499
Hippel.
1. Ueber die Herrschaft in der Ehe . . . . . I. 168
2. Testament einer sterbenden Braut an ihren Geliebten I. 172
Höfer.
1. Die See . . . . . III. 480
2. Der Wald . . . . . III. 483
Hoffmann, E. T. A.
Ritter Gluck . . . . . II. 225
Hölderlin.
Die Athenienser . . . . II. 102
Hormayr.
Andreas Hofer . . . . . II. 368
Huber, L. F. und Therese —.
Der Müllerin Heirathsgeschichte . . . . . I. 472
Humboldt, A. v.
1. Das Leben i. d. Schöpfung II. 72
2. Die Tropengewächse . . II. 76
3. Die verschiedenen Stufen des Naturgenusses . . II. 78
Humboldt, W. v.
1. Poesie und Philosophie in Schiller . . . . . I. 491

Band. Seite.

Humboldt, W. v.
2. Ueber den menschlichen Entwicklungsgang in der Sprache . . . . . I. 495
Immermann.
Der Hofschulze mit seinem Gesinde . . . . . III. 127
Jacobi.
Der Kunstgarten . . . . I. 224
Jacobs.
Kunst und Bürgerthum in Griechenland . . . . . I. 485
Jahn.
1. Ueber das Bücherlesen . II. 296
2. Turnanstalten . . . . II. 302
Joseph II.
Aus seinen Briefen . . . I. 176
Jung-Stilling.
Familienleben ꝛc. . . . . I. 160
Kant.
Von der Natur als einer Macht . . . . . I. 66
Kerner, J.
Die Universität Mittelsalz . II. 473
Kleist, H. v.
Michael Kohlhaas . . . II. 258
Klopstock.
Guter Rath der Aldermänner I. 72
Klumpp, F. W.
Das evangelische Missionswesen . . . . . III. 60
Knebel.
Ueber die Kunst zu lesen . I. 258
Knigge.
Ueber den Umgang mit sich selber . . . . . I. 355
Kölle.
Das Landvolk in Italien . II. 389
Krummacher.
Parabeln.
1. Die Reue . . . . . II. 58
2. Der Mohrensclave ꝛc. . II. 59
3. Der Edelstein . . . . II. 61
Kugler.
Allgemeiner Charakter des gothischen Styles . . . III. 358

Band. Seite.

Lavater.
1. Physiognomische Regeln I. 191
2. Den sechsten Januar. Aus seinem Tagebuche . . . I. 200

Leo, H.
Die Italiener . . . . . III. 184

Lessing.
1. Fabeln . . . . . I. 81
2. Prolog zum Epilog der Hamb. Dramaturgie . . I. 83

Lichtenberg.
1. Zerstreute Bemerkungen I. 211
2. Kopernikus . . . . . I. 218

Liebig.
Ueber das Studium der Naturwissenschaften . . . III. 274

Löher.
Nizza und Umgegend . . III. 465

Martius.
1. Der brasilianische Urwald III. 83
2. Der Aequator . . . . III. 86

Mendelssohn.
Unbegründete Beschuldigungen wider die Vernunft . I. 92

Menzel, W.
1. Jean Paul . . . . . III. 163
2. Erwachen des deutschen Volksgeistes ꝛc. . . . . III. 170

Meyer, J. F. v.
Der Naturgeist . . . . II. 151

Mohl, Rob. v.
Lord Wellesley . . . . III. 205

Mommsen.
Julius Cäsars Charakter . III. 445

Möser.
1. Die Erziehung ꝛc. ꝛc. . I. 53
2. Eine Bauern-Theodicee . I. 57

Moser, F. K. von.
1. Regierungsantritt . . . I. 59
2. Christliche Räthe . . . I. 61
3. Johann Jakob Moser . I. 63

Moser, J. J.
1. Geschichte meiner Religion I. 26
2. Temperament . . . . I. 29

Mosheim.
Die Gleichh. aller Menschen ꝛc. I. 17

Band. Seite.

Mozart.
Brief ohne Datum . . . I. 370

Müller, J. v.
Die Gefahren der Zeit . . I. 345

Mundt.
Die Reform der deutschen Sprache . . . . . III. 344

Musäus.
Veit und Rübezahl . . . I. 122

Nathusius, Marie.
1. Die Verlobung . . . III. 436
2. Wahre Liebe . . . . III. 444

Neander, A.
1. Die rechte und falsche Art der Schriftauslegung . III. 45
2. Wilberforce . . . . . III. 50

Nicolai.
Die Klosterschule in Altwirtemberg . . . . . I. 106

Niebuhr.
1. Einl. in die röm. Gesch. II. 250
2. Ueber Veränderungen im Staatsleben . . . . . II. 254

Novalis.
1. Stillleben im Mittelalter II. 144
2. Aphorismen über Poesie II. 146

Oken.
Kunst in Aphorismen . . II. 314

Passavant, J. C.
Willensfreiheit . . . . . III. 55

Passavant, J. D.
1. Rafael und Dürer . . II. 506
2. Rafaels Eigenschaften . II. 508

Pestalozzi.
Bild eines Armenhauses . I. 269

Pfizer, G.
Luthers Welt- und Lebensansicht . . . . . III. 334

Pfizer, P. A.
Stellung Oestereichs und Preußens zu dem übrigen Deutschland . . . . . III. 256

Pückler, Fürst.
Warwick-Castle . . . . II. 466

Rabener.
Kleider machen Leute . . I. 31

Band. Seite.

Rahel.
Saatkörner . . . . . II. 123
Radowitz, J. v.
Denkschrift über die vom deutschen Bunde zu ergreifenden Maßregeln . . . III. 142
Ranke.
1. Anfänge Luthers . . . III. 102
2. Persönliche Stellung des Cardinals Richelieu . . III. 111
Raumer, F. v.
Sturm auf Jerusalem 1099 II. 394
Raumer, K. v.
1. Ueber die Ausbildung der Sinne . . . . . II. 406
2. Bildung z. Gelehrsamk. ꝛc. II. 409
Rehfues.
Der Golf von Neapel . . II. 326
Reimarus.
Von der Unsterblichkeit . . I. 22.
Richter, Jean Paul Fr.
1. Der Armenadvokat Siebenkäs . . . . . I. 454
2. Musik der Musik . . . I. 460
3. Mutterpflicht . . . . I. 469
Riehl.
Der Wald . . . . . III. 492
Ritter, C.
Die Raumerfüllung auf der Erde . . . . . II. 317
Rosenkranz.
Das Epos des Volkes . . III. 295
Rotteck.
Napoleons Despotie . . . II. 220
Rumohr.
Vom Begriffe der Höflichkeit II. 437
Sailer.
Tiefsinnige Sprüche . . . I. 336
Savigny.
Wesen und Werth der deutschen Universitäten . . . II. 305
Schelling.
1. Aussichten für die Kunst II. 213
2. Gott und das Böse . . II. 215
Schiller.
1. Wilhelm von Oranien . I. 401

Band. Seite.

Schiller.
2. Der wahre Künstler . . I. 406
3. Brief an W. v. Humboldt I. 409
Schlabrendorf, Graf von.
1. Nordamerikaner und Adel I. 308
2. Vor der Schlacht von Waterloo . . . . . I. 310
Schlegel, A. W.
1. Raphaels Madonna . . II. 39
2. Ueber tragisches und komisches Drama . . . II. 46
Schlegel, Fr.
1. Sokrates . . . . . II. 132
2. Die Aufgabe der christl. Kunst . . . . . II. 137
Schleiden.
Die Palmen . . . . . III. 288
Schleiermacher.
1. Das Leben der Phantasie II. 62
2. Reich Gottes und Wiedergeburt . . . . . II. 64
3. Ueber die christliche Gastfreundschaft . . . . . II. 68
Schlosser, F. C.
Friedrich Wilhelm I. . . . II. 266
Schnaase.
1. Brügge . . . . . III. 175
2. Ueber den religiösen Ausdruck der Gemälde . . III. 179
Schubart.
1. Geschichte seiner Gefangennehmung . . . . I. 137
2. Brief nach seiner Freilassung . . . . . I. 145
Schubert.
1. Die Frage nach der Seele und ihrem Seyn . . . II. 338
2. Die Naturtriebe der Seele II. 353
3. Schelling in Jena . . II. 358
Seume.
Der Aetna . . . . . I. 447
Solger.
Der Humor . . . . . II. 362
Spittler.
Die Jugend des Herzogs Christoph von Wirtemberg I. 360

Band. Seite.

Steffens.
1. Der Schneeſturz in Grönland . . . . . II. 159
2. Ein norwegiſches Gehöfte II. 162
3. Die Wunder der heiligen Geſchichte . . . . . II. 164
4. Steffens mit Tieck . . II. 175

Stein, Freiherr vom.
Denkſchrift über Deutſchlands künftige Verfaſſung . . I. 380

Stifter.
Die Waldwanderung . . III. 325

Stöber.
Weſſen Licht brennt länger? III. 134

Stolberg, Fr. L. Graf zu.
Der Vierwaldſtädterſee . . I. 318

Sybel, H. v.
Entwicklung der Habsburgiſchen Weltherrſchaft . III. 455

Theremin.
Die geiſtliche Beredſamkeit II. 400

Thibaut.
Kirchenmuſik außer d. Choral II. 203

Tholuck.
Das in Gott verborgene Leben . . . . . III. 198

Thümmel.
1. Ueber Correſpondenzen . I. 133
2. Kerkerleben . . . . . I. 134

Tieck.
1. Elfenwunder . . . . II. 183
2. Die Kunſt zu ſpeiſen . . II. 191
3. Des Prieſters Lebenslauf II. 195
4. Dichter, etymologiſch ꝛc. II. 200

Band. Seite.

Uhland.
Die nordiſchen Mythen . . II. 501

Ullmann.
Deutſche Theologie . . . III. 121

Varnhagen von Enſe.
1. Schwerins Tod . . . II. 442
2. Wilhelm von Humboldt II. 445

Voß, J. H.
Erinnerungen aus meinem Jugendleben . . . . . I. 329

Waagen.
Petrus Paulus Rubens . III. 77

Wackernagel, Philipp.
1. Poeſie und Proſa . . . III. 226
2. Die Lieder Luthers . . III. 233

Wackernagel, Wilhelm.
Die Cathedrale von Sevilla III. 310

Weſſenberg.
Die Sittlichkeit der Schaubühne . . . . . II. 208

De Wette.
Der Straßburger Münſter II. 331

Wieland.
1. Demokrits Strafpredigt I. 110
2. Was iſt Wahrheit? . . I. 114

Wildermuth, Ottilie.
Ein Stadtſchreiber . . . III. 428

Winkelmann.
Von der Grazie ꝛc. . . . I. 47

Wolf, F. A.
Aufgabe der Alterthumswiſſenſchaft . . . . . I. 394

Zſchokke.
Die ewigen Parteien . . II. 115

In gleichem Verlage sind nachstehende Bücher erschienen und stets durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die schönsten Sagen

des

klassischen Alterthums.

Nach seinen Dichtern und Erzählern

von

Gustav Schwab.

Vierte Auflage in drei Theilen.

Mit sechs sorgfältig ausgeführten Kupfern.

75 Bogen auf feinem Velinpapier. Preis geh. 3 Thlr. — fl. 5. 24 kr. — Sehr elegant in halb Leinwand geb. 3 3/5 Thlr. — fl. 6. 24 kr. rhein.

Inhalt: **Erster Theil.** Prometheus. — Die Menschenalter. — Deukalion und Pyrrha. — Jo. — Phaethon. — Europa. — Kadmus. — Pentheus. — Perseus. — Jon. — Dädalus und Ikarus. — Die Argonautensage. — Meleager und die Eberjagd. — Tantalus. — Pelops. — Niobe. — Salmoneus. — Aus der Herkulessage. — Bellerophontes. — Theseus. — Die Sage von Oedipus. — Die Sieben gegen Thebe. — Die Epigonen. — Alkmäon und das Halsband. — Die Sage von den Herakliden. —

Zweiter Theil. Die Sagen Troja's von seiner Erbauung bis zu seinem Untergang.

Dritter Theil. Die letzten Tantaliden. — Odysseus. — Aeneas.

Die Aufnahme, welche dieses Werk bisher in allen Kreisen, bei Jung und Alt, gefunden hat — so daß vier starke Auflagen seit dem ersten Erscheinen nöthig geworden sind — ist der sprechendste Beweis für seine Trefflichkeit. Wie es ein „Lieblingsbuch" des verehrten Verfaßers gewesen, so wird es auch ferner als eine Quelle würdiger Erholung und reicher Belehrung eine der anziehendsten Gaben, insbesondere für die Jugend, bleiben.

G. Schwab's deutsche Volksbücher

— Der gehörnte Siegfried. Die schöne Magelone. Der arme Heinrich. Hirlanda. Genovefa. Das Schloß in der Höhle Xa Xa. Griseldis. Robert der Teufel. Die Schildbürger. Die vier Heymonskinder. Kaiser Oktavianus. Die schöne Melusina. Herzog Ernst. Doktor Faustus. Fortunat und seine Söhne. —

Vierte Auflage, mit 180 Illustrationen

nach Zeichnungen von

Camphausen, Dietrich, Ehrhardt, Grosse, Manes, v. Oër, Pletsch, Sachse,

in Holzschnitt ausgeführt durch

Hugo Bürkner in Dresden.

Exemplare in Umschlag broschirt 3½ Thlr. fl. 6. — Rh. In schönem Halbfranzband mit Stempelvergoldung 18 Sgr. — 54 kr. — höher.

Schiller's Leben

in drei Büchern

von

Gustav Schwab.

Ausgabe

zum hundertjährigen Gedächtnißtage der Geburt Schiller's

1859.

Classiker-Format. 50 Bogen. Eleg. geh. 24 Sgr. fl. 1 12 kr. rhein.

Diese treffliche Lebensbeschreibung — zum erstenmale erschienen 1840 bei der Einweihung des Schiller-Denkmals in Stuttgart — geht zu einer Zeit wieder hinaus, wo ihr von Neuem eine große Anzahl von Freunden begegnet. Es ist bekanntlich die lebendigste Charakteristik des Dichters und seiner Werke, von der Hand des Dichters: wir besitzen kein ähnliches Buch. Gerade bei dem Anlaß, der die Erinnerung an Schiller von Neuem wach gerufen, wird eine so belehrende und vor Allem auch das Verständniß aller einzelnen Dichtungen Schiller's fördernde Schrift einem großen Kreise willkommen sein, und die Verbreitung ist durch den ungewöhnlich wohlfeilen Preis doppelt erleichtert.

Für die Besitzer der Werke Schiller's in der

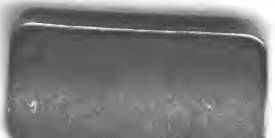
Ausgabe in Groß Octav-Format

ist von unserer Biographie ebenfalls eine im Aeußeren sich genau anschließende neue Ausgabe erschienen und zu dem Preise von 1 Thlr. — fl. 1. 48 kr. Rh. in allen Buchhandlungen zu erhalten.

89049238009

b89049238009a

Digitized by Google



89049238009

b89049238009a